Neuer Plutarch, oder; Kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten ...

Pierre Blanchard, Friedrich Karl Kraft

Blanchard

Blanchard
A

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

T. Blaschke sc.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeſchreibungen

der

berühmteſten Männer und Frauen aller Nationen

von den älteſten bis auf unſere Zeiten.

Nach dem Franzöſiſchen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgeſetzt

von

Friedrich Kraft.

Dritter Band.

Mit fünfzig Porträten.

Peſth 1815, bei C. A. Hartleben.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
911109
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

Neuer Plutarch.

Dritter Band.

Solon.
Aesop.
Anacreon.
Leonidas.
Thucydides.
Cimon.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Solon,

athenienſiſcher Geſetzgeber.

Lebte ungefähr 600 Jahre vor Chriſti Geburt.

Solon war von einer der älteſten athenienſiſchen Familien, da aber ſein Vater einen Theil ſeines Vermögens verloren hatte, mußte Solon in ſeiner Jugend ſich auf die Handlung verlegen. Dieſe Beſchäftigung brachte ihm nach ſeinem eigenen Bekenntniſſe den Vortheil, daß er auf ſeinen Reiſen das Schönſte und Merkwürdigſte fremder Länder kennen lernte. So erwarb er ſich politiſche und philoſophiſche Kenntniſſe, dabei trieb er auch die Dichtkunſt mit Luſt und Eifer, vernachläſſigte die Redekunſt nicht, und wurde dadurch eben ſo liebenswürdig als tugendhaft.

Als er nun in ſein Vaterland zurückkehrte, lebte er ſo weiſe, daß ihn alle ſeine Mitbürger ſchätzten und liebten. Er war es, der den Athenern den Beſitz der ſalaminiſchen Inſel verſchaffte. Die Begierde ſich derſelben zu bemächtigen, hatte ſchon einen langen Krieg angefacht, und die Athener deſſen müde, ein Geſetz gegeben, welches den zum

Tode verdammte, der noch einmal den Anfang dieſes Streites vorſchlagen würde. Solon, welcher den Beſitz von Salamis für Athen vortheilhaft fand, ſtellte ſich unſinnig, und verfaßte ein Stück in Verſen, wodurch er die Athener aufs Neue zu jenem Angriffe bewegen wollte. Dieſes ſang er, indem er ſich verwirrt ſtellte, auf dem Markte ab, und entflammte ſo wirklich ſeiner Mitbürger Muth zu jener Unternehmung. Der Krieg wurde fortgeſetzt, und Solon, dem die Leitung übertragen war, führte ihn mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß er die Megarenſer aus Salamis vertrieb und dieſe Inſel den Athenienſern unterwarf. Dadurch und durch viele andere Dienſte, welche er dem Gemeinweſen leiſtete, erwarb er ſich ein ſolches Anſehen, daß er in der Folge einen ſeltenen Gipfel der Macht erſtieg.

Lange Zeit hatte Unordnung und Verwirrung Athen zerrüttet; die Bürger waren durch verſchiedenes Intereſſe getrennt, die größte Unzufriedenheit aber entſtand aus der Ungleichheit der Güter. Die geringere Klaſſe war ſo in Schulden verſunken, daß viele am Ende die Reichen mit ihrer eigenen Perſon bezahlen mußten, und ſo Sklaven geworden waren. Ein Theil davon war in fremde Länder verkauft worden, ein anderer ſchmachtete in Sklaverei und Elend. In dieſer grauſamen Lage drohete ein Aufruhr auszubrechen, und die ver-

ſtändigſten Athenienſer warfen ihre Augen auf So-lon, ſie baten ihn, ein Mittel aufzufinden, wie die Republik zu retten wäre. Solon weigerte ſich, weil er auf jeden Fall entweder die Armen oder die Rei-chen unzufrieden machen mußte. Demungeachtet unterzog er ſich dieſem gefährlichen Verſuche. Viele ſeiner Freunde riethen ihm, ſich bei dieſer Gelegen-heit der Regierung zu bemächtigen; er wollte es nicht, ſondern gab ſich nur Mühe ein billigeres Verhältniß zwiſchen den Reichen und Armen dadurch herzuſtellen, daß er den letzteren ihre Schulden er-ließ. So weiſe dieſe Maßregel auch war, ſo wur-de Solon doch von allen getadelt, die Reichen ſchrieen laut, und die Armen beklagten ſich, daß er nicht wie Lycurg die liegenden Güter getheilt hätte. Voll Feſtigkeit aber und Zuverſicht ſetzte Solon ſeine übrigen nützlichen Verbeſſerungen fort. Auch wurde ſein Muth belohnt, die Athenienſer erkannten ſeine weiſen Verfügungen, und da ſie die Nothwendig-keit einſahen, dem eingeriſſenen Uebel kräftig ent-gegen zu arbeiten, ſo ertheilten ſie Solon die Ge-walt, in dem Gemeinweſen anzuordnen und abzu-ändern was ihm gut dünkte.

Sein großes Werk fing er damit an, daß er die Geſetze des Drako ganz außer Wirkung ſetzte. Dann theilte er das Volk in vier Klaſſen, in wel-chen das Vermögen, welches einer beſaß, ſeinen Rang beſtimmte. Die Reichen, »ſo wollte er,«

ſollten die Staatsämter verwalten, jene aber, die bloß von ihrer Arbeit lebten, und in die vierte Klaſſe kamen, hatten nur das Recht, das zu billigen oder zu verwerfen, was im Areopag und im Senate des Prytaneums beſchloſſen worden war. Dies gab nachmals zur Bemerkung des Scythen Anacharſis Anlaß, daß in Athen die Weiſen rathſchlagten, die Thoren aber entſchieden. Dieß Recht aber, ſo unbedeutend es anfangs war, erhielt in der Folge eine große Wichtigkeit, und gab dem Volke alle Gewalt in entſcheidenden Dingen. Weil Solon fühlte, daß die Geſellſchaft nur durch wechſelſeitige Unterſtützung gut beſtehe, ſo erlaubte er Jedem, einen andern zu vertheidigen, der an ſeiner Perſon oder an ſeinen Rechten verletzt worden war; er wollte, ſagt Plutarch, die Bürger gewöhnen, die Übel mitzuempfinden, die einem andern widerfuhren, als wenn ein Glied ihres Körpers beſchädigt worden wäre; als man ihn nun einmal fragte, welche Nation die Gebildetſte ſey, antwortete er: Dieſe, wo Jener, dem kein Unrecht geſchehen iſt, das Unrecht welches einem andern widerfährt, ſo ſehr aufzuheben ſtrebt, als ob es ihn ſelbſt betroffen hätte.

Dem Areopag gab er neuen Glanz und Würde, und die Beiſitzer des Senats wurden auf vierhundert feſtgeſetzt, die man aus den vier Klaſſen nahm. Endlich verfaßte er ſeine Geſetze, unter

denen man folgende beſondere bemerkt. 1. Daß jeder Bürger unehrlich ſeyn ſollte, der bei einem Aufſtande keine Parthey nähme. Dadurch wollte er die Bürger feſter unter ſich verbinden, und verhindern, daß ſie nicht bloß auf ihr eigenes Intereſſe bedacht wären, ohne ſich um das Vaterland zu bekümmern. 2. Ein Geſetz, welches den Mädchen verbot, ihren künftigen Männern ein großes Heirathsgut zuzubringen; weil er nicht wollte, daß dieß heilige Band zu einer bloßen Spekulation und Geldgeſchäft herabgewürdigt würde. 3. Ein Geſetz, welches Leuten, die keine Kinder hatten, erlaubte, ihr Vermögen wem ſie wollten, zu vermachen. 4. Ein anderes, welches die Anzahl der Reiſen feſtſetzte, welche die Damen auf das Land machen durften, was ſie dahin mitnehmen durften, die Zeit wie lange ſie trauern ſollten, und ſelbſt in welchen Fällen ſie auf den Grabmählern der Verſtorbenen weinen durften; ja er trieb ſeine Vorſicht ſo weit, daß er ihnen ihr Geſicht zu zerkratzen und zu entſtellen verbot. 5. Befahl er, daß jeder Bürger ein Handwerk lernen ſollte, und entband jene, deren Eltern dieß vernachläſſiget hatten, der Pflicht ſie im ihrem Alter zu ernähren. 6. Er trug dem Areopag auf, zu erforſchen, wie jeder Bürger ſeinen Unterhalt gewinne, und die Müſſigen zu beſtrafen. 7. Ein Geſetz, das den Ehebrecher, wenn man ihn auf der That ertappte, zu tödten erlaubte, und doch nur dem eine leichte Geld-

ſtrafe auferlegte, der das Weib eines andern geraubt und verführt hatte. 8. Endlich eines, welches den Sohn eines Freudenmädchens aller Pflichten gegen ſeinen Vater entband.

Gegen den Hochverrath und Vatermord gab Solon keine Geſetze; als man ihn um die Urſache fragte, antwortete er: Das erſte Laſter iſt noch in Athen unbekannt, und gegen das zweite empört ſich die Natur ſo ſehr, daß ich kaum glaube daß es ſich ereignen kann. Jemand fragte ihn, ob er die beſten Geſetze gegeben habe, »Nein,« antwortete er, »aber die paſſendſten.«

Als ſeine Geſetze angenommen waren, verſammelte er das Volk auf dem Platze, und ließ es ſchwören, ſie durch zehn Jahre zu beobachten. Jetzt glaubte er ſich endlich der Ruhe und den Muſen überlaſſen zu dürfen, aber er wurde ohne Ende von Leuten gequält, die entweder neue Geſetze, oder eine Erklärung der ſchon gegebenen verlangten. Um dieſen Unbequemlichkeiten auszuweichen, und ſich nicht durch Weigerungen verhaßt zu machen, unternahm er eine Reiſe, und blieb wirklich zehn Jahre aus ſeinem Vaterlande abweſend. Während dieſer Zeit war er in Aegypten, wo er ſich mit den meiſten Prieſtern beſprach, dann begab er ſich auf Cröſus Einladung nach Lydien. Dieſer König, ſtolz auf ſeine ungeheuern Reichthümer, wollte den griechiſchen Philoſophen durch ihren Glanz überraſchen, er zeigte ihm

alles, und fragte ihn, ob er einen glücklicheren Menſchen kenne? »Ja,« erwiederte Solon, »einen atheniensiſchen Bürger, der, nachdem er ſeine Kinder allgemein geachtet, und ſein Vaterland glücklich geſehen hatte, den erſteren hinlängliches Vermögen hinterließ, und für das letztere ſtarb. Nun fragte ihn Cröſus, wen er nach jenem für den glücklichſten halte? Er glaubte daß die Reihe jetzt ihn treffen würde. »Ich weiß zwey,« antwortete Solon, und erzählte die Geſchichte von Cleobis und Bikon, welche als Opfer ihrer kindlichen Liebe geſtorben waren. »Wie,« ſagte Cröſus, »und mich rechneſt du gar nicht zu den glücklichen? »König von Lydien,« antwortete Solon, »die Götter haben uns Griechen einen einfachen und feſten Geiſt gegeben, der uns nicht erlaubt, das bloß Glänzende zu bewundern, und jenes hochzuſchätzen was nur vergänglich iſt. Uns ſcheint nur der glücklich, den die Götter bis an ſein Ende ſelig erhielten. Denn die Glückſeligkeit deſſen, der noch auf den Wogen dieſes Lebens ſchwankt, ſcheint uns ſo unſicher, als der Siegeskranz dem Wettläufer in der Rennbahne iſt. Täuſche dich nicht großer König, im Mittelſtande findet man mehr Glückliche als unter den Reichen, und dieſe ſind auch den Launen des Schickſals weniger ausgeſetzt. Auch können ſie ihre Begierden weniger befriedigen; und das ſchon iſt ein Vorzug, den ihnen die Götter verliehen.«

Cröſus wurde über Solons Gleichgültigkeit gegen ſeine Reichthümer ſo aufgebracht, daß er den Philoſophen ganz verächtlich behandelte. Aeſop, der ſich damals gerade am Hofe des Königs aufhielt, glaubte ihm durch ſeinen Rath gefällig zu werden, daß man den Königen immer angenehme Dinge ſagen, oder nie in ihre Nähe kommen müſſe. »Sage lieber,« antwortete ihm Solon, »man muß ſich entweder den Königen nicht nähern, oder ihnen nützliche Dinge ſagen.« Plutarch, welcher dieſes Factum ohne es zu verbürgen, erzählt, ſetzte hinzu: daß Cröſus in der Folge ſein Reich an Cyrus verlor, und als er, von dieſem zum Scheiterhaufen verdammt, wirklich ſchon an den Marterpfahl angebunden war, ausgerufen habe: O Solon! dieſer Ausruf rettete ihm das Leben. Denn Cyrus ließ ihn fragen, warum er gerade dieſen Namen gerufen hätte; und als ihm Cröſus antwortete, daß er ſich der Worte jenes Weiſen erinnert habe, daß man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich preiſen ſolle, ſo vergab der Sieger dem Überwundenen, und Solon, ſagt Plutarch, hatte den Ruhm, dem einen Könige ſeine Ehre, dem andern das Leben gerettet zu haben.

Bei ſeiner Rückkunft nach Athen hatte er das Mißvergnügen, ſein Vaterland noch einmal in Verwirrung zu ſehen. Piſiſtratus nähmlich ſtrebte mit aller Anſtrengung nach der höchſten Gewalt, und

erhielt ſie auch am Ende. Aber obgleich Piſiſtratus Solons genauer Freund war, und dieſer ihm alle Ehren erwies, ſo widerſetzte er ſich doch ſeinen Anmaßungen. Als er ſah, daß alles vergebens war, legte er ſeine Waffen vor die Thüre auf die offene Straße hin, und verhielt ſich ruhig zu Hauſe, wo er ſich ganz den Wiſſenſchaften widmete, und ſeinem Lieblingsgrundſatze nachkam, daß man ſich auch im Alter unterrichten müſſe. Wenn ihn das tröſten konnte, ſo ſah er wenigſtens ſeine Geſetze erhalten, und ſelbſt Cicero und Plutarch ſagen, daß einige davon noch zu ihrer Zeit in voller Kraft waren. Solon ſtarb ſehr bejahrt, einige ſagen zu Hauſe, andere beim Könige von Philocypern, wohin er ſich begeben hatte.

Aeſop,

ein berühmter Fabeldichter.

Lebte gegen 600 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Es iſt ſchwer, die Zeit in welcher Aeſop lebte genau zu beſtimmen; ſeine Zuſammenkunft mit Solon wenn ſie erwieſen werden könnte, würde dieſen Zweifel heben, aber mehrere Schriftſteller zweifeln daran,

und laſſen Aeſop beinahe ein Jahrhundert ſpäter leben. Auch von ſeinem Leben ſelbſt iſt wenig bekannt. Ein griechiſcher Mönch Planudes verfertigte einen lächerlichen Roman, welchen er für die Lebensbeſchreibung dieſes berühmten Fabeldichters ausgab. Aeſop iſt darin ein mißgeſtaltetes Ungeheuer, und eben ſo auffallend iſt auch ſein Benehmen. Alles was man glauben kann, beſteht darin, daß Aeſop zu Amorium, einer Stadt in Phrygien geboren wurde, daß er dann Sklave zweier Philoſophen, des Xantus und Idmon, war, daß der letzte von ſeinem Verſtande und ſeiner immer gleichen Fröhlichkeit bezaubert, ihm die Freiheit geſchenkt habe, und ſein Freund geworden ſey.

Die Sprüche und Fabeln Äſops verbreiteten ſich bald in ganz Griechenland, und von da zu andern Nazionen. Cröſus rief ihn an ſeinen Hof, bewunderte ſeinen gewandten Geiſt, und feſſelte ihn durch Wohlthaten bis zu ſeinem Lebensende an ſich. Dieſer liebenswürdige Philoſoph unternahm aus Wißbegierde mehrere Reiſen, und fand überall Gelegenheit ſeine Fabeln anzubringen, die er ohne Zweifel oft augenblicklich erfand, und den Umſtänden anpaßte. Den Athenienſern, welche Piſiſtratus neue Herrſchaft unwillig trugen, erzählte er die Fabel von den Fröſchen, die einen König verlangten, und zu Delphos war er unvorſichtig genug, die Fabel mit den ſchwimmenden Stäben vorzutra-

gen, um ihnen ſeine Meinung anzudeuten, daß ihr Ruf viel beſſer, als ihr Betragen ſey. Die Barbaren rechtfertigten dieſe Vorwürfe, unb ſtürzten ihn, um ſich zu rächen, von einem hohen Felſen. So ſtarb der Weiſe, welcher die Wahrheit in ein ſo reizendes Gewand zu verhüllen wußte. Ganz Griechenland betrauerte ſeinen Tod, und die Athenienſer errichteten ihm eine prächtige Bildſäule.

Seine Fabeln wurden geſammelt, und gefielen Philoſophen und Profanen. Sokrates ſchätzte ſie ſo ſehr, daß er in ſeinem Gefängniſſe einige zu ſeiner Unterhaltung in Verſe brachte.

Anakreon,

griechiſcher Dichter.

Ungefähr 530 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Teos in Jonien war die Vaterſtadt Anakreons. Dort wurde er in der zwei und ſechszigſten Olympiade geboren. Seine Mutter nannte ſich Aetie, aber der wahre Nahme ſeines Vaters iſt unbekannt. Indeß behauptet man, daß er ein Verwandter Solons und Alliirter des Königs Kodrus geweſen ſey. In zarter Jugend noch fand ſich Anakreon zu

Mykale ein, wo man Neptun ein Feſt feierte. Dort erſchien er, die Stirne mit Blumen bekränzt und glühend von den Freuden des Bacchus, und in der Begeiſterung, die er ihm verdankte, machte er, nach Tyrius Maximus, eine Amme mit ihrem Säugling zu Boden fallen; dieß Kind war jener Kleobul, den er im Jünglingsalter wieder ſah, und von dieſem Augenblicke unter ſeine geliebteſten Freunde zählte.

Polykrates, Herrſcher auf Samos, vernahm, wie glänzend Anakreon ſeine dichteriſche Bahn beſchritt, und äußerte die dringendſten Wünſche, ihn zu beſitzen. Der Dichter kam; er ſah ſich mit Hochachtung und Entzücken aufgenommen, und mit fünf Talenten Goldes beſchenkt. Aber der Beſitz eines ſolchen Schatzes raubte ihm Ruhe und Schlaf, und ehe noch zwei Tage verfloſſen, eilte er, dem großmüthigen Muſenfreunde die allzureiche Gabe zurück zu ſtellen. Dieſer entſchädigte ihn durch Wohlthaten anderer Art, und hatte, wie einige behaupten, Anakreons Geſellſchaft es zu danken, daß ſeine Prunkliebe, ſeine Eitelkeit ſich verminderte, und er ſelbſt gebildeter und edler wurde. Bald nachher begab ſich Anakreon, auf Hipparchs angelegentliche Bitte, nach Athen. Sieben Jahre verweilte er in dieſer Stadt, die er jeder andern in Griechenland vorzog, weil ihre Einwohner, ſanft und gebildet, die Künſte liebten und übten.

Er war nicht mehr in Athen, als Hipparch durch Harmodius und Ariſtogiton fiel; vielmehr wohnte er, in der Rückreiſe nach Jonien begriffen, damals in einem Landhauſe vor den Thoren Abderas. Hier verlebte er in der Nähe des agäiſchen Meeres und der reizendſten Inſeln ſelige Tage. Hier pflegte er den Boden, beſtellte den Weinberg, und feierte an wohlgeordneter Tafel, den Pokal bekränzend, den Gott, der ſeine Trauben hatte reifen laſſen. Haß, Eiferſucht, Geiz, Ehrſucht und Verläumdung waren ihm unbekannt. Sein feuriges Auge verrieth Geiſt, ſeine offene Miene ruhige Klarheit des Gemüthes; ein leicht wallendes Blut eignete ihn zum Frohſinn; Freude und Glück war es, was er beſang, genoß und um ſich verbreitete.

Ovid nennt ihn den weinſüchtigen Greis, und Simonides behandelt ihn ſogar als einen Trunkenbold. Aber verdient er ſolche Vorwürfe, da die einzigen Gäſte, die ihm anſtanden, jene waren, welche von den Muſen und den Grazien geliebt; ein Feſt durch gefälligen Scherz verſchönten, da er in fröhlicher Weinleſe die Jugend erinnerte, ſich vom Übergenuſſe des neuen Weines zu enthalten, um nicht jene Gränzen zu überſchreiten, die das Schickliche und das Anſtändige vorſchreiben?

Einige Schriftſteller legen ihm zur Laſt, daß er ſich in Ausſchweifungen gefiel; allein für dieſen Fall, wie kömmt es, daß in der Wahl ſeiner Aus-

drücke immer Zartheit und weiſe Zurückhaltung herrſcht? Mit welcher Behutſamkeit ſpricht er nicht von den Reizen der Schönheit, die ſich ſelbſt ſeines ganzen Weſens bemächtigt haben; mit welch ſchüchternem Pinſel malt er nicht ſeine Venus, die den Wellen entſteigt, von Tritonen und Amorinnen umgeben? Sie iſt nackt; aber eine Welle vetritt die Dienſte des letzten Schleiers.

Einem Pindar, Äſchylus, Sophokles und Euripides vorausgehend, hat Anakreon noch lange Zeit nach Homer gelebt. Dieſer hat die Helden und Götter beſungen, Anakreon feiert nur die Liebe und die Freude; aber die Tändelei ſeiner Verſe verbirgt oft weiſe Sittenlehren. Er empfiehlt den Frauen ein wenig Unterricht und viel Sittſamkeit; den Männern ſagt er, daß die fortreißende Eilfertigkeit der Zeit ſie zuweilen hindere, an die letzten Augenblicke zu denken; daß nur ruhiges Vergnügen wahres Glück verſchaffe, und daß die heftigen Leidenſchaften das Gift des Lebens ſeyen. Sechszig Oden haben die Jahrhunderte durchgebrochen, ſie ſind zu uns gekommen; auch auf die entfernteſte Nachwelt werden ſie gelangen; ſie können nachgeahmt, aber nicht übertroffen werden.

In ſeinen letzten Jahren lebte der Dichter nur von trockenen Weinbeeren, und er erſtickte an einem Traubenkern. Dieſe Thatſache wird durch das Zeugniß mehrerer Schriftſteller und vorzüglich durch

jenes des Coetius beſtätigt. Ehrwürdiger Greis, ſagt er in einem ſeiner Epigramme, ein unſeliger Traubenkern hat alſo deine harmoniſche Stimme zum Schweigen, und dich ſelbſt hinabzuſteigen genöthigt an das düſtere Geſtade.

Anakreon ſtarb im fünf und achtzigſten Jahre; ſein Leichenbegängniß war glänzend, und die Einwohner von Teos errichteten ihm eine Statue; eine zweite erhob ſich in Mitte der Burg von Athen, an der Seite jener des Perikles und der Xantippe.

Leonidas,

ein ſpartaniſcher Held.

Gegen das Jahr 483 vor unſerer Zeitrechnung.

Leonidas, König von Sparta, iſt ein auffallendes Beiſpiel, wie viel die Liebe zum Vaterlande vermöge. Bloß mit dreihundert Mann, aber alle tapfer und unerſchrocken, vertheidigte er den engen Paß Thermopylä gegen die Armee des Perſerkönigs Xerxes, die dreimalhunderttauſend Mann ſtark war. Er ging freudig an ſeinen Poſten, ob er gleich gewiß wußte, daß er nimmer zurückkehren würde: es war ihm genug, daß er wußte, er ſterbe

für Sparta und das ganze Griechenland. Seine Gattin umarmte er mit den Worten, daß er nun den Wunſch hege, ſie möchte ſich wieder mit einem braven Manne verheirathen, und ihm Kinder ſchenken, die ihres erſten Gatten würdig wären.

Als Xerxes ſeine Feſtigkeit bemerkte, und jenen Muth, der ſich bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen bereit iſt, ließ er ihm antragen: er wolle ihn, wenn er den Paß übergäbe, zum König von Griechenland machen. »Ich will lieber für mein Vaterland ſterben,« antwortete Leonidas; »als es auf eine ungerechte Art regieren.« Der Perſerkönig, welcher durch die Truppenmenge den Helden zu erſchrecken glaubte, ließ ihm ſagen: er möchte die Waffen niederlegen. »Er mag ſie holen,« antwortete Leonidas. Einer ſeiner Leute bemerkte, die feindliche Armee ſey ſo zahlreich, daß die Sonne von ihrem Pfeilhagel verfinſtert würde. »Gut,« ſagte Leonidas, »ſo werden wir im Schatten fechten.«

Seine Thaten waren ſeinen Worten gemäß. Mit ſeinen dreihundert Helden erwartete er den Feind. Sie fielen; denn einer ſolchen ungeheuern Übermacht zu widerſtehen iſt unmöglich; aber äußerſt theuer erkauften ihre Feinde einen ſchmählichen Sieg.

In ganz Griechenland wurde das Andenken des Leonidas und ſeiner dreihundert Getreuen ver-

ietrlicht, und jährlich Spiele und Reden zu ihrer Ehre gehalten. Die Spartaner aber ſetzten ihnen in Denkmal mit der einfachen Inſchrift:

Wanderer! kömmſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.

Thucydides,

ein griechiſcher Geſchichtſchreiber.

Geboren 475 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Thucydides, aus der Familie des Miltiades, ichnete ſich rühmlich in den Waffen aus. Als er eben und vierzig Jahre alt war, erhielt er den uftrag, eine athenienſiſche Kolonie nach Thurium führen. Seit Kurzem war der peloponeſiſche rieg ausgebrochen, und hatte Griechenland in Unhe und Verwirrung geſtürzt. Thucydides, welcher rausſah, daß dieſer Krieg wichtig werden würde, ſchloß, eine Geſchichte deſſelben zu ſchreiben. elbſt einer der erſten Anführer, zeichnete er dasige auf, was er ſelbſt bis zum achten Jahre ſes Krieges ſehen konnte, und woran er Theil

nahm. Dann wurde er verbannt, weil er nicht frühe genug zum Entſatze einer belagerten Feſtung herbeigeeilt wäre, wie man ihm befohlen hatte. Auch in der Verbannung ſetzte er die Geſchichte fort, die er im Geräuſche der Waffen angefangen hatte. Er iſt wahrhaft beredt, und hat jene kraftvolle Kürze, die in der Folge den Tacitus auszeichnete. Als er zu Athen ſtarb, hatte er ein Alter von vier und ſechszig Jahren erreicht.

Cimon,

athenienſiſcher General.

Starb gegen 449 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Cimon, Sohn des Miltiades, folgte dem großen Beiſpiele ſeines Vaters, aber nur die ſpätern Jahre widmete er ehrenvollen Beſtrebungen. In ſeiner Jugend überließ er ſich den Ausſchweifungen, und ließ das, was er wirklich ward, nicht für die Folge hoffen.

Das Unglück, welches ſeinen Vater in ſeinen letzten Tagen traf, fiel auch auf ihn zurück. Miltiades war geſtorben ohne die Geldſtrafe, zu der er verurtheilt worden war, erlegt zu haben, Cimon wurde ſtatt ſeiner eingeſperrt, und konnte nach athe-

nienſiſchen Geſetzen erſt dann frey werden, wenn die Summe bezahlt war. Er hatte ſeine Schweſter Elpinize geheirathet, welches damals ſehr gewöhnlich war. Ein gewiſſer Kallias der ſich durch die Bearbeitung ſeiner Minen bereichert hatte ließ Cimon anſagen, er wolle ſeine Schulden bezahlen, wenn er ihm Elpinize abtreten wollte. Elpinize, welche es nicht ſehen konnte, daß der Nachkomme des Miltiades in Ketten verſchmachte, und kein anderes Mittel ſah, ihren Bruder zu retten, verband ſich mit Kallias, und ſo erhielt Cimon die Freyheit.

Jetzt fieng er an ſich im Heere auszuzeichnen, und als er endlich an den Regierungsgeſchäften Antheil nahm, wurde er um ſo beſſer aufgenommen, als ſeines Vaters großer Ruhm für ihn ſprach, und das Volk, wie Plutarch ſagt, ſich mit Themiſtokles zu entzweyen anfieng. So wurde er nach dem Rückzuge der Meder athenienſiſcher Admiral und blieb unter dem Oberbefehle des ſpartiſchen Generals Pauſanias, bis er durch Geſchicklichkeit und gelinde Maßregeln den Athenienſern die erſte Stelle in Griechenland verſchafft hatte. In der Folge erſter Oberfeldherr, ſchlug er einen zahlreichen Haufen Thrazier nahe beim Fluſſe Strymon in die Flucht. Er baute Amphipolis wieder auf, wo Butes perſiſcher Befehlshaber, den er belagerte, ſich mit allen ſeinen Freunden und Verwandten verbrennen mußte, um nicht den Griechen in die Hände zu fallen. Als die

Stadt wieder aufgebaut war, ſchickte Cimon zehn tauſend Athenienſer hierher, es zu bevölkern. Dann ſchlug er bei Mykale die Flotte der Cyprier und Phönizier, aus zweihundert Segeln beſtehend, und bemächtigte ſich ihrer. Am nähmlichen Tage ſchlug er auch zu Lande mit einem glücklichem Erfolge. Denn kaum hatte er die Flotte vernichtet, als er ſeine Truppen ans Land ſetzte, und mit einem Schlage die ungeheure perſiſche Armee aufrieb.

Dieſen Siegen hatten die Griechen einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit den Perſern zu danken, nach welchem kein Schiff der letztern auf einem griechiſchen Meere erſcheinen durfte. Die Beute war ſo anſehnlich, daß die Athener ihre Feſtung zum Theile davon aufbauen konnten. Als Cimon nach Athen zurückkehrte, beſuchte er einige Inſeln, die wegen der drückenden Herrſchaft der Athener ſich davon losgemacht hatten. Dieſe brachte er zum Gehorſam zurück, die andern beſtärkte er in ihrem Eifer. Die Inſel Scyros, von Dolopern bewohnt, die ſich ſehr hartnäckig bezeigt hatten, wurde von ihm gänzlich entvölkert, und mit einer athenienſiſchen Kolonie beſetzt. Dann erſchien er bei den Thaſiern, die ihrer Macht vertrauten, und ſeine bloße Gegenwart dämpfte ihren Stolz. Nun konnte er leichter nach Mazedonien eindringen, und ſich eines Theils davon bemächtigen. Da er aber dieſen Vortheil nicht benützte, ſo beſchuldigte man ihn, von

dem Könige Alexander Geld angenommen zu haben, und er wurde deßhalb vor Gericht gezogen. Seine Rechtfertigung koſtete ihm keine Mühe. »Ich habe,« ſagte er, »mit Lokriern und Phozenſern, den reichſten Völkern in Griechenland, keine Freundſchaft geſchloſſen, aber zu Sparta, habe ich eine gaſtfreundliche Aufnahme gefunden, wo Einfachheit und Rechtlichkeit geehrt wird. Beurtheilet nun mein Betragen. Er wurde vollkommen losgeſprochen.

Als er nach Athen zurückkam, verſuchte er dort die Regierungsform wieder herzuſtellen, die indeſſen ganz demokratiſch geworden war. Aber er kam damit nicht zu Stande, und mißfiel dem Volke. Bald brach dieſe Unzufriedenheit bei einer Gelegenheit aus, wo Cimon ſeine Anhänglichkeit gegen Lacedämon zeigte. Man klagte ihn vom Neuen an, Sparta beigeſtanden zu haben, als es durch ein Erdbeben und den Aufſtand der Heloten und ſeiner feindſeligen Nachbarn dem Untergange nahe gebracht worden war. So wurde Cimon durch den Oſtracismus auf zehn Jahre verbannt. Während ſeiner Entfernung entzündete ſich der Krieg zwiſchen Sparta und Athen von Neuem, und als er ſich auch in der Entfernung ſeinem Vaterlande zugethan bewies, wurde er zurückgerufen, und an die Spitze der Truppen geſetzt. Er endete dieſen Krieg durch einen weiſen Vergleich, und wandte die Aufmerkſamkeit der Athener nach Cypern und Aegypten

denn er wollte ſie dazu gewöhnen Fremde zu bekriegen und mit den Griechen Frieden zu halten. So ging er denn auch mit einer Flotte von zweihundert Segeln ab; ſchon hatte er an den Küſten von Pamphilien einen Sieg über die Perſer erfochten, einen Theil des Landes unterworfen, und war vor Cypern erſchienen, als er krank wurde und ſtarb. — Auch in den letzten Momenten verließ ihn ſein heller Geiſt nicht, er befahl, ſeinen Tod geheim zu halten, und ſogleich nach Athen zurückzukehren. Dieſer Befehl wurde auch ſo genau vollzogen, daß ſie den Feinden unbeſchädigt entkamen, und ſelbſt die Bundesgenoſſen nichts von ihrer Abreiſe gewahr wurden. Man vernahm den Tod dieſes großen Mannes zu Athen mit tiefer Trauer, er hatte Griechenland die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, und ſtarb ſelbſt für ſeinen Ruhm. Er war, ſagt Plutarch, der letzte griechiſche Feldherr, der etwas Merkwürdiges gegen die Barbaren unternahm.

Wie ſeine politiſchen und militäriſchen Talente zeichnete ſich auch ſein hoher edler Charakter aus. Feindliche Beute hatte ihn bereichert, er bediente ſich ſeiner Schätze ſich beliebt zu machen. Seine Landgüter und Gärten ſtanden Jedem offen, er hatte Niemanden zur Bewachung ſeiner Früchte aufgeſtellt, weil er wollte, daß ſich Jedermann ſeiner Güter bediene. Seine Hausleute, die ihn begleiteten, hatten immer Geld bei ſich, damit er den Dürftigen auf der Stelle helfen konnte, damit nicht, ſagt

Cornelius Nepos, eine Verzögerung für eine Verweigerung gehalten würde. Traf er auf arme und übelgekleidete Leute, ſo gab er ihnen oft ſogar ſeinen Mantel. Seine Tafel war immer ſo reichlich beſetzt, daß er alle, die er auf dem Platze traf, einladen konnte, er that es täglich bei allen, die nicht anderswo gebeten waren. Nie verweigerte er einem Bürger ſeinen Kredit, ſeine Dienſte und ſein Geld, mehrere bereicherte er ſogar. Er trieb ſeine Bemühung ſo weit, daß er die Armen ſogar begraben ließ, wenn ihre Angehörigen die Koſten dazu nicht auftreiben konnten. Seine Neider behaupteten, daß er alles dieſes nur gethan habe um die Gunſt des Volkes zu gewinnen; Plutarch bemerkt aber, daß dieſes bloße Verläumdung ſey, weil er immer gegen die Volksregierung ſtimmte, und mit Ariſtides feſt auf die alte Regierungsform hielt.

Ariſtophanes,

ein komiſcher Dichter Griechenlands.

Gegen das Jahr 446 vor unſerer Zeitrechnung.

Ariſtophanes ſchrieb in Griechenland Luſtſpiele, die ſich durch eine Fülle reichen Witzes und vortrefflicher Laune empfehlen. Aber ſo viel Ariſtophanes Geiſt hatte, ſo bösartig war doch ſein Charakter. Oft gab er ſich alle Mühe, das Ehrwürdigſte lächerlich zu machen. Nicht die böſen Sitten waren es, die er angriff, ſondern die tugendhafteſten Männer. So machte er den Euripides lächerlich, und verfertigte ein Luſtſpiel, blos um die gröbſten Ausfälle gegen Sokrates anbringen zu können. Nach ihm hatte dieſer Philoſoph einen beleidigenden Eigenſinn, alles das zu tadeln, was andere Menſchen zu ſeiner Zeit recht und gut fanden; er war ein gefährlicher Sophiſt, der die Kunſt lehrte, ſich von allen Tugenden losſagen zu können, und ſich allen Laſtern überlaſſen zu dürfen; er war ein Mann von abſcheulichen Sitten, ein Gottloſer, der ſich an den Göttern verging; ein Stolzer, der ſich als den Weiſeſten in Athen anſah; ein böſer

Aristophanes.
Diogenes.
Phocion.
Pyrrhus.
Pompejus.
Marius.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Gatte, und endlich ſogar ein Mantelräuber. Ungeachtet ſolcher Ungezogenheiten erhielt Ariſtophanes doch den geheiligten Olivenkranz, der Pöbel, den er unterhielt, ertheilte ihn ihm dafür, daß er vergiftete Pfeile gegen die Erſten der Republik abſchoß.

Ariſtophanes machte vier und fünfzig Luſtſpiele, wovon blos eilfe den Verheerungen der Zeit entgangen ſind. Plutarch, der ſie ſehr lobt, zieht ihnen doch die Stücke Menanders vor, von dem wir aber nichts mehr beſitzen. Platon, durch Genie und Geſchmack zur Beurtheilung geeignet, las den Ariſtophanes mit großem Vergnügen, aber zuverläſſig liebte er nur den Schriftſteller, indem er den Verläumder des Sokrates verachtete.

Diogenes,

ein zyniſcher Philoſoph.

Geboren gegen das Jahr 416 vor unſerer Zeitrechnung.

Wir führen dieſen Mann hier nicht wegen ſeines Lebenswandels auf, da würde er unter den berühmten Männern wohl keinen Platz verdienen. Aber wenn er gleich immer wie ein Thier handelte,

ſo ſprach und dachte er doch zuweilen als ein Weiſer.

Dieſer Zyniker (die Sekte wurde von dem griechiſchen Namen eines Hundes ſo genannt, weil ſie die Menſchen gleichſam anbellten) wurde zu Sinope, einer Stadt in Pontus, geboren. Man ſagt, er ſey aus ſeinem Vaterlande gejagt worden, weil er falſche Münze prägte, ein Laſter, deſſen ſich auch ſein Vater ſchuldig gemacht hätte. Das iſt vielleicht eine Verläumdung, aber wie konnte man von Diogenes gut denken? Als er Sinope verließ, ſchrieb er voll Stolz an ſeine Mitbürger: Ihr habt mich aus eurer Stadt verbannt, und ich, ich banne euch in eure Häuſer. Der einzige Sklave Menades, der ihm gefolgt war, ergriff bald die Flucht; man rieth Diogenes, ihm nachſetzen zu laſſen. Aber, wäre es nicht lächerlich, ſagte er, daß Menades ohne Diogenes leben könnte, und Diogenes nicht leben könnte ohne Menades?

Er lebte zu Athen und beſchloß ſich dort auf die Philoſophie zu verlegen, welches damals eine Art von Profeſſion war. Der Zynismus entſprach in jeder Rückſicht ſeinen Wünſchen: über die Menſchen aufgebracht, weil ſie ihn verachteten, hatte er jetzt wenigſtens die Freiheit, ſie mit philoſophiſchen Injurien zu überſchütten; weil er arm und ohne Unterſtützung, und Thätigkeit war, ſo war er ſtolz genug, jene Güter zu verachten die er nicht beſaß,

und konnte ſich nach Gefallen ſeinen Lüſten überlaſſen. Antiſthenes war damals das Oberhaupt der Zyniker, aber er wollte Diogenes nicht unter die Zahl ſeiner Schüler aufnehmen, dieſer drang ſich auf alle Art auf, endlich nahm der Philoſoph einen Stock, und ſchlug den hartnäckigen Schüler. Schlage nur zu, ſagte Diogenes, ſo lange es bei dir noch etwas zu lernen gibt, wirſt du keinen Stock finden, der hart genug wäre mich wegzutreiben.

Diogenes war außerordentlich ſtolz; ſo lernte er auch nicht, um ſich zu unterrichten, und glücklicher oder tugendhafter zu werden, ſondern um die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich zu ziehen, und ihnen Erſtaunen abzuzwingen. Er trieb auch den Zynismus aufs äußerſte. Mit Lumpen bedeckt, beinahe ganz nackt, trug er einen Sack auf dem Rücken, und einen Stock in der Hand; ſo durchzog er die Straßen des ſchönen Athens, und Nachts verbarg er ſich in eine Tonne. Dieſes Faß war ſein Haus, das er nach Belieben von einem Ort zum andern trug. Von allen Möbeln hatte er bloß einen hölzernen Becher behalten; als er einmal ein Kind aus der Hand trinken ſah, warf er auch dieſen weg. Sieh, ſagte er, da habe ich noch etwas Überflüſſiges behalten.

Man erzählt, daß Alexander, als er zu Korinth war, den ſonderbaren Mann ſehen wollte. Er kam zu ihm, und fragte was er für ihn thun

könnte? Nichts, antwortete der Philoſoph, als daß du mir aus der Sonne geheſt. Wahrlich, antwortete der König, wäre ich nicht Alexander, ſo möchte ich Diogenes ſeyn!

Diogenes war zuweilen luſtig, oft ſpöttiſch und bitter. Einmal ging er bei hellem Tage mit einer Laterne herum. Man fragte ihn, was er ſuche. Einen Menſchen, antwortete er. Plato hatte den Menſchen als ein zweifüßiges, ungefiedertes Thier definirt, der Zyniker rupfte einen Hahn, warf ihn in Plato's Schule und ſchrie: Hier ſieh deinen Menſchen. Als einmal die Richter einen Miſſethäter zur Strafe begleiteten, der eine Kleinigkeit aus dem öffentlichen Schatze genommen hatte, ſagte Diogenes: Nun, hier führen die großen Diebe einen kleinen.

In ſeinem Alter wurde er gefangen, und als Sklave verkauft. Auf dem Markte, wo er mit andern Sklaven zum Verkaufe ausgeſetzt war, ſchrie er: Wer will einen Herrn kaufen? Was kannſt du? fragte ihn ein Käufer. Über Menſchen herrſchen, war die Antwort. Doch kaufte ihn der Korinther Xeniades und führte ihn mit ſich nach Hauſe. Seine Freunde wollten ihn loskaufen. Ihr ſeyd Thoren, ſagte er, die Löwen ſind nicht die Sklaven derer, die ſie ernähren, ſondern dieſe ſind ihre Diener. Xeniades gewann ihn in der Folge ſo lieb, daß er ihm die Erziehung ſeiner Kinder anvertraute,

und die Aufſicht über ſeine Güter. Ein guter Genius, ſagte er, iſt in mein Haus gekommen. Wahrſcheinlich bei ihm ſtarb auch Diogenes 320 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Man fand ihn ohne Leben in ſeinem Mantel eingehüllt. Er ſoll befohlen haben, ſeinen Körper in einen Graben zu werfen, und nur mit ein wenig Staub zu bedecken. Aber da wirſt du, ſagten ſeine Freunde, den wilden Thieren zur Speiſe dienen. Gut, ſagte er, ſo gebt mir einen Stock in die Hand, daß ich ſie verjagen kann. — Wie wäre das möglich, da du keine Empfindung mehr haſt? — Nun, ſagte Diogenes, ſo mögen ſie mich freſſen. Seine Freunde begruben ihn aber doch mit allen Feierlichkeiten. Sein Grab wurde mit einer Säule und einem ausgehauenen Hunde, dem Sinnbilde der Zyniker, geziert.

Manche Sprüche und Gedanken des Diogenes ſind ſehr gut und merkwürdig. Es gibt Übungen der Seele und des Körpers, pflegte er zu ſagen, die erſten ſind eine fruchtbare Quelle erhabener Bilder, die in der Seele entſtehen, und ſie entflammen und erhellen. Aber auch die zweiten muß man nicht vernachläſſigen, weil der Menſch nicht geſund iſt, wenn einer der Theile, aus denen er beſteht, krank iſt. — Man erwirbt ſich alles durch die Übung, auch die Tugend; aber die Menſchen haben ſich bemüht ſich unglücklich zu machen.

indem ſie ſolche Dinge übten, die ihrem Glücke im Wege ſtehen, weil ſie ihrer Natur entgegen ſind. — Die Gewohnheit macht alles angenehm, auch die Verachtung des Vergnügens. — Man verdankt der Natur mehr als dem Geſetze. — Unter den Weiſen und ſeinen Freunden iſt alles gemeinſchaftlich, er iſt in ihrer Mitte wie das höchſte Weſen unter ſeinen Geſchöpfen. — Es gibt keine Geſellſchaft ohne Geſetze, durch das Geſetz freut ſich der Städter ſeiner Stadt, und der Republikaner ſeines Staates. Aber wenn die Geſetze nichts taugen, ſo iſt der Menſch bösartiger und unglücklicher in der Geſellſchaft, als im Naturſtande. — Der Gipfel der Thorheit iſt, die Tugend zu kennen, zu loben und nicht auszuüben. — Der Verläumder iſt das grauſamſte unter den wilden, und der Schmeichler das gefährlichſte unter den zahmen Thieren. — Suche die Guten zu Freunden zu haben, damit ſie dich aneifern, das Gute zu thun, und die Böſen zu Feinden, damit ſie dich hindern, das Böſe zu unternehmen.

Phozion,
athenienſiſcher Feldherr.

Geboren gegen 400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Die Tugend muß doch ſehr von Schlingen umringt ſeyn, weil ſo wenige Menſchen das Leben mit ganz reinem Rufe verlaſſen. Phozion gehört unter die kleine Zahl derjenigen, welche muthig dem Strome widerſtanden, der die andern mehr oder weniger mit ſich fortreißt. Dieſer große Mann war ein Schüler des weiſen Plato, und des ſtrengen Xenokrates; ſein Charakter war dem des letzteren Philoſophen ähnlich. Man ſagt von ihm, nie habe man ihn lachen oder weinen geſehen; noch habe er jemals in einem öffentlichen Orte gebadet, oder die Hände aus dem Kleide geſteckt, wenn er ein langes trug. Sein Charakter war ſanft und mild, aber in ſeinem Geſichte lag eine zurückſtoßende Härte. Einmal ſpottete der Redner Chares über ſeine ernſten Augenbraunen, und das Volk konnte ſich nicht enthalten darüber zu lachen. Lacht Athenienſer, ſagte Phozion, über den Ernſt meiner Augenbraunen; er hat euch nie etwas Böſes gethan,

aber die ſchmeichelnde Gebärde ſchöner Redner hat euch oft weinen gemacht. Sein Geſpräch war wie ſein Ausſehen, er ſchmeichelte dem Volke nicht, aber er ſagte ihm was gut und recht war. Obwohl er ſehr beredt war, ſuchte er doch immer ſo wenig als möglich zu ſprechen, einer ſeiner Freunde ſah ihn nachdenkend und fragte ihn, was ihn beſchäftigte? Ich ſehe, antwortete er, ob ich nichts von dem wegſchneiden kann, was ich den Athenienſern zu ſagen habe. Selbſt Demoſthenes fürchtete ihn, und ſo oft Phozion ſprechen ſollte, ſagte jener zu ſeinen Freunden: Jetzt erhebt ſich das Beil gegen meine Feder.

Phozions Abſtammung iſt unbekannt, wahrſcheinlich war er von einer dunkeln Familie. In ſeiner Jugend lernte er bei Chabrias die Kriegswiſſenſchaft, und zeichnete ſich darin ſo aus, daß er die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich zog. Aber er wollte nicht allein Krieger ſondern wie Perikles, Ariſtides und Themiſtokles auch Staatsmann ſeyn. Fünf und vierzigmal war er Feldherr der Athener, und beinahe immer ſiegreich, und doch war Niemand der ſo ſehr zum Frieden rieth als er. Denn er zog ſeinen Ruhm nicht dem Vortheile ſeines Vaterlandes vor, und wußte wohl, daß Athen durch ſeine Redner geſchmeichelt, ſeine Kräfte überſpannt hatte, und der Bündniſſe mehr bedurfte, als der Feinde. Bei dieſer Gelegenheit ſtand das Volk gegen ihn auf, aber eben dieſes Volk achtete ihn auch ſo ſehr, daß

es immer zu ihm bei ſchwierigen Fällen ſeine Zuflucht nahm, ihn immer zu den wichtigſten Geſchäften ernannte, ob er ſich gleich um die Stimme gar keine Mühe gab. Er war immer anders geſinnt als die Menge; und als man einſt ſeinen Vorſchlag einſtimmig annahm, war er darüber ſo erſtaunt, daß er ſeine Freunde fragte: ob er nicht etwa eine Thorheit geſagt habe. Ein andermal hingegen, wo ſein Rath gänzlich verworfen wurde, und man ihm gar nicht mehr hören wollte, rief er: Athner! ihr könnt mich zwingen, daß zu verſchweigen, was ihr doch hören ſolltet, aber ihr könnt es unmöglich bewirken, daß ich etwas ſage was ich nicht denke. Demoſthenes, welcher ſah, daß er immer den andern Bürgern entgegen war, ſagt ihm, er würde umgebracht werden, wenn das Volk in Wuth käme, und du, antwortete Phozion, wenn es vernünftig werden wird. Ein gewiſſer Redner blies, ſtrengte ſich an, und mußte von Zeit zu Zeit trinken, um eine Rede enden zu können, in welcher er die Athener zu einem Kriege gegen Philipp aufforderte. Nun ſagte Phozion, dem ziemt es ſchon euch zum Kriege aufzumuntern! Was wird er denn vor dem Feinde, und mit Waffen beladen thun, wenn er ſchon bei einer Rede, die er ganz nach Belieben lernen konnte, in Gefahr iſt zu erſticken. Auch ein anderer Redner, Ariſtogiton; ſagt Plutarch, ſchrie laut auf allen Plätzen, daß man Krieg anfangen, und die Waffen ergreifen

müſſe. Als es nun dazu kam Soldaten auszuheben und die Nahmen in die Rollen einzutragen, ſo erſchien er auf einen Stock geſtützt, und hatte beide Beine eingebungeu, als ob er krank wäre. Phozion, der ihn ſo ſah, ſchrie dem Tribun zu: »Schreibe doch auch den feigen und elenden Ariſtogiton ein, der einen Hinkenden ſpielt.«

Ich verwundere mich, ſetzt Plutarch hinzu, wie ein Mann, der nach dieſen Zügen ſo rauh und ſtrenge war, doch den Beinahmen des Guten erhalten konnte. Aber, ſagt Plutarch, er zeigte nur ſeine Strenge gegen jene, die dem Volke ſchmeichelten, oder gegen das Volk ſelbſt, wenn es etwas gegen ſein Intereſſe unternehmen wollte. Sonſt war er ſanft, höflich, und mit Jedermann freundlich, ſogar ſeinen Gegnern war er in ihren Angelegenheiten behülflich, wenn ihnen Gefahr oder Unglück drohte. Auch war das Vertrauen, welches man in ihn ſetzte, ſo groß, daß, wenn Athen eine Flotte ausſchickte, die er nicht befehligte, die Bundesgenoſſen ihre Häfen verſperrten, und alles was ſie Koſtbares beſaßen in feſte Plätze flüchteten, wenn er aber kommandirte, ſo ſchmückten ſie ihre Schiffe mit Kränzen, fuhren ihm entgegen, und führten die Athener ſelbſt in ihre Häuſer.

Vergebens hatte Phozion die Athenienſer zur Freundſchaft mit dem Könige Philipp von Mazedonien zu bewegen geſucht, jetzt wurde er gegen dieſen

Monarchen als Feldherr abgeſandt, und zwang ihn, ſich mit großem Verluſte zurückzuziehen. Aber auch als Sieger änderte er ſeine Geſinnung nicht, auch jetzt rieth er ſeinen Mitbürgern ſich Philipp geneigt zu machen. Ein Redner rief ihm zu: Wie kannſt du es wagen die Athener von einem Kriege abhalten zu wollen, wozu ſie ſchon die Waffen in den Händen haben? Ja, antwortete Phozion, obgleich ich gewiß weiß, wenn wir Krieg haben, ſo werde ich dir befehlen, und du mir wenn Friede wird. Dasmal wurde er aber nicht zum Feldherrn ernannt, erſt nach einer Niederlage trug man ihm dieſe Stelle an; als Philipp den Athenern Frieden geſchenkt hatte mit der Bedingung, daß ſie ihren Antheil ſtellten. Nach Philipps Tode, wähneten ſich die Athener befreit, und äußerten ihr Entzücken laut und ſtürmiſch. Phozion bemerkte mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, daß er das nicht billigen könne. Es iſt feige, ſagte er, ſich über den Tod eines Menſchen zu freuen, bedenket vielmehr, daß das Heer, welches euch bei Chäronea ſchlug, ſich nur um einen einzigen Mann vermindert habe. Er hatte Recht. Alexander, der ſeinem Vater folgte, konnte ein noch fürchterlicher Feind werden. Mit Unwillen ſah daher Phozion, wie Demoſthenes und die andern Redner durch tägliche Schmähungen die Rache des jungen Königs reizten. Schon hatte Alexander Theben zerſtört, er wandte ſich jetzt gegen Athen, und verlangte, wenn

er ſeine Waffen aufhalten ſollte, müßte man ihm die Redner ausliefern, die ſo unaufhörlich gegen ihn geſchmählt hatten. Darunter war auch Demoſthenes. Das Volk wußte nicht, was es auf dieſen Antrag antworten ſollte, und wandte ſich an Phozion. Er ſtand auf und ſagte: Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich mein Vaterland durch Aufopferung meines Lebens retten könnte. Ich glaube alſo, daß man diejenigen, welche Alexander verlangt ausliefern müſſe, um ſo mehr, da ſie es waren, die uns in dieſe traurige Lage ſtürzten. Auch ich beklage das Schickſal jener Elenden, die ſich aus Thebens Ruinen zu uns flüchteten, aber ich finde es beſſer, wenn Griechenland die Zerſtörung einer Stadt beklagt, als die Verheerung von zweyen, und weil unſere Waffen nichts mehr vermögen, ſo iſt es beſſer zu Bittten unſere Zuflucht zu nehmen, als zu einem Kriege, der uns verderben muß.

Mit dieſen Worten iſt auch Phozions Politik geſchildert. Er kannte die Schwäche ſeines Staates und wurde verurtheilt, weil er ſeinen Mitbürgern den Rath gab, ihrer Lage gemäß zu handeln. Für dießmal aber mußte man ihm doch folgen, man ſchickte Deputirte; aber Alexander wollte ſie nicht anhören; endlich wurde Phozion abgeſandt, Alexander kannte ihn als den vortrefflichſten Mann in Griechenland, und empfing ihn mit Hochachtung. Phozion benutzte dieſe Stimmung des jungen Hel-

den zu der Bitte, er möchte ſeine Waffen nicht gegen Griechenland kehren. Gegen die Barbaren mußt du ſtreiten, rief er ihm zu, und Alexander befolgte ſeinen Rath. Als Alexanders Unternehmungen ſo glücklich ausfielen, erinnerte er ſich Phozions weiſer Rathſchläge und ſchickte ihm hundert Talente (über einmalhunderttauſend Gulden). Warum, ſagte Phozion, hat Alexander gerade mir unter den Athenern eine ſo große Summe geſchickt? Weil er dich für den einzigen rechtſchaffenen Mann hält, antworteten die Deputirten. So laſſe er mir denn, antwortete Phozion, dieſe Bezeichnung. Die Deputirten gaben aber nicht gleich alle Hoffnung auf, ſondern folgten ihm in ſein Haus, und erſtaunten über die Einfachheit, welche ſie dort antrafen. Seine Gattin war eben beſchäftigt Brod zu backen, er ſelbſt aber ſchöpfte das Waſſer, ſeine Füße zu waſchen. Sie verdoppelten ihre Bemühungen, und ſtellten ihm vor, es wäre eine Schande, daß Alexanders Freund in einer ſolchen Dürftigkeit lebe. Ich bin zufrieden, antwortete Phozion, mit dem was ich beſitze; und nähme ich dieſe Summe, ſo würde ich wenig dabei gewinnen. Denn wenn ich mich ihrer bediente, ſo würden die Athener über euren König und mein Betragen ſchimpfen. Das Geſchenk wurde alſo zurückgegeben, und, ſagt Plutarch, diente allen Griechen zu einem erhabenen Beiſpiele, daß derjenige reicher ſey, der Gold und

Silber nicht bedürfe, als jener, der es ihm ſchickte. Alexander aber fand ſich durch dieſe Weigerung beleidigt und erklärte, er könne jene nicht für ſeine Freunde halten, die von ihm nichts annehmen wollten. Phozion verlangte alſo die Befreiung von vier Perſonen, die zu Sardes gefangen gehalten wurden, und der König bewilligte ſie ſogleich. Aber Alexanders Großmuth wollte nicht in ſo engen Gränzen bleiben, er bot Phozion eine von vier aſiatiſchen Städten an, die er ihm vorſchlug. Der weiſe Athener lehnte alle dieſe großen Geſchenke ab, ob er gleich genug Beiſpiele vor ſich hatte, daß ſich andere durch Philipps und Alexanders Gold auf eine viel unrühmlichere Art bereichert hatten. Harpalus, ein Feldherr Alexanders, der ſich mit ungeheuern Summen aus Aſien geflüchtet hatte, kam nach Athen. Nun drängten ſich alle Redner von Profeſſion um ihn, und empfingen große Geſchenke, aber an Phozion ſchickte er ſelbſt ſieben Talente, ihn ſich geneigt zu machen. Dieſer darüber aufgebracht, ließ ihm ſagen, er werde es ihn bereuen machen, daß er die Sitten der Athener verdorben habe. Aber gerade jene, die vom Harpalus Geſchenke empfangen hatten, klagten ihn jetzt an, ſich vom Verdacht zu befreien, und nur Phozion rettete ſein Leben.

Endlich, nachdem Phozion beinahe achtzig Jahre ruhig gelebt hatte, wurde er ein Opfer des

Haſſes und Neides ſeiner Mitbürger. Er wurde angeklagt, daß er Schuld an Demoſthenes Tode hätte, daß er die Republik an Antipater überliefert, und die Verbannung jener Bürger bewirkt hätte, welche die Rechte des Volkes am eifrigſten vertheidigten. Das hieß ihn wegen des ungünſtigen Schickſals von Athen anklagen, nicht wegen ſeiner Fehler. Er war es ja geweſen, der ihnen immer gerathen hatte, ſich mit Ergebung in ihr Geſchick zu fügen, damit ſie ſich nicht noch größeres Unglück zuzögen, aber ſeine Meinung hatte immer mißfallen; und als nun das Unglück über Athen hereinbrach, wie er es vorhergeſagt hatte, ſo klagten ſie ihn gerade wegen jener Rathſchläge an, die ſie hätten retten können. Phozion wurde von dem Volke nebſt einigen andern Bürgern zum Tode verurtheilet, er ging nach Mazedonien, ſich zu rechtfertigen, aber auch dort wurde der Ausſpruch der Athener beſtätigt. Man führte ihn nun auf einem Wagen nach Athen, weil er wegen ſeines hohen Alters nicht mehr gehen konnte. Das Volk lief von allen Seiten herbei, die einen verwünſchten ihn, die andern erinnerten ſich ſeiner Thaten und hatten Mitleid mit ſeinem Alter. Er wollte ſich vor dem Volke rechtfertigen, aber die ſein Verderben beſchloſſen hatten, hinderten ihn immer zu reden. Er faßte ſich endlich und erwartete den Tod mit der Ruhe eines Weiſen. Das Volk gefiel ſich darin,

dieſen ehrwürdigen Unglücklichen zu beſchimpfen; einer ſeiner Feinde ſpuckte ihm ſogar ins Geſicht. Phozion, ohne außer Faſſung zu kommen, ſagte ruhig zu den Obrigkeiten: Werdet ihr die Unverſchämtheiten dieſes Menſchen immer dulden? — Ein Freund beklagte ſein trauriges Schickſal. »Ich habe es erwartet,« war die Antwort, »ſo haben beinahe alle großen Männer in Athen geendet.«

Die, welche mit ihm zugleich verurtheilt waren, hatten zuerſt den Giftbecher getrunken, er blieb der Letzte. Der Scharfrichter weigerte ſich noch Schierling zu bereiten, wenn man ihm nicht die zwölf Drachmen zahlte, welche der Trank forderte. Als nun dadurch ein Aufenthalt entſtand, bat Phozion einen ſeiner Freunde, den Betrag herzugeben; denn, ſagte er, in Athen kann man ohne Geld nicht einmal ſterben. Das Volk trieb den Haß gegen ihn ſo weit, daß ſeine Reſte nicht einmal von Freien, ſondern von Sklaven geſammelt werden durften. Eine Dame von Megara erhielt ſie, und ließ ſie unter ihrem Herde eingraben, ſie dort zu bewahren, bis die Athener von ihrer blinden Wuth zurückgekommen ſeyn würden. Dieſe Zeit war auch nicht ferne, Athen erkannte ſeine Fehler, und errichtete dem Manne eine Ehrenſäule, den es zum Tode verdammt hatte. Seine Ankläger erhielten den Lohn ihrer Laſter, und die Ungerechtigkeit gegen ihn wurde vergütet, ſo gut es möglich war.

Pyrrhus,

König von Epirus.

Starb 272 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Pyrrhus, König von Epirus, iſt ein auffallendes Beiſpiel von dem Unglücke, welches der Ehrgeiz herbeiführt. Dieſe Leidenſchaft verfolgte ihn durch ſein ganzes Leben, und ließ ihn in der Verwirrung einer Niederlage den Tod finden. Seinen Siegen hielten die verlornen Schlachten das Gleichgewicht, und ſeine große Thätigkeit nützte weder ihm noch andern.

Noch lag er an der Mutterbruſt, als ſich die Moloſſer empörten, und Eacides, ſeinen Vater vertrieben. Er ſelbſt wäre bald gefangen genommen und getödtet worden, wenn ihn nicht treue Diener mit größter Lebensgefahr gerettet hätten. Sie brachten ihn an den Hof des Glaucias, Königs von Illyrien. Dieſer Fürſt, welcher den Caſſander, einen Todfeind des Eatus fürchtete, wankte lange Zeit, ob er dieß Kind bei ſich aufnehmen ſolle. Als aber der kleine Pyrrhus auf Händen und Füßen zu ihm hinkroch, fühlte er Mitleid und nahm ihn

auf. Bald darauf verlangten die Feinde ſeine Auslieferung, und Caſſander bot dem Glaucias für ihn zweihundert Talente an. Dieſer verwarf das Anerbieten mit Abſcheu, und als Pyrrhus das zwölfte Jahr erreicht hatte, führte er ihn mit einem Heere nach Epirus zurück, und ſetzte ihn auf den Thron ſeiner Väter. Mit ſiebenzehn Jahren verlor Pyrrhus noch einmal ſein Reich, während er abweſend war, um einer Hochzeit eines Sohnes von Glaucias beizuwohnen. Die Moloſſer verjagten bei dieſer Gelegenheit alle, die ſeine Partei genommen hatten, und ſtellten ſeinen Gegner Neoptolemus an ihre Spitze.

Jetzt von Jedermann verlaſſen, flüchtete der junge Fürſt zu Demetrius, wurde ihm ungeachtet ſeiner Jugend ſehr nützlich, und zeigte in ſeinen Heeren, was er einmal werden würde. Dann kam er als Geißel nach Ägypten an den Hof des Ptolomäus, wo er ſich ſo beliebt machte, daß ihm der König Antigone, ſeine Tochter von ſeiner erſten Gemahlin Berenice, zur Gattin gab. Jetzt erhielt er Geld und Truppen, und unternahm es, Epirus wieder zu erobern. Aus Klugheit ließ er dem Neoptolemus anfangs noch etwas, das er ihm aber auch bald zu entreißen wußte. Kaum hatte er ſein Land inne, als er ſchon ſeine Waffen gegen fremde Völker richtete. Aber dieſe kriegeriſchen Unternehmungen gehören in die Geſchichte, und

können in dieſer kurzen Lebensgeſchichte nur berührt werden. Als ihn Alexander gegen Demetrius, König von Mazedonien, zu Hülfe rief, ſo verlangte er zum Lohne für ſeine Dienſte einige Provinzen, deren er ſich gleich bemächtigte, die ihm aber Demetrius in der Folge wieder entriß. Dann ging er nach Italien, trug einen glänzenden Sieg davon, und fiel dann wieder, während Demetrius krank lag, über Mazedonien her. Kaum war er hergeſtellt, ſo trieb er Pyrrhus zurück. Einige wiederholte Verſuche gelangen Pyrrhus beſſer, er bemächtigte ſich Mazedoniens und theilte es mit Lyſimachus. Aber die Mazedonier vertrieben ihn bald wieder, und wollten nur ſeinen Collegen für ihren Beherrſcher erkennen.

Er konnte zu Hauſe friedlich leben, aber, ſagt Plutarch, er hatte Langeweile, wenn er Niemanden Böſes zufügte, oder von Niemand beleidigt wurde. Das Glück begünſtigte dieſe Stimmung. Die Tarentiner waren mit den Römern in Krieg verwickelt, und zu ſchwach ihnen zu widerſtehen; ſie riefen alſo Pyrrhus zu Hülfe, der auch bald ankam. Der Philoſoph Cineas, ſein Miniſter, wollte ihm eine Warnung ertheilen, und ſagte zu ihm: Man rühmt die Tapferkeit der Römer, ſie herrſchen über mehrere griechiſche Nazionen; wenn wir ſie aber doch beſiegen ſollten, wozu wird uns dieſer Sieg nützen? — Wozu? ſagte Pyrrhus, er wird

uns den Weg zur Eroberung des ganzen Italiens bahnen. Wenn wir aber auch Italien erobert haben, fragte Cineas weiter, was dann? Sizilien iſt nahe, ſagte Pyrrhus, dann wollen wir dieſes nehmen. — Und ſoll dieſes dann der letzte Krieg ſeyn? O nein! wenn wir einmal Sizilien beſitzen, ſo iſt erſt unſern groſſen Unternehmungen die Bahn geöffnet, dann ſetzen wir nach Afrika über, und bemächtigen uns Karthago's. Dann werden wir keinen Feind mehr fürchten, und es wird auch keiner uns anzugreifen wagen. — Freilich wohl, ſagte Cineas, mit einer ſolchen Macht werden wir Mazedonien leicht wieder erringen können. Aber wenn wir alles erobert haben, was dann? — Ah! dann ſetzen wir uns zur Ruhe, und wollen nur darauf denken, unſer Leben recht angenehm zuzubringen. — Aber was hindert uns denn, ſagte Cineas, ſchon heute damit anzufangen, ohne daß wir ſo viele Beſchwerden ertragen, ſo viel Blut vergieſſen, und unſer Leben an Eroberungen wagen, die uns denn doch noch entgehen können. Pyrrhus blieb aber doch auf ſeinem Sinne.

Zwei Schlachten hatte er von den Römern gewonnen, allein ſelbſt dieſe Siege machten ihm den Frieden mit Rom wünſchenswerth. Die Römer hatten ſich mit ihrem gewöhnlichen Muthe geſchlagen, und Pyrrhus dankte nur ſeinen Elephanten den glücklichen Ausgang, weil ihr ungewohnter Anblick

die Römer erſchreckt und die Reiterei in Unordnung gebracht hatte. Die Siege kamen dem Pyrhus theuer zu ſtehen, und als er ſeine geſchwächte Armee betrachtete, rief er aus: Wenn ich noch eine ſolche Schlacht gewinne, ſo muß ich beinahe ohne Gefolge nach Epirus zurückkehren. Er ſchickte alſo den Cineas nach Rom, um Frieden zu unterhandeln, allein der Senat antwortete: Wenn Pyrrhus die Freundſchaft des römiſchen Volkes wünſche, ſo müſſe er ſeine Vorſchläge machen, wenn er Italien geräumt haben würde.

Pyrrhus ſah, daß er aus dieſem Kriege nicht vielen Vortheil ziehen würde, doch wollte er nicht als Überwundener wegziehen, er ſuchte alſo einen Vorwand, wie er ſich mit Ehren entfernen könnte. Das Glück unterſtützte ihn, die Sizilianer riefen ſeine Hülfe an. Sie baten, er möchte ſie von dem Joche der Karthager und ihrer verſchiedenen kleinen Tyrannen befreien. Er kam, gewann zwei Schlachten gegen die Karthaginenſer, und bemächtigte ſich der ganzen Inſel. Aber er wußte ſein Glück nicht zu benützen, zeigte ſich ſtolz und ließ ſeinen Soldaten alles hingehen. Als die Sizilianer ſahen, daß ſie nur ihren Herrſcher vertauſcht hätten, verbanden ſie ſich gegen ihn, und er kam in eine bedenkliche Lage. Noch einmal kam ein guter Vorwand, ſich aus der Sache zu ziehen: Tarent bat um ſeinen Beiſtand. Aber dießmal wurde ſeine

Flotte in der Meerenge von Sizilien geſchlagen, und von zweihundert Galeeren brachte er nur zwölf nach Italien zurück. So kam er von den Römern beſiegt endlich in Epirus an.

Das Glück erhob ihn zu ſehr, aber das Unglück vermochte es nicht, ihn niederzuſchlagen. Nachdem er ſich vergebens bei Antiochus, dem Könige von Syrien, und Antigonus, dem Könige von Mazedonien, um Beiſtand beworben hatte, griff er die Staaten des Letztern an, und ſuchte die Mazedonier zu demüthigen. Auf die Bitten des Prinzen Cleonymus, aus Sparta's königlichem Geblüte, kriegte er auch gegen die Lazedämoner, und belagerte ihre Stadt. Als aber ſeine Waffen hier nicht den gewünſchten Erfolg hatten, wandte er ſich nach Argos, das damals in Parteien getheilt war, an deren Spitze Ariſtipp und Ariſtias ſtanden. Der Letztere hatte ihm bei Nacht den Eingang in die Stadt vorbereitet. Pyrrhus wollte auch die Elephanten mitnehmen, aber dieſen wurde der Platz zu enge, ſie verwirrten die Reihen und verſperrten alle Ausgänge. Nun fielen die Einwohner über ihn her. Den König ſelbſt machte ſein Helmbuſch kenntlich, er warf ihn weg, aber ein arginiſcher Soldat verfolgte ihn mit Heftigkeit, und hatte ihn mit einem Wurfſpieße verwundet. Pyrrhus zog ſich fechtend zurück, als die Mutter jenes Soldaten von einem Hauſe das Gefecht erſah. Weil ſie ihren

Sohn in Gefahr glaubte, warf ſie einen Dachziegel von oben herab, der den Pyrrhus traf und ohne Bewußtſeyn niederſtreckte. Nun hieb ihm ein Soldat des Antigonus den Kopf ab. So fiel dieſer Fürſt, der alle Eigenſchaften eines großen Kriegers, aber nicht die eines guten Königs hatte.

Pompejus der Große,

römiſcher Feldherr.

Geboren 106 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Cornelius Pompejus wurde im Jahre 106 vor Chriſto geboren. Unter ſeinem Vater Pompejus Strabo, einem der beſten Heerführer ſeiner Zeit, begann er ſeine kriegeriſche Laufbahn, und zeichnete ſich durch ſeinen Muth und ſeinen Eifer im Kriegesdienſte aus. Die Soldaten liebten ihn gleich Anfangs ſo ſehr, daß ſie bloß ſeine Bitte zurückhielt, als ſie ſchon entſchloſſen waren ſeinen Vater zu verlaſſen. Nach dem Tode ſeines Vaters wurde er wegen der Jagdtücher und Netze vor Gericht berufen, die in der Stadt Askulum genommen worden waren. Die Art, wie er ſeine Sache vertheidigte, gab ſeinem Verſtande ein vortheilhaftes Zeugniß,

und Antiſtius, der als Prätor zu Gericht ſaß, wurde dadurch ſo ſehr für ihn eingenommen, daß er ſeine Tochter Antiſtia mit dem jungen Manne verband. In der That hatte Pompejus große und entſchiedene Talente, aber noch viel mehr Ehrgeiz. Da er ſich nur ſtufenweiſe erheben konnte, ſo ſuchte er ſich an ein Parteihaupt anzuſchließen; Sylla war der fürchterlichſte, mit dieſem verband er ſich alſo. Sylla ſtand damals gegen Carbo, welcher das Recht auf ſeiner Seite hatte; es war aber doch leicht voraus zu ſehen, daß der Erſtere ſiegen würde. Ihm zog alſo Pompejus zu Hülfe, aber nicht wie ein gemeiner Ritter wollte er im Lager erſcheinen, er kam an der Spitze von drei Legionen, die er errichtet hatte. Damals war er drei und zwanzig Jahre alt. Sylla, über die Ankunft des jungen Mannes eben ſo erfreut als erſtaunt, empfing ihn mit Freude und Auszeichnung, grüßte ihn ſelbſt mit dem Titel: Imperator, und als er Diktator geworden war, ſuchte er Pompejus noch näher an ſich zu feſſeln. Er kannte alle ſeine Eigenſchaften, ſah voraus, was er werden würde, und wollte ſich eine Stütze an ihm erhalten. Er ſuchte ihn alſo, ſagt Plutarch, auch durch die Bande der Verwandtſchaft näher an ſich anzuſchließen. Sylla und ſeine Gemahlin Metella wußten es auch wirklich dahin zu bringen, daß er die Stieftochter der Letztern,

Emilia, heirathete, obſchon ſie mit einem andern vermählt und ſchwanger war.

Während dieſer Zeit hatte ſich Perpenna an der Spitze der Proſkribirten Siziliens bemachtiget. Pompejus, der gegen ihn geſchickt wurde, nahm ihm dieſes Land und einen Theil von Afrika ab. Sylla aber, welcher den wachſenden Ruhm des jungen Kriegers fürchtete, welchen auch die Soldaten immer mehr lieb gewannen, rief ihn nach Rom zurück. Das Heer, welches Pompejus vergötterte, wollte ihn nicht abreiſen laſſen, und erklärte ſich offen für ihn gegen den Diktator, aber Pompejus, der ſich noch zu ſchwach fühlen mochte, gehorchte dem erhaltenen Befehle. Sylla, der ſchon argwöhniſch zu werden angefangen hatte, war darüber ſo erfreut, daß er ihm entgegen ging, ihn umarmte und ihm den Beinahmen des Großen gab, welchen er auch ſeit jener Zeit behielt. Aber die Ehre des Triumphes gönnte ihm der Diktator nicht, ſo ſehr ſich auch Pompejus darum bewarb. Er ſey ja nur ein bloßer Ritter, entſchuldigte ſich Sylla, und nur Senatoren und konſulariſche Männer hätten auf dieſe Ehre Anſpruch, die noch nie einem ſo jungen Manne zu Theil geworden wäre. Pompejus fand dieſe Gründe nicht überzeugend, und meinte: Die aufgehende Sonne habe immer mehr Wärme als die ſinkende. Als Sylla dieſe Worte hinterbracht wurden, rief er in einer Anwandlung von

Zorn und Stolz: Gut, ſo mag er denn triumphiren! Pompejus nahm ihn beim Wort, und Rom ſah zum erſtenmale einen bloßen Ritter dieſe Ehre genießen. Mehrere Offiziers, die das nicht erhalten hatten was ſie wünſchten, drohten den Triumph zu ſtören, wenn ſie nicht befriedigt würden. Pompejus aber erklärte, er würde viel eher dem Triumph ganz entſagen, nach dem er ſo geſtrebt hatte, ehe er ſich die Erniedrigung gefallen ließe ihnen zu ſchmeicheln. Jetzt ſagte Servilius, ein angeſehener Mann in Rom, hat Pompejus bewieſen, daß er wirklich groß, und des Triumphes würdig ſei.

Nach Syllas Tode wollte ſich Lepidus der höchſten Gewalt bemächtigen. Pompejus wurde gegen ihn geſchickt, zwang ihn von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, und brachte es nun dahin, daß man ihn nach Spanien ſchickte, wo er den Metell im Kriege gegen Sertorius unterſtützen ſollte. Als er ihn glücklich geendet hatte, triumphirte er zum zweytenmal als bloßer Ritter; in der Folge wurde er ſogleich mit Craſſus, einem der reicheſten und angeſehenſten Bürger, zum Konſul gewählt. Um ſich dem Volke geneigt zu machen, das doch einen zweiten Sylla an ihm fürchten konnte, ſtellte er die Macht des Volkes wieder her, welche der Dictator abgeſchafft hatte.

Eine Menge Seeräuber die in dieſen ſtürmiſchen Zeiten entſtanden waren, beunruhigten das mittel-

ländiſche Meer, und machten alle Küſten deſſelben unſicher. Pompejus war zum Kriege gegen ſie gewählt, und endigte ihn in drey Monaten. Bei dieſer Gelegenheit erhielt er eine ganz unumſchränkte Macht, die ihm viele Feinde zuzog: aber ſeine Mäßigung zeigte, daß er des bezeigten Zutrauens würdig war.

Jetzt machte ein Volkstribun den Vorſchlag auch den Krieg gegen Mythridates und Tigranes dem Pompejus aufzutragen. Zwar hatte Lukull dieſen Krieg mit der größten Lebhaftigkeit betrieben, ihm gebührte auch die leichtere Mühe ihn zu enden; — aber darauf achtete das Volk nicht, daß nur ganz an Pompejus hieng. Vergebens widerſetzte ſich der Senat, Pompejus erhielt unbeſchränkte Vollmacht in allen Ländern, welche Lukullus inne hatte, nebſtdem noch in Bythynien, und auf dem Meere gegen die Seeräuber. Am Tage, wo ihm das Volk dieſe große Macht übertrug, hielt er ſich aus vorgeblicher Beſcheidenheit in einem ſeiner Landhäuſer verborgen. Wie er die Papiere empfieng welche die Vollmachten enthielten, ſchien er darüber ganz beſtürzt, und als ſeine anweſenden Freunde ihre Freude darüber bezeigten, runzelte er die Stirne und rief: O Götter! immer neue Arbeiten und Mühen! — Wäre ich nicht glücklich, unbekannt und ruhmlos zu ſeyn? werde ich mich denn nie von den Schlingen loswinden können mit denen mich der Neid um-

ſtrickt, und wird es mir nie erlaubt ſeyn mit meiner Familie friedlich auf dem Lande zu leben?

Seine Thaten widerlegten dieſe Worte. Er eilte ſchnell auf den Schauplatz des Krieges, erfocht über Tigranes und Mithridates wichtige Siege, drang nach Medien, Albanien und Iberien ein, unterwarf die Kolcher, Achäer und Juden, und kehrte dann an der Spitze einer ſiegreichen Armee nach Rom zurück. Jetzt zitterte Rom für ſeine Freiheit, aber Pompejus wollte ſich die Republik nicht unterwerfen, er wollte nur den erſten Rang in ihr behaupten. So entließ er ſein Heer gleich bei ſeiner Ankunft in Italien, und kam mit einem ſehr kleinen Gefolge nach Rom. Dadurch machte er ſich alle Herzen eigen, und triumphirte zum drittenmahle mit ungemeiner Pracht.

Den Reſt ſeines Lebens füllten größtentheils Handlungen, welche bloß der Ehrgeiz leitete. So war er anfangs Cäſars Freund, dann ſein Gegner. Craſſus, welcher ebenfalls bei den Römern beliebt war, haßte er, aber Cäſar vereinte dieſe beiden Männer, verband ſich mit ihnen, und gab ſogar ſeine Tochter dem Pompejus zur Gemahlin. So entſtand die Regierung der Dreymänner, ſechszig Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Pompejus machte bald Gebrauch von ſeiner Macht, er ließ ſich mit Craſſus zu Konſuln erwählen. Man wollte Cato zum Prätor machen, um ein Gleichgewicht herzu-

ſtellen, aber Pompejus wußte es dadurch zu verhindern, daß er die Zeichen nicht für günſtig erklärte. So unbeſchränkt aber auch Pompejus herrſchte, ſo liebte er doch den Schein, als hätte er alles der bloßen Zuneigung des Volkes zu danken. Auch hatte er wirklich die Einkünfte des Staats verdreyfacht, und ſeine Gränzen ſo ausgedehnt, daß Kleinaſien, ehemals die Gränze der römiſchen Beſitzungen, jetzt ihr Mittelpunkt wurde. Nach ſo vielen Dienſten konnte er mit Grund große Anſprüche machen, aber die Bürger, eben dadurch furchtſam gemacht, widerſetzten ſich ihm ſtandhaft. Man wandte auch den Vers aus einem Trauerſpiele öffentlich auf ihn an:

»Nur unſer Unglück hat dich groß gemacht.«

Denn als dieſe Stelle vorgetragen wurde, klatſchte das Volk und ließ ſie oft wiederholen. Und doch that Pompejus alles, dem Volke zu ſchmeicheln; er ließ ein großes Theater errichten das vierzigtauſend Zuſeher faßte, und das erſte auf eine dauerhafte Art gebaut war. Dadurch wurde ihm nun zwar das Volk wieder gewogen, aber die Römer konnten es ihm doch nicht vergeben, daß er in Rom blieb, während er durch ſeine Generale die Provinzen beherrſchen ließ. Demungeachtet wurde er bald darauf (eine bisher unerhörte Sache) allein zum Konſul gewählt.

Dieſen Anlaß ergriff Cäſar, ſich gegen Pompejus zu erklären; ſeine Schweſter, Pompejus Ge-

mahlin, war geſtorben, und der letztere hatte ſich ſchon wieder verehligt, und ſeinen Schwiegervater Metellus Scipio zum Mitkonſul angenommen. Während ſeines Konſulats wurde Pompejus krank, und nun erſt ſah er, wie theuer er den Römern war. Bei ſeiner Herſtellung wurden den Göttern in den Tempeln Dankopfer gebracht. Jetzt glaubte ſich Pompejus ganz ſicher, und ließ die Fortſchritte außer Acht, die Cäſar mit jedem Tage machte. Einer ſeiner Freunde meldete ihm: Cäſar zöge gegen Rom, und er ſahe nichts, was ihn aufhalten könnte. Wo ich, antwortete Pompejus, in Italien mit dem Fuße auf den Boden ſtampfe, ſpringen Legionen hervor. Als aber Cäſar von Neuem das Konſulat antrat, ohne Gallien zu verlaſſen, wurden Pompejus die Augen geöffnet, und er verlangte einen Beſchluß des Senats, der Cäſar für einen Feind des Vaterlandes erklären ſollte, wenn er nicht binnen drey Monaten ſein Heer verließe. Jetzt that Cäſar als müſſe er für ſeine eigene Sicherheit ſorgen, und zog mit ſeinen Legionen gegen Rom.

Pompejus mußte mit dem Senate und den Konſuln Rom verlaſſen, und bald ging er nach Griechenland über. Wirklich war er ſo glücklich, den ganzen Orient in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſo bildete er zwey große Armeen, die eine zu Waſſer, die andere zu Lande. Cäſar war Pompejus nach Griechenland gefolgt, aber der letztere vermied ein

entſcheidendes Treffen. Sein Gegner, der wohl fühlte, daß er ihn dazu nicht zwingen könnte, ſuchte ihn wenigſtens in ſeine Linien zu ziehen, und es gelang ihm, obſchon er ein Drittheil weniger Truppen hatte. Pompejus, aufs äußerſte gebracht, wagte den Angriff, und ſiegte, aber er wußte ſeinen Vortheil nicht zu verfolgen. Bei Pharſalum ſchlugen ſich die Helden zum zweytenmahle entſcheidend auf immer. Pompejus, deſſen Reiterey feige die Flucht ergriff, wurde geſchlagen, er ſelbſt mußte nach Ägypten flüchten, und bei dem Ptolomäus Hülfe ſuchen.

Plutarch ſchildert Pompejus Lage nach dieſer Schlacht auf folgende Art: Als Pompejus, ſagt er, ein wenig von dem Schlachtfelde entfernt war, ſtieg er vom Pferde, und da er ſah, daß er nicht verfolgt wurde, und nur wenige um ihn waren, ging er langſam zu Fuße fort. Seine Gedanken kann man errathen, daß er, der vier und dreißig Jahre ununterbrochen geſiegt, und ſich als den Stärkſten betrachtet hatte, nun zuerſt die Beſchwerden des Alters fühlte, daß er ſich flüchtig und beſiegt ſehen mußte, und daß ihm eine Stunde jeden Glanz, jeden Ruhm geraubt hatte, den er in ſo vielen Schlachten erwarb, um deſſentwillen ihm Heere und Flotten zu Gebote geſtanden waren. Jetzt war ſein Gefolge ſo klein daß ihm ſelbſt ſeine ihn verfolgenden Feinde nicht dabei vermutheten. Nachdem er

bei der Stadt Lariſſa vorbeigezogen war, kam er in das Thal Tempe. Hier würde er durſtig, und legte ſich an einem Bache nieder, um zu trinken, dann ſchlich er ſich bis an das Ufer des Meeres, in eine armſelige Fiſcherhütte, und bei der Abenddämmerung beſtieg er mit ſeinen wenigen Übriggebliebenen ein kleines Schiffchen. Die Knechte hatte er alle mit dem Auftrage zurückgeſchickt, daß ſie ſich nur ohne Furcht an Cäſar ergeben ſollten.

Ein Schiff nahm ihn auf, und brachte ihn auf die Inſel Lesbos, wo er ſeine Frau und ſeine Kinder mit ſich nahm, und zum Könige Ptolomäus nach Ägypten flüchtete. Dieſer Ptolomäus war noch ſehr jung, aber Photinus, der alle ſeine Angelegenheiten leitete, verſammelte einen Rath der klügſten Männer, und befahl dann jedem ſeine Meinung zu ſagen, ob der König den Pompejus aufnehmen ſolle oder nicht? Das Reſultat davon war, daß man Pompejus umbringen laſſen wolle, um ſich Cäſarn gefällig zu erzeigen. Man ſuchte alſo ſein Schiff auf, und kaum hatte er das Land beſtiegen, als er auch ſchon umgebracht wurde. Man ſchnitt ihm den Kopf ab, und warf ſeinen Körper ins Meer. Einer ſeiner Freigelaſſenen Namens Philippus, nahm den Körper, wuſch ihn, und bedeckte ihn mit einem alten Kleide, dann ſammelte er die Trümmer eines alten Schiffchens, ihn damit nach jener alten Sitte zu verbrennen. Als er damit be-

ſchäftigt war, näherte ſich ihm ein Alter, es war ein Römer, der unter Pompejus gedient hatte. In ſeinen Augen ſtanden Thränen. Mein Freund, ſagte er zu Philipp, laß mich dir helfen, und dieſer bewilligte es.

So endete Pompejus. Sein Kopf wurde Cäſar gebracht; er weinte ſeinem großen Feinde edle Thränen. Weit entfernt, die elenden Mörder zu belohnen, ließ er ſie vielmehr beſtrafen, und baute ſeinem Feinde ein beiden Helden gleich ehrenvolles Denkmal.

Marius,

römiſcher Feldherr.

Starb 82 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Cajus Marius wurde in einem Dorfe nahe bei Arpinum von armen Ältern geboren, die ſich von ihrer Hände Arbeit ernährten. Unter ländlichen Arbeiten wuchs er heran; ſeine Sitten blieben wild und trotzig, wie ſein Geſicht. Vom Wuchſe war er ſtark, kräftig, hatte immer vielen Muth und war ſchon Soldat, ehe er noch die Waffen ergriff. Er kam früh zum Heere, und zeichnete ſich durch außer-

ordentliche Tapferkeit aus, und durch eine außerordentliche Genauigkeit in ſeinen Dienſtesverrichtungen. Überall ſuchte er die gefährlichſten Unternehmungen, die längſten Märſche, und die größten Anſtrengungen vermochten nichts über einen Menſchen, der in der Erziehung ſo abgehärtet worden war. Das Vergnügen vermochte nichts über ihn; nur Ehrgeiz und Rache vermochten es ihn zu bewegen, Leidenſchaften, die der Republik vieles Blut koſteten. So erſtieg er alle militäriſchen Stufen, jede erwarb er ſich durch eine tapfere Handlung. Als er von dem Volke eine Tribunsſtelle bei einer Legion verlangte, kannten ihn die wenigſten Bürger von Perſon, aber beinahe alle dem Nahmen nach, und ſo ſiegte er über mehrere Patrizier, die ſich mit ihm zugleich darum bewarben. Metellus, welcher die Tapferkeit ſehr richtig zu würdigen wußte, beförderte ihn zu den erſten Graden, durch ſeinen Beiſtand wurde er auch Volkstribun. Hier fing er ſeinen Haß gegen den Adel und ſeinen Ehrgeiz zu entwickeln an.

Während des Krieges gegen Jugurtha in Numidien wurde er dem Konſul Metellus beigegeben, mit dem er ſich nicht gut vertrug, weil Metell die Rechte ſeines Standes vertheidigte, während Marius auf Seite des Volkes ſtand. Hier fand er Gelegenheit ſich noch mehr auszuzeichnen, und als die Zeit der Wahlen heranrückte, nahm er Urlaub, ging

nach Rom, ſuchte das Konſulat und erhielt es. Das war das erſte Mal, daß man einen Menſchen von ſo niedriger Geburt auf einer ſolchen hohen Ehrenſtufe ſah. Auch freute ſich das gemeine Volk, daß einer aus ihrer Mitte Konſul geworden war, aber die Großen ſahen ihn unwillig an der Spitze der Republik. Marius, weit entfernt, ſich dieſe geneigt zu machen, erklärte ſich im Gegentheile offen gegen ſie. Roh und ungebildet, wie er war, rühmte er ſich ſeiner Unwiſſenheit, und tadelte es an den Patriziern, daß ſie mehr wußten als er. Weil ihm die Natur Körperſtärke und die Fähigkeit Beſchwerden zu ertragen gegeben hatte, ſo ſetzte er beinahe allen Werth ausſchließend auf dieſe Eigenſchaften. Allerdings war es unglaublich, wie viel er erdulden, was er entbehren konnte; ſeine Lebensart unterſchied ſich in nichts von einem gemeinen Soldaten. Im Felde war er alſo an ſeinem Platze, aber nicht in Rom. Nur zertrümmern konnte er, in allen Bürgern ſah er nur Soldaten, mit denen er ſiegen, oder Feinde, die er überwinden mußte. Sein Charakter war niedrig und grauſam, er fing an gegen Metellus, ſeinen Feldherrn, zu ſprechen, der ihn gerade erhoben hatte; jetzt tadelte er jede ſeiner Handlungen, ſchrieb ſich ſodann alle Ehre zu; und ließ ſich an ſeinen Platz ernennen, den Krieg mit Jugurtha zu beendigen. Dieſen verfolgte er jetzt heftig und wußte durch Furcht und Liſt Bochus,

den König eines nahen Landes, auf ſeine Seite zu bringen, und ihn dazu zu vermögen, deß er ſeinen vorigen Bundesgenoſſen, Jugurtha, in Marius Gewalt brachte.

Dieſer Krieg überhäufte ihn mit Ruhm; er erhielt den Triumph und wurde zum zweiten Male zum Konſul gewahlt, obſchon die Geſetze zwiſchen den zwei Konſulaten zehn Jahre als Zwiſchenzeit forderten. Aber dieſe Ausnahme machte man nicht ſowohl aus Dankbarkeit für ſeine geleiſteten Dienſte, als weil man einen Mann wie ihn brauchte, um einen Barbarenſchwarm zurück zu werfen, der von Norden her brach, und ganz Italien bedrohte. Auch über dieſe Heere ſiegte er und wurde nun der dritte Gründer Roms genannt, weil er das ſchreckliche Gewitter abgeleitet hatte, das dieſe Hauptſtadt bedrohte. Denn in zwei Schlachten ſoll er zweimalhunderttauſend Barbaren getödtet und achtzigtauſend gefangen genommen haben. Seine trotzige Gemüthsart zeigte ſich auch bei dieſem Anlaſſe. Die Weiber der Teutoner hatten nahmlich, ihrer Beſchützer beraubt, Abgeordnete an Marius geſandt, um ihn zu bitten, ihre Ehre und Freiheit zu retten. Der Grauſame verwarf die Bitte, und als er ins Lager zog, fand er bloß blutende Leichen. Die verzweifelten Mütter hatten ſich und ihre Töchter umgebracht, der Schande zu entgehen. Im folgenden Jahre ſchlug Marius die Cimbrer, tödtete,

wie man erzählt, einmalhunderttauſend und machts ſechszigtauſend Gefangene. So außerordentliche Siege verſchafften ihm wieder einen Triumph, den er mit ſeinem Collegen Catulus theilte, obgleich ihm allein alle Ehre davon gebührte. Während dieſes ſchrecklichen Krieges war er fünf Mal nacheinander Konſul geweſen. Nun wurde die Begierde zu gebieten zur Gewohnheit, und er ſtrebte ſo hitzig nach dem ſechsten Konſulate, als er ſich um das erſte beworben hatte. Das ging ſo weit, daß er ſogar durch ſeine Anhänger Geld unter jene austheilen ließ, die bei den Tribus in großem Anſehen ſtanden. Durch dieſes unwürdige Mittel gelang es ihm, ſeinen Mitwerber Metellus auszuſchließen, den ſeine Tugenden, ſeine Erfahrung und die Wünſche aller Redlichen an die Spitze des Staates riefen.

Als Konſul wurde er zugleich der Tyrann ſeines Vaterlandes; die Zeit ſeiner Regierung verfloß unter Verwirrung und Laſtern. Metellus wurde verbannt, aber das Volk rief ihn wieder zurück, und Marius, Rom verlaſſend, ſuchte in Aſien die Feinde des römiſchen Volkes auf. Hier ſuchte er den Krieg gegen Mithridates zu entflammen, es wollte ihm aber nicht gelingen. Er kehrte nach Rom zurück, und ſah mit Wuth, daß man ſeine Siege und Triumphe vergeſſen hatte. Man betrachtete ihn, ſagt Plutarch, wie alte verroſtete Waffen, die

man nun nicht mehr nöthig hätte. Neue Feldherren hatten ſich der allgemeinen Gunſt bemächtiget. Sylla behauptete darunter den erſten Rang, er, auf den Marius ſchon immer mit Neid hingeblickt hatte. Sylla war es, welcher Bochus zur Auslieferung Jugurtha's bewegt hatte, er ruhmte ſich gerne dieſer That, und ſtellte ſelbſt im Kapitole einige goldene Figuren auf, die dieſe Auslieferung vorſtellten. Marius wollte dieſe Statuen wegnehmen laſſen, weil ſie ſeinem Quäſtor die Ehre einer That zuzuſprechen ſchienen, die doch unter ſeinem Konſulate geſchehen war. Sylla widerſetzte ſich mit einer unüberwindlichen Feſtigkeit, und dieſe Kleinigkeit veranlaßte die hartnäckigſte Trennung. Unterdeſſen ward Rom mit verſchiedenen kleineren Völkern Italiens in Krieg verwickelt, die ſich verbunden hatten, um das Bürgerrecht zu erhalten. Marius vermehrte ſeinen Ruhm in dieſem Kriege nicht, aber Sylla entwickelte ſeine Talente darin ſo glänzend, daß man ihm die Herrſchaft über Kleinaſien anvertraute, und ihm zugleich den Auftrag gab, den Mithridates zu bekriegen. Ein ſchrecklicher Schlag für Marius, deſſen Ehrgeiz ſich alle wichtigen Geſchäfte allein vorbehalten glaubte. Er verband ſich mit einem Tribun, und erregte die größten Unruhen, dem Sylla den Oberbefehl in dem Kriege gegen Mithridates zu entreißen. Es kam ſogar auf dem Markte zum Handgemenge.

Hier zeigte ſich Marius gegen ſeine Natur einmal großmüthig. Sylla war zur Flucht gezwungen worden, er mußte im Hauſe des Marius Rettung ſuchen, das gerade offen war, und dieſer befahl, für jetzt ſeines Lebens zu ſchonen. Sylla, der auf eine zweite Aufwallung von Großmuth nicht rechnen konnte, verließ Rom in aller Eile, ſammelte ſeine Armee, die er nach Aſien führen ſollte, und überließ dem Marius Rom ganz allein. Der Letztere nahm Sylla alſogleich das Kommando, und ſchickte einige Offiziere ab, den Oberbefehl in Aſien zu übernehmen. Die Soldaten aber, gegen Marius aufgebracht, tödteten dieſe Offiziere, und Marius, ſich zu rächen, ließ mehrere Freunde Sylla's ebenfalls umbringen, und ihre Häuſer plündern. Auf dieſe Handlung entſchloß ſich Sylla, mit dem Heere ſelbſt nach Rom zu ziehen; er kam dahin, ließ Marius als einen Feind des römiſchen Volkes erklären, und nur mit Mühe entkamen deſſen eifrigſte Anhänger. Auf ihre Köpfe wurden Preiſe geſetzt, man unterſagte ihnen Feuer und Waſſer, das iſt, jede geſellſchaftliche Hülfe, ihre Verfolgung geſchah auf öffentliche Koſten, ſie ſollten getödtet werden, ſobald man ihrer habhaft würde.

Marius, mehr als ſiebenzig Jahre alt, er, der ſechs Konſulate mit Ehre und Würde behauptet hatte, ſah ſich jetzt dahin gebracht, zu Fuße, ohne Geld, ohne Freunde entfliehen zu müſſen. Nach-

dem er einen ziemlichen Weg in dieſem elenden Zuſtande zurückgelegt hatte, mußte er ſich in einem Sumpfe unter Schilf verbergen, um den nachſetzenden Leuten des Sylla zu entgehen. So brachte er, bis an den Hals verſenkt, die Nacht zu. Bei Tagesanbruch machte er ſich auf, und ſuchte an das Ufer des Meeres zu gelangen, um dort ein Schiff zu finden, das ihn aus Italien brächte. Aber die Leute von Minturnum erkannten ihn, hielten ihn an, er wurde nackt, mit Koth bedeckt, und mit einem Stricke um den Hals in die Stadt geführt. Der Magiſtrat der Stadt, um Sylla's Befehlen zu gehorchen, ſchickte ſogleich einen Sklaven, einen Cimbrer, der Marius umbringen ſollte. Als Marius dieſen Mann mit bloßem Schwerte eintreten ſah, und ſeine Abſicht errieth, ſchrie er mit ſtarker Stimme: Barbar, kannſt du es wagen, den Marius zu tödten! — Der Sklave, von dem bloßen Namen eines Mannes erſchreckt, der einſt den Cimbrern ſo furchtbar war, warf ſein Schwert weg, und lief mit dem Ausrufe: Es iſt unmöglich, den Marius zu tödten! — aus dem Gefängniſſe. Die Obrigkeiten in Minturnum betrachteten die Verwirrung des Sklaven als einen Wink des Himmels, welcher das Leben eines ſo außerordentlichen Mannes noch länger erhalten wolle, und von einem religiöſen Gefühl ergriffen, gaben ſie ihm die Freiheit. Er ſchiffte ſich endlich ein, lief Gefahr, in

Sizilien gefangen zu werden, und kam in Afrika nahe bei Karthago an. Sextilius, der als Prätor dieſe Provinz befehligte, hatte nicht ſobald ſeine Ankunft vernommen, als er ihm durch einen Liktor den Befehl zuſchickte, auf der Stelle ſein Gebiet zu verlaſſen. Marius, von Zorn und Wuth außer ſich, daß er, der vorher dem Erdkreiſe befahl, nun nicht einen einzigen Winkel fand, wo er ſicher ſeyn konnte, beobachtete ein düſteres Schweigen, indem er den Liktor mit einem ſtolzen Blicke maß. Aber dieſer verlangte eine Antwort. Sage deinem Herrn, erwiederte endlich der Held, du habeſt Marius verbannt auf den Ruinen Karthagos ſitzen geſehen! Ohngeachtet der rauhen Jahrszeit mußte er ſich alſo doch wieder einſchiffen, und er brachte einen Theil des Winters zu Schiffe herumirrend auf dem Meere zu. Endlich hörte er, daß in Rom neue Unruhen tobten, die ihm Gelegenheit boten, dahin zurückzukehren.

Während nähmlich Sylla den Krieg in Aſien fortführte, hatten ſich Cinna und Oktavius, die Konſule dieſes Jahres veruneinigt, und bekämpften einander. Der erſte ſtand an der Spitze einer Truppenabtheilung bei Capua, der letztere hatte Rom inne. Cinna fühlte es, daß er eines entſchloſſenen Mannes bedürfe, auf welchen die Menge Zutrauen hätte, er rief alſo den Marius zu ſich. Schnell kam dieſer an, die brennende Rachgierde hieß ihn, dieß

Mal ſich mit der zweyten Rolle zu begnügen; er konnte gewiß ſeyn, bald den erſten Platz einzunehmen. Beide zogen nun nach Rom, und bemächtigten ſich der Stadt ohne Mühe. Marius aber, der noch Ehrfurcht gegen die Geſetze heuchelte, ließ bei den Stadtthoren Halt machen, und verſicherte, er würde nicht eher einziehen, bis ſein Verdammungsurtheil vom Volke aufgehoben ſeyn würde. Man mußte alſo, um ihn zufrieden zu ſtellen, das Volk auf dem Platze verſammeln. Aber kaum hatten zwey oder drei Tribuns ihre Stimme gegeben, als er die Förmlichkeiten zu langweilig fand, und ungeduldig ſeine Wuth zu befriedigen, die Maske fallen ließ.

Er zog nun mit ſeinen Anhängern in die Stadt ein, und ließ alle jene umbringen, die dazu aufgezeichnet (proſcribirt) waren. Auch auf die Leichnahme noch dehnte ſich ſeine Rache aus; er befahl, daß man ſie verſtümmelt in den Straßen zum Raube der Hunde liegen laſſe. Aber die Mordſcenen waren noch nicht zu Ende. Jeden Tag ſah Rom mehrere ſeiner angeſehenſten Bürger bluten. Das wüthende Heer der Sklaven, die Marius zu ſich gerufen, und denen er die Freiheit verſprochen hatte, tödtete die Familienhäupter, plünderte die Häuſer, ſchändete die Weiber, und raubte die Kinder. Beim geringſten Zeichen, das Marius gab, ſtießen ſie die nieder, welche ſich vor ihm zeigten; ſie hatten Befehl, alle auf der Stelle umzubringen die er nicht begna-

digte, ſo, daß ſich ſelbſt ſeine Freunde ihm zitternd nur näherten, und immer über ihr Schickſal ungewiß blieben.

Mitten unter dieſen Blutſtrömen beklagte ſich Marius, daß ihm ſein vorzüglichſtes Schlachtopfer entgangen ſey. Der Gedanke, daß Sylla lebe, und nichts zu fürchten habe, war ihm eine Marter. Er wollte ſeinen Blutdurſt wenigſtens an Syllas Frau, und ſeinen Kindern kühlen, aber auch dieſe retteten ſich, und kamen zum Sylla in Sicherheit. Jetzt wandte ſich ſeine Wuth ſogar auf lebloſe Dinge, er ließ Syllas Haus zerſtören, und ließ ihn für einen Feind der Republik erklären, während Sylla eben dieſer Republik ganze Provinzen und Reiche unterwarf. Endlich ließ er ſich mit Cinna das Konſulat für das folgende Jahr auftragen, um ſich mit dem Anſehen dieſer Würde beſſer gegen Syllas Anhänger in Italien ſchützen zu können.

Dieſer letztere, aufs äußerſte zur Rache gereizt, ſchrieb an den Senat, ſchilderte das Betragen ſeines Gegners, und beſchloß ſeinen Brief mit der Drohung, bald nach Rom zu kommen, und alle Verbrechen zu rächen, die an dem Staate und Einzelnen verübt worden wären. Dieſe Nachricht verbreitete zu Rom neues Schrecken. Marius, vom Alter gedrückt, und von Beſchwerden entkräftet, fürchtete, er werde noch einmal zu Felde ziehen müſſen, und zwar gegen einen mächtigen Feind, einen

großen, und glücklichen Feldherrn, der noch dazu in der Kraft ſeiner Jugend, lebhaft und unternehmend war, und ihn ſchon einmal von Rom vertrieben hatte.

Sein voriges Unglück ging jetzt noch einmal an ſeinem Geiſte vorüber. Er erinnerte ſich ſeiner Flucht, ſeiner Verbannung, der Gefahren, die ihm zu Lande und auf dem Meere gedroht hatten, und fürchtete wieder vom Neuen in ähnliche Lage zu kommen. Dieſe trüben Betrachtungen verließen ihn keinen Augenblick, und raubten ihm ſelbſt den Schlaf Um ſich alſo dieſe trüben Bilder mit Gewalt zu vertreiben, überließ er ſich ausſchweifend den Freuden der Tafel. Er ſuchte ſeine Unruhe in Wein zu erſäufen, und fand nur dann Ruhe, wenn er die Beſinnung verloren hatte. Dieſe ungewohnte Lebensart und ſeine Ausſchweifungen zogen ihm ein Seitenſtechen zu, woran er am ſiebenzehnten Tage ſeines Konſulates ſtarb. Nach einigen Geſchichtſchreibern ſoll er ſich vergiftet haben.

Cato v Utica.
Plinius.
Seneca.
Trajan.
Tacitus.
Julian.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Cato von Utika,

ein tugendhafter römiſcher Bürger.

Geboren 93 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Cato von Utika ſtammte von Cato dem Cenſor, und war eines ſolchen Urſprunges würdig. Schon von früher Kindheit an zeigte er eine ſtarke Seele, und einen Haß gegen jede Ungerechtigkeit, Eigenſchaften, die auch ſein ganzes übriges Leben bezeichneten. Nur einige Züge davon. Sein Oheim, Druſus, war Volkstribun, und mehrere italieniſche Nationen, Bundesgenoſſen der Römer, hatten unter die Anzahl der römiſchen Bürger aufgenommen zu werden verlangt. Einer der Abgeordneten verlangte ſcherzend vom kleinen Cato, er ſollte ſich für ihn bei ſeinem Oheim verwenden. Das Kind ſchwieg, und zeigte durch eine unwillige Gebärde, daß es das nicht thun wolle, was man von ihm verlange. Der Abgeordnete beſtand darauf, nahm das Kind um den Leib, hob es zum Fenſter hinaus, und drohete, er wolle es hinabfallen laſſen, wenn es auf ſeiner Weigerung beharrte. Aber als es doch auf ſeiner Weigerung beſtand, ſetzte es Pompedius

auf die Erde nieder und ſagte: Es iſt für die Alliirten ein Glück, daß dieſer noch ein Knabe iſt; wenn er ein Mann wäre, ſo würden wir nicht eine einzige Stimme für uns haben. — Vierzehn Jahre war er alt geworden, als ihn Sargedon, ſein Hofmeiſter, einmal in den Pallaſt des Sylla führte. Bei dem Anblicke der blutigen Köpfe der Proſkribirten verlangte er den Namen des Ungeheuers zu wiſſen, der ſo viele Römer umgebracht hätte. Es iſt Sylla, antwortete Sargedon. Wie, rief Cato erſtaunt und erzürnt, Sylla hat ſie getödtet, und er lebt noch? Gib mir deinen Degen, daß ich ihn dem Tyrannen ins Herz ſtoße, und mein Vaterland befreie.

Cato wollte das ſinkende Rom mit allen ſeinen Kräften unterſtützen, dazu aber ſchien ihm die Beredſamkeit unentbehrlich; und er zeichnete ſich ungemein darin aus. Eben ſo ruhmvoll trug er auch die Waffen, und gab Proben, daß nicht die Ruhmſucht, ſondern die Tugend ihn begeiſtere. Denn als er in den erſten Feldzügen mit Auszeichnung gedient hatte, bot ihm der Konſul Gellius militäriſche Belohnungen an, aber er lehnte ſie ab, weil er ſie noch nicht verdient hätte.

Zur Würde eines Quäſtors erhoben, zeigte er jene Feſtigkeit, die dem Tugendhaften ziemt, und verweigerte ſtandhaft die Auszahlung der Penſionen, welche Sylla ſeinen Anhängern aus dem öf-

fentlichen Schatze angewieſen hatte. Als Metellus in einer ſchlimmen Abſicht nach dem Tribunate ſtrebte, verlangte es Cato bloß, um ihm die Gewalt zu entreißen, Böſes zu thun. Er vereinigte ſich mit Cicero gegen Catilina, und ward dem erſteren ſehr nützlich. Cato errieth einer der erſten Cäſars geheimen Plan, und widerſetzte ſich standhaft ſeinen ehrgeizigen Beſtrebungen. Auch trat er gegen das Triumvirat von Pompejus, Cäſar und Craſſus auf, und verſuchte es endlich während der Bürgerkriege die beiden erſten zu vereinigen. Da dieſe Bemühung fruchtlos war, wandte er ſich zu Pompejus, der doch den Senat für ſich hatte, und die Geſetze nicht ſo offenbar verletzte. Wenn Cäſar ſiegte, hatte Cato beſchloſſen ſich zu tödten, und ſich zu verbannen, wenn Pompejus Überwinder blieb. Auch auf die Tracht erſtreckte ſich ſeine Betrübniß, er trug Trauerkleider von Anfang der Bürgerkriege bis an ſeinen Tod.

Der große Tag bei Pharſale hatte dieſen Zwiſt geendet, und Cato, überzeugt, daß die gerechte Sache verloren ſey, wollte die Freiheit ſeines Vaterlandes nicht überleben. Er ſchloß ſich zu Utika ein, ſchickte die Reſte des Senates fort, rieth ſeinen Freunden ſich der Gnade des Siegers zu übergeben, nnd nahm mit ihnen die letzte Mahlzeit. Während der Tafel lenkte er das Geſpräch auf die Hoffnung des Rechtſchaffenen, auf ein zukünftiges

Leben, und ſchien ſo ruhig, als ob er den nahen Tod nicht vorausſähe. Sein Sohn, der doch einen traurigen Entſchluß vermuthete, nahm den Degen unter dem Kopfkiſſen des Vaters weg.

Als Cato dieß gewahr wurde, befahl er mit Feſtigkeit, das Schwert ſollte wieder an ſeinen Platz gebracht werden; darauf umarmte er ſeinen weinenden Sohn, legte ſich zu Bette, und las ein Geſpräch aus dem Plato über die Unſterblichkeit der Seele. Mitten in der Nacht unterbrach er ſeine Lektüre, und ſchickte einen Sklaven nach dem Hafen, um nachzuſehen, ob die Senatoren ſich eingeſchifft hätten und in Sicherheit wären. Als er hörte, daß ſie geborgen, und der Wind ihnen günſtig wäre, fuhr er fort zu leſen. Der Schlaf wandelte ihn an; da beſah er ſein wohlgeſchliffenes Schwert, fand es in einem guten Zuſtande, und ſagte: Endlich bin ich Meiſter meines Schickſals! So entſchlief er ruhig. Mit Anbruch des Tages erwachte er, ſein Entſchluß war gefaßt, er ſtieß ſich den Degen durch den Leib. Aber er hatte ſich nicht gut getroffen, wollte von Neuem anfangen, fiel aber vom Bette, und ſchlug einen nahen Tiſch um. Der Lärm zog ſeinen Sohn und ſeine Sklaven herbei, welche die ganze Nacht unruhig zugebracht hatten, man verſuchte ihm zu helfen, er verhinderte aber dieſes Bemühen und ſtarb. Damals war er beinahe acht und vierzig Jahre alt.

Plinius,

ein römiſcher Naturforſcher.

Geboren 23 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Plinius, den man den Ältern oder den Naturforſcher nennt, um ihn von dem andern Plinius, ſeinem Neffen, zu unterſcheiden, wurde zu Verona geboren. Er zeichnete ſich im Felde aus, wurde ins Kollegium der Auguren aufgenommen, und als Intendant nach Spanien geſchickt. Seine Einſicht und Rechtſchaffenheit veranlaßten Veſpaſian und Titus, ihn mit verſchiedenen wichtigen Geſchäften zu beauftragen, und ihn mit Achtung auszuzeichnen und mit ihrer Freundſchaft zu beehren.

Ungeachtet der Zeit, welche ihm ſeine Geſchäfte wegnahmen, fand er dennoch Muſſe, eine große Anzahl von Werken auszuarbeiten, die aber größtentheils für die Nachwelt verloren gegangen ſind. Den Tag widmete er den Geſchäften und die Nacht den Wiſſenſchaften. Selbſt bei Tiſche war er beſchäftiget, und ließ ſich gute Bücher vorleſen, aus denen er gleich Auszüge diktirte. Einmal hatte ein Vorleſer einige Worte ſchlecht ausgeſprochen,

und Jemand, der bei der Tafel zugegen war, verlangte, er ſollte dieſe Stelle wiederholen. Wie, Sie haben ſie alſo nicht gehört? Um Vergebung, antwortete Jener. Nun denn, ſagte Plinius, wozu die Wiederholung? Sie haben mich jetzt um zehn Zeilen gebracht. — Auch wenn er aus dem Bade ſtieg und ſich abtrocknen ließ, mußte ihm vorgeleſen werden, oder er diktirte. Das war auch auf ſeinen Reiſen ſeine vorzüglichſte Beſchäftigung, ſeine Bücher und Rollen lagen immer neben ihm, ſein Kopiſt mußte ihn immer begleiten. Deßwegen fuhr er auch gewöhnlich, ſelbſt in Rom. Seinen Neffen tadelte er einmal, weil er ſpazieren gegangen war. Du hätteſt, ſagte er, dieſe Zeit benützen können. Über die Schriftſteller, die er geleſen hatte, hatte er hundert und ſechszig Bände Bemerkungen geſchrieben, für welche ihm ein gewiſſer Lartius Licinius gegen dreißigtauſend Gulden bot. Plinius aber, der ſelbſt reich war, verwarf den Antrag, weil ſeine Kenntniſſe nicht zu verkaufen wären.

Wir beſitzen von Plinius nur noch ſeine Naturgeſchichte in ſieben und dreißig Büchern, ein Werk, welches den Ruhm ſeines Verfaſſers unſterblich gründete. Dieſer große Mann ſtarb als ein Märtyrer der Natur, er wollte nähmlich den Ausbruch des Veſuves in der Nähe beobachten, und wurde dort von den Flammen getödtet. Sein Neffe, der jüngere Plinius, erzählt dieſes Ereig-

niß in folgendem höchſt intereſſanten Briefe an Tacitus:

Du verlangſt von mir, ſchreibt er, über den Tod meines Oheims etwas Näheres zu erfahren, um ihn vollſtändig der Nachwelt überliefern zu können. Ich willfahre deinem Begehren; ohne Zweifel verſpricht das ſchreckliche Naturereigniß, das mit mehreren Völkern zugleich auch meinen Oheim zu Grunde richtete, ſeinem Nahmen Unſterblichkeit, auch ſeine Werke dürfen darauf Anſpruch machen, aber eine Zeile von Tacitus wird ſie ihm ſichern. Glücklich, welchem die Götter gewährten, Thaten auszuüben, welche der Aufzeichnung würdig ſind, oder ſie aufzuzeichnen, daß ſie geleſen zu werden verdienen; glücklicher, wem ſie beides zugleich verwilligen. Das letzte war das Los meines Oheims; ich gehorche denn mit Vergnügen deinen Befehlen, die ganz meinen Wünſchen entſprechen.

Mein Oheim war zu Miſene, wo er die Flotte befehligte. Am 23. Auguſt ungefähr um ein Uhr Nachmittag, da er auf ſeinem Ruhebette lag, und mit Studieren beſchäftigt war, nachdem er vorher nach ſeiner Gewohnheit einige Zeit geſchlafen und kaltes Waſſer getrunken hatte, da ſtürzte meine Mutter in ſein Zimmer, und ſagte ihm, daß am Himmel ſchwarze Wolken aufzögen, von ganz ungewöhnlicher Geſtalt und Größe. Mein Oheim

ſteht auf, er unterſucht die Erſcheinung, vermag es aber nicht, ſie zu erkennen, weil die Entfernung zu groß war, in welcher die Wolke vom Veſuv aufſtieg; ſie glich einer großen Tanne mit ihren Äſten und Zweigen. Ohne Zweifel trieb ſie ein ungeſtümer unterirdiſcher Wind mit Gewalt hervor, und erhielt ſie in der Höhe. Sie erſchien bald weiß, bald ſchwarz, bald ſpielte ſie verſchiedene Farben, nachdem gerade mehr Kohlen oder Aſche ausgeworfen wurde.

Mein Oheim erſtaunte, er fand dieſe Erſcheinung einer nähern Unterſuchung werth. Geſchwind eine Galeere, rief er, und lud mich ein, ihm zu folgen. Ich wollte lieber zurückbleiben, um zu ſtudieren, mein Oheim ging dann allein, und eine Schreibtafel in der Hand beſtieg er das Schiff.

Ich fuhr indeſſen fort zu ſtudieren, ich gehe ins Bad, ich lege mich nieder, kann aber nicht ſchlafen. Das Erdbeben, welches ſeit mehreren Tagen die nahen Städte und Dörfer erſchütterte, verſtärkte ſich mit jedem Augenblicke. Ich ſpringe auf, meine Mutter zu wecken, im nähmlichen Augenblicke, in der nähmlichen Abſicht tritt meine Mutter zu mir ins Zimmer.

Wir ſteigen in den Hof, wo wir uns niederſetzen. Um keine Zeit zu verlieren, laſſe ich mir den Livius bringen. Ich leſe, überdenke, mache Auszüge, wie ich in meinem Zimmer gethan hatte.

War es Feſtigkeit, war es Unvorſichtigkeit? Ich weiß es nicht! Ich war noch ſo jung! — In dieſem Augenblicke kommt ein Freund meines Oheims, der, ihn zu ſehen, eben aus Spanien gekommen war. Er tadelte die Unbeſorgtheit meiner Mutter und meine Kühnheit. Ich hatte nicht einmal die Augen von meinem Buche aufgehoben. Unterdeſſen ſchwankten die Häuſer ſo heftig, daß wir Miſene zu verlaſſen beſchloſſen. Das erſchrockene Volk folgte uns nach, denn der Schrecken ahmt zuweilen die Klugheit nach.

Außer der Stadt hemmten wir unſere Schritte. Neue Wunder! Neue Schrecken! Das Ufer, welches ſich immer erweiterte, war mit Fiſchen bedeckt, die auf dem Trockenen geblieben waren. Es arbeitete jeden Augenblick, und warf das erzürnte Meer weit weg, welches aber immer niederfiel. Während deſſen zog an den Gränzen des Horizonts eine ſchwarze Wolke herauf, mit düſterem Feuer belaſtet, welches ſie alle Augenblicke mit langen Blitzen zerriß.

Der Freund meines Oheims kam jetzt eilig zurück. Rettet euch, ſagte er, das iſt der Wille eures Oheims, wenn er lebt; ſein Wunſch, wenn er geſtorben iſt. Wir antworteten: Wenn wir das Schickſal des Oheims nicht wiſſen, wie können wir für das unſrige ſorgen? — Bei dieſen Worten entfernte ſich der Spanier.

In dieſem Augenblicke ſtürzt die Wolke vom Himmel aufs Meer und verhüllt es; wir ſehen die Inſel Caprera und das Vorgebirge von Miſſene nicht mehr. Rette dich, theuerer Sohn, ſchrie meine Mutter, rette dich, du mußt und kannſt es, du biſt jung, aber ich ſchwer und alt, ich werde zufrieden ſterben, wenn ich nicht Urſache an deinem Tode bin. — Meine Mutter, ohne dich keine Rettung. — Ich nehme ſie bei der Hand und ziehe ſie fort. — O mein Sohn, ſagte ſie weinend, ich werde dich aufhalten.

Schon fing die Aſche an niederzufallen, ich ſehe mich um, ein dichter Rauch, der die Erde wie ein Strom überwallte, eilte gegen uns zu. — — Meine Mutter, verlaſſen wir die Straße, die Menge, welche hier zuſammendringt, könnte uns im Finſtern erdrücken. — Kaum waren wir vom Wege abgekommen, ſo ward es Nacht, ſchwarze Nacht; wir hörten nunmehr klagende Weiber, wimmernde Kinder, ſchreyende Männer. Mitten unter dem Jammern hörte man die ſchmerzlichen Töne: Mein Vater, mein Sohn, mein Weib! Man erkannte ſich nur mehr an der Stimme. Dieſer beklagte ſein Schickſal, dieſer das Los ſeiner Freunde, die einen riefen die Götter an, die andern hörten auf an ſie zu glauben. Mehrere riefen den Tod gegen den Tod zu Hülfe. Es war, als wäre man mit der ganzen Welt in die letzte ewige Nacht vergraben, und mitten

unter allen dem, welche troſtloſen Berichte, die eingebildeten Schrecken! die Furcht übertrieb alles, und glaubte alles.

Unterdeſſen theilt ein Glanz die Finſterniß, es war die Flamme welche ſich näherte, aber ſie ſtockt, erlöſcht; die Nacht verdoppelt ſich, mit ihr der Regen von Aſche und Steinen. Wir mußten alle Augenblicke aufſtehen, unſere Kleider rein zu machen. Soll ich es ſagen? Mitten unter dieſen Schrecken entfuhr mir nicht eine Klage. Ich tröſtete mich bei meinem Tode mit dem Gedanken: Auch die Welt vergeht jetzt.

Endlich verliert ſich nach und nach dieſe dichte Finſterniß, der Tag erwacht, die Sonne bricht ſogar wieder hervor, aber trübe und gelb, wie ſie ſich ſonſt bei einer Sonnenfinſterniß zeigt, welcher Anblick ſtellt ſich jetzt vor unſere unruhigen und noch unſicheren Augen! — Die ganze Erde ſcheint unter Aſche vergraben, wie ſie im Winter mit Schnee bedeckt iſt; der Weg war verloren, man ſucht Miſene, man findet es, man kehrt zurück, und nimmt es wieder in Beſitz. Bald darauf erhielten wir Nachricht von unſerm Oheim, die uns aber mit Unruhe erfüllen mußte.

Ich habe geſagt, daß er, ehe wir Miſſene verließen eine Galeere beſtiegen hatte. So ſchiffte er gegen Retinum, und die andern bedrohten Flecken. Alles floh, nur er kam. Mitten unter der

allgemeinen Beſtürzuug unterſuchte er die Wolke ſehr aufmerkſam. Er verfolgte ſie in allen ihren Erſcheinungen. So diktirte er noch, als ſchon ein dichter und heißer Aſchenregen die Galeere zu bedecken anfing; ſchon fielen die Steine rings um ihn herum nieder, ſchon war das Ufer mit ganzen Felsſtücken bedeckt. Mein Oheim überlegt, ob er bleiben, oder das hohe Meer zu gewinnen ſuchen ſoll. Das Glück hilft dem Kühnen, ſchreyt er endlich, ſchifft zu Pomponianus. Dieſer war zu Stabia, mein Oheim fand ihn ganz zitternd; er umarmt ihn, macht ihm Muth, und ſeinen Freund durch ſeine Zuverſicht noch mehr aufzurichten, verlangt er ein Bad, ſetzt ſich zu Tiſche, und ißt fröhlich, oder wenigſtens, welches ſeinen Charakter nicht weniger auszeichnen würde, ſcheint fröhlich zu eſſen.

Während deſſen entflammt ſich der Veſuv unter Finſterniſſen von allen Seiten. Es ſind verlaſſene Dörfer, welche brennen, ſagte mein Oheim zu der Menge, um ſie aufzurichten. Endlich legt er ſich nieder; er entſchläft. Noch war er im tiefen Schlummer verſenkt, als der Hof des Hauſes ſich mit Aſche zu füllen anfängt, und ſich alle Auswege verſperren. Man läuft zu ihn, man muß ihn wecken. Er ſteht auf, er ſucht Pomponianus, und überlegt mit ihm und ſeinem Gefolge, welcher Weg nun zu nehmen wäre? Sollten ſie im Hauſe bleiben? auf das Feld flüchten? Wenn ſie bleiben, wie der Erde entfliehen

welche ſich öffnet? Und wie dem Hagel von Steinen, wenn ſie fliehen wollen? Man wählte endlich das letztere, die Menge aus Furcht, mein Oheim aus Vernunftgründen.

So verließen ſie die Stadt, und ſtatt aller Vorſichtsmaßregeln bedeckten ſie bloß den Kopf mit Kiſſen. Sonſt überall brach der Tag an, aber hier währte die Nacht fort, eine ſchreckliche Nacht, bloß von der Feuerwolke erhellt. Mein Onkel wollte ſich dem Ufer nähern, obgleich das Meer noch ſtürmiſch war, er ſteigt hinab, trinkt Waſſer, läßt ein Tuch ausbreiten und legt ſich darauf. Auf einmahl glänzen heiße Flammen, denen ein Schwefelgeruch vorauszieht, alles flieht. Mein Oheim, auf zwei Sklaven geſtützt, erhebt ſich, aber plötzlich, von dem Dampf ergriffen, fällt er zu Boden, — und Plinius iſt todt.

Seneka,

ein ſtoiſcher Philoſoph.

Geboren 6 Jahre vor unſerer Zeitrechnung.

Dieſer Philoſoph wurde zu Cordova in Spanien geboren. Sein Vater, ein guter Redner, unter-

richtete ihn in der Beredſamkeit, und veranlaßte ſo wahrſcheinlich jene Fehler, die man an ſeinem Style tadelt. Phozion und Socion von Alexandrien, berühmte Stoiker, waren ſeine Lehrer in der Philoſophie, und machten ihn zum Anhänger dieſes Syſtems. Als er in der Beredſamkeit zu glänzen anfieng, weckte er den Neid Caligulas, der auch nach dieſem Ruhme ſtrebte. Klüglich verließ er dieſe Laufbahn, widmete ſich den öffentlichen Geſchäften und wurde zum Quäſtor befördert. Auf dem Wege noch höher zu ſteigen, verhinderte ihn daran eine Liebesgeſchichte, die er mit Julia Livilla, der Wittwe des Vicinius, eines ſeiner Wohlthäter hatte. Dieſe Anklage, die vielleicht ungerecht war, gab Senekas Feinden die Veranlaſſung, ihn auf die Inſel Corſika zu verbannen. Hier ſchrieb er ſeine Bücher de Consolatione, in welchen aller Glanz des Stoizismus entwickelt iſt. Demungeachtet währte ihm endlich ſeine Verbannung zu lange, er wandte vergebens alle Mittel an ſie zu enden. Nur eine Revoluzion bei Hofe rief ihn nach Rom zurück. Meſſalina wurde nähmlich geſtürzt, und als Agrippina den Kaiſer Claudius geheirathet hatte, ließ ſie den Seneka kommen, um ihren Sohn Nero, den ſie auf den Thron erheben wollte, von ihm erziehen zu laſſen.

So lange dieſer junge Fürſt Senekas Rathſchlägen folgte, war er die Freude von Rom; er wurde ein Ungeheuer, als er ſich Poppeas und

Tigellius Leitung überließ. Seneka's Tugend ſchien ihm nun ein beſtändiger Tadel ſeiner eigenen Laſter, er befahl daher einem ſeiner Freigelaſſenen, Cleonices, ihn zu vergiften. Als dieſer Unglückliche ſeinen Auftrag nicht ausführen konnte, weil Seneka bloß von Früchten und Waſſer lebte, ſo verwickelte Nero den Philoſophen in die Verſchwörung des Piſo. Seneka kam zwar in Verdacht, konnte aber nicht überwieſen werden. Denn nur einer der Verſchwornen hatte ihn angeklagt, und auf eine gelinde Weiſe. Er ſagte nähmlich aus: er ſey von Piſo mit dem Auftrage zu Seneka geſchickt worden, ihm Vorwürfe zu machen, daß ſie gar nicht zuſammenkämen, und letzterer habe darauf geantwortet, daß ihr beiderſeitiges Intereſſe öftere Unterredungen nicht erlaube, daß aber ſeine Sicherheit von Piſo's Leben abhänge.

Granius Silvanus, Tribun einer prätorianiſchen Kohorte, wurde zu Seneka abgeſchickt, ihn zu befragen, ob er dieſe Ausſage als wahr erkenne. Seneka, ſey es Abſicht oder Zufall, war gerade an dieſem Tage in die Stadt gekommen, und hatte ſich auf eines ſeiner Häuſer, einige Stunden von Rom, begeben. Der Tribun kam gegen Abend dort an, und ſtellte ſeine Wachen um das ganze Haus. Er traf Seneka mit ſeiner Frau und zwei Freunden bei Tiſche, und hinterbrachte den Befehl des Kaiſers. Seneka erklärte Nero's Anfrage für richtig,

behauptete aber, daß er ſich bloß wegen ſeiner Kränklichkeit und Liebe zur Ruhe entſchuldiget habe. Er hätte ſeine Urſache gehabt, ſeine Sicherheit von dem Leben eines Privaten abhängig zu machen; daß ihn aber kein ſolcher Hang zur Schmeichelei beſeele, müſſe Nero ſelbſt am beſten wiſſen, der viel mehrere Züge der Freiheitsliebe als ſklaviſcher Unterwerfung von ihm kennen müßte. Mit dieſer Antwort kam der Tribun zurück, und hinterbrachte ſie Nero in Gegenwart Poppeas und Tigellins, den Vertrauten von Nero's Grauſamkeiten. Der Kaiſer fragte nun Granius, ob ſich Seneka zum Tode vorbereite. Ich ſah kein Zeichen von Schrecken an ihm, antwortete der Offizier. Kehre alſo zurück, ſagte Nero, und hinterbringe ihm den Befehl zu ſterben.

Als der Philoſoph ſein Leben verloren ſah, ſchien er ſein Todesurtheil freudig zu empfangen. Die Wahl der Todesart blieb ihm überlaſſen. Er verlangte alſo noch die Erlaubniß, ſeine ungeheuern Güter vertheilen zu dürfen, die er aufgehäuft hatte, während er die Verachtung des Reichthums lehrte: aber dieſe wurde verweigert. Seine weinenden Freunde tröſtete er, und machte ihnen ſogar Vorwürfe. Wo ſind nun, ſagte er, die Grundſätze der Weisheit, welche ihr euch eigen gemacht habt? die euch gegen die Streiche des Schickſals ſchützen ſollten? Kennt ihr Nero's Grauſamkeit noch nicht?

Nachdem er ſeine Mutter und ſeinen Bruder umgebracht hatte, was blieb ihm anderes noch übrig, als auch den zu tödten, der ihn in ſeiner Kindheit unterrichtete. Pauline, ſeine Gattin, ſchwamm in Thränen, Seneka ſuchte ſie zu tröſten. Bringe deine Tage, ſagte er, nicht in einer fortwährenden Trauer hin. Überdenke vielmehr das tugendhafte Leben, welches ich immer geführt habe; das iſt ein Troſt, der einer ſchönen Seele würdig iſt, und dich über den Verluſt eines Gatten beruhigen kann.

Pauline antwortete, ſie ſey entſchloſſen, mit ihm zu ſterben; dazu verlangte ſie auch den Beiſtand des anweſenden Offiziers. Seneka willigte in Paulinens Verlangen. Ich habe dir das gezeigt, ſagte er, was dich in den Betrübniſſen des Lebens aufrecht erhalten könnte. Du ziehſt einen rühmlichen Tod vor, ich werde dich um die Ehre eines ſo ſchönen Beiſpieles nicht beneiden. Wir ſterben vielleicht mit der nähmlichen Standhaftigkeit, aber dein Ruhm bleibt ungetrübter und reiner. So ließen ſie ſich zur nähmlichen Zeit die Adern öffnen, aber Nero, der Paulinen liebte, befahl, ihr das Leben zu erhalten. So lebte ſie noch einige Jahre, und trug die Spuren ihrer ehelichen Liebe im Geſichte. Seneka's Enthaltſamkeit hatte ihn ſo geſchwächt, daß kein Blut aus ſeinen offenen Adern lief. So nahm er denn ein warmes Bad, deſſen

Rauch mit dem einiger Liqueurs vermiſcht, ihn erſtickte. Er ſprach viel und vernünftig vor ſeinem Tode, welches ſpäter von ſeinen Freunden bekannt gemacht wurde.

Mehrere Schriftſteller haben an Seneka's Tugend gezweifelt, und nicht ohne Grund. Niemand hat beſſer von der Armuth und einer glücklichen Mittelmäßigkeit geſprochen als er. Der Natur genügt mit wenigem, ſagte er, dem Wahne mit nichts; und ſo hielt man ihn für den genügſamſten Menſchen. Aber demungeachtet häufte er Schätze, und in ſeinem Pallaſte redete er wie Diogenes, wenn er durch die Straßen irrte.

Das größte Verbrechen, welches man ihm Schuld gibt, beſteht darin, daß er den Brief geſchrieben haben ſoll, wodurch ſich Nero bei dem Senate wegen ſeines Muttermordes zu rechtfertigen trachtete. Aber Tacitus Zeugniß ſpricht für ihn, und ſcheint allerdings die Meinungen anderer weniger Unterrichteter oder mehr Parteyiſcher zu entkräften. Auf alle Fälle kann Seneka's Tod mit ſeinem Leben verſöhnen, denn nur Sokrates kann hierin mit ihm verglichen werden.

Trajan,
römiſcher Kaiſer.

Geboren im Jahre 52. Geſtorben 117 nach Chriſto.

»Trajan« — ſagt Monteſquieu — »iſt der voll»kommenſte Fürſt, von dem die Geſchichte jemals »geſprochen hat. Es war ein Glück unter ſeiner Re»gierung geboren zu ſeyn; niemals war das römi»ſche Volk unter einer ruhmvolleren geſtanden. Groß »als Staatsmann, groß als Feldherr, beſaß er »eine hohe Seelengüte, die ihn zum Edeln und Gu»ten hinzog, und ſein hellſehender Geiſt machte ihn »immer nur das Zweckmäßige ergreifen. Im Beſitze »aller Tugend, übte er keine mit Übertreibung, und »ſo war dieſer Mann gleich geeignet, die Höhe der »Menſchheit zu ehren, die Stelle der Gottheit zu »vertreten.«

Marcus Ulpinus Trajanus war der erſte Fremdling, der den Thron der Cäſaren beſtieg. Seine Familie war ſpaniſch, er wurde zu Italica in der Nähe von Sevilla, im zwei und fünfzigſten Jahre unſerer Äre geboren. Unter den Fahnen ſeines Vaters, der dreimal die Ehre des Triumphes

und des Konſulates genoß, diente er und gelangte ſtufenweiſe zu den höchſten Poſten in der Armee.

Die Legionen in Niederdeutſchland ſtanden unter ſeiner Anführung, als Nerva ihn zum Sohn und Mitregenten annahm, weil er keinen Würdigeren kannte, ihm eine Laſt zu erleichtern, die ſeinem Alter zu drückend war. Nerva ſtarb im Jahr 98 und Trajan wurde als ſein Nachfolger anerkannt. In den Alleinbeſitz des Thrones gelangt, hätte er die Römer als Unterthanen behandeln können; aber er gefiel ſich in dem Gedanken, lieber Mitbürger in ihnen zu ſehen, und des Staates erſter Diener zu ſeyn. Öffentlich erklärte er, daß er den Geſetzen nicht minder wolle unterworfen ſeyn, als der letzte Plebejer; er ſchwur dem Geſetze zu gehorchen, und erfüllte den Schwur.

Seine erſte Sorge war, die kleinſten Spuren des Deſpotismus, der Verſchwendung und des Übermuthes ſeiner Vorfahren wegzutilgen, überall aber das Bild einer vernünftig freien Verfaſſung, der einfachen Sitten alter Zeit und ſelbſt die Förmlichkeiten der vorigen Konſtitution zu erneuern. Zu Fuß hielt er ſeinen Einzug in Rom, er beſtieg das Kapitol und nahm den kaiſerlichen Pallaſt ſo prunklos in Beſitz, als wenn er in ſeine Privatwohnung zurückgekehret wäre. Bei dem Eintritt in erſteren ſagte ſeine Gemahlin, Pompeja Plotina, zum umſtehenden Volke: Ich denke hier hinauszu-

gehen, wie ich hereingegangen bin. Trajan ließ auf das Thor des Pallaſtes ſetzen: öffentlicher Pallaſt. Hier nahm er mit freundſchaftlichem Weſen Jedermann auf, übernahm alle Geſuche, und als man gegen ihn einigen Tadel äußerte, daß er die Hoheit ſeines Ranges dadurch verletze, ſo antwortete er: Ich will für die Übrigen ſo ſeyn, wie ich als Private wünſchte, daß der Kaiſer gegen mich wäre. Er gab dem Senate ſein lange entbehrtes Anſehen wieder und die Bedeutenheit ſeiner Beſchlüſſe. Als er dem Saburanus den Degen als Oberbefehlshaber der Leibwache überreichte, ſagte er zu ihm: Ich vertraue dir dieſen Degen, um ihn für mich zu führen, wenn ich gut regiere, gegen mich aber, wenn ich mich unwürdig benehme. Den jährlichen Gebeten, um die Geſundheit und die Wohlfahrt des Kaiſers, ließ er die Ausdrücke beifügen: wenn er die Geſetze beobachtet, wenn er den Staat weiſe regiert, wenn er das Volk beglückt. Als ihm das dritte Konſulat zuerkannt wurde, unterwarf er ſich allen Förmlichkeiten, welche die Kaiſer ſonſt unter ihrer Würde hielten; er erſchien im Gewande des Candidaten unter dem Volke, und legte den Eid ab.

Dem glücklichen Einfluſſe guter Beiſpiele fügte Trajan auch noch kluge Anordnungen und

gute Geſetze bei. Er machte die gewaltthätigen Maßregeln aufhören, mit welchen man der Hauptſtadt die Bedürfniſſe an Lebensmitteln verſicherte, ſtellte die Freiheit des Handels her, und machte den Überfluß in Rom einheimiſch; beſchränkte die Erpreſſungen des Fiskus, verminderte die Zollabgaben, und, da er alle unnöthigen Ausgaben einſtellte, fand er in der Ordnung und Wirthſchaft ſeiner eigenen Haushaltung die nöthigen Mittel gegen das Publikum freigebig zu ſeyn. Den Wahlen gab er eine regelmäßigere Einrichtung, die Kandidaten mußten in Italien ein Eigenthum beſitzen, die Gerechtigkeitspflege mußte auf eine ſchnelle und zuverlaſſige Art geſchehen, alle Käuflichkeit und Beſtechung wurden möglichſt verbannt. Endlich zerſtäubte er die verhaßte Schaar der Ankläger, er hieß die Geſetze beleidigter Majeſtät verſtummen, und indem die Auflauerungen und Anklagen aufhörten, fand ſich allgemeines Zutrauen ein. Einige Bürger wollten einen Prozeß aufgeben, weil ihr Gegner einer ſeiner Freigelaſſenen war. »Wozu das,« ſagte Trajan im offenen Rathe, »mein Freigelaſſener iſt nicht Polyklet, und ich bin nicht Nero.« Vaterlandsliebe, Talente und Tugenden durften ſich nicht weiter verbergen; ſie fanden bei einem Fürſten Achtung, der über Neid und Verdacht gleich erhaben wor, und der, entfernt davon, Freimüthigkeit und Kraft zu un=

terdrücken, es ſich ſogar zur Pflicht machte, ſie zu erwecken, und Männer von großen Geſinnungen und Gefühles um ſich zu verſammeln. Glückliche Zeit, ſagt Tacitus, in der man ſprechen durfte, wie man dachte, und denken, wie man wollte!

Trajan hatte auch Fehler; nur bei dem Gotte würde man ſie vermiſſen. Aber der einzige große Fehler, den die richtende Nachwelt mit Recht an ihm tadelt, war ein ſolcher, der vieles Gute ungeſchehen ließ, war der Fehler der Eroberungsſucht. Trajan hatte eine militäriſche Erziehung genoſſen, auch beſaß er alle Eigenſchaften des Generals.

Geliebt von den Truppen, gewohnt ſie zum Siege zu führen, gerne in ihrer Mitte verweilend, verließ er das reine Vertheidigungsſyſtem, welches die vorſichtige Staatsklugheit Auguſts als das allein paſſende für die weite Ausdehnung ſeines Reiches betrachtete. Doch Trajan wollte die Gränzen desſelben erweitern; er ging über die Donau, und griff die kriegeriſchen Dazier an, deren König Dezebalus ein würdiger Nebenbuhler ſeines Kriegsruhmes war. Nach einem fünfjährigen Kriege wurde Dazien erobert. Nun wollte Trajan Cäſars Entwurf ausführen, er kehrte ſeine Waffen gegen den Orient. Er, dem Tugenden und Wohlthaten den ruhmvollen Beinamen Vater des Vaterlandes erworben hatten, er ſeufzte, daß ſein

vorgerücktes Alter ihn der Hoffnung beraubte, Alexandern zu gleichen. Die ausgearteten Parther flohen vor ſeinem Schwerte und erhielten von ſeiner Hand einen König. Er ſchiffte den Tiger bis zum perſiſchen Meerbuſen hinab, und dieß war das letzte Mal, daß dieſe Gewäſſer eine römiſche Flotte ſahen. Armenien, Meſopotamien und Aſſyrien wurden Provinzen des Reiches; aber in Mitte dieſer Triumphe ſtarb Trajan, erſchöpft von den Beſchwerlichkeiten, zu Selimunt, nachmals Trajanopolis genannt, im Jahre 117 unſerer Äre, dem neunzehnten ſeiner Regierung.

Trajan war von großem, kräftigem und wohlgemachtem Körperbaue; der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war Adel und Hoheit; zuvorkommend und leutſelig war ſein Betragen, ſein Charakter frei und offen, ſeine Laune heiter, ſein geſellſchaftlicher Umgang frei und geiſtvoll. Er beſaß Freunde, behandelte ſie mit Aufmerkſamkeit und Achtung, und lebte mit ihnen in ſüßer Vertraulichkeit. In allem einfach, was auf ſeine Perſon ſich bezog, war er groß und prächtig, wenn es auf die Sache des Allgemeinen ſich bezog; überall verdankte ihm Rom Denkmale ſeiner Größe. Er errichtete Kolonien, baute Städte, befeſtigte die Gränzlager, ließ zwei Häfen, und eine große Anzahl von Straßen, Wegen und Brücken erbauen. Durch ſeine Sorgfalt wurde Rom verſchönert: er

vergrößerte den Zirkus, »daß er der Würde des römiſchen Volkes mehr entſprach,« ließ das prächtige Forum erbauen, in deſſen Mitte die Triumphſäule ſich befand, welche ſeine Aſche aufnahm und noch ſeinen Namen führt. Ungeachtet er in den Wiſſenſchaften nur wenig bewandert war, ſo liebte und ſchätzte er ſie doch außerordentlich, und ehrte diejenigen, die ſich mit ihnen beſchäftigten. Sie blüheten unter ſeiner Regierung, und haben ihm in dem Panegyrikus des Plinius ihre gerechte Dankbarkeit bewieſen.

Wie ſehr müſſen wir nicht bedauern, daß Tacitus es auf ſein ſpätes Alter verſchoben hat, ein Gemälde dieſer glücklichen Regierung zu liefern, woran der Tod ihn verhindern mußte. Trajan liebte den Ruhm; er wollte, daß das Andenken ſeiner Wohlthaten lange den Römern im Gedächtniſſe bliebe; aber ſtandhaft verſchmähte er die Ehrenbezeugungen, die man ſonſt den Kaiſern erwies, und die ſo vielfachen Quellen ihr erkünſteltes Daſeyn danken konnten. Er duldete es niemals, daß man ihm Tempel errichtete, und ſehr ſelten, wenn man bat, ihm Statuen ſetzen zu dürfen. Ihm war es viel gefälliger, wenn das Volk ungekünſtelt ſeine Liebe und Dankbarkeit ausdrückte, dieſer einfachere Ausdruck war um ſo rührender und wahrer. Dem entzückten Volke genügte es noch nicht ihn Vater des Vaterlandes zu nennen, es gab ihm auch noch

den Beinamen des Beſten. Welch eine Herz und Sinn erhebende Benennung! Sie blieb in dem Grade das beſondere Eigenthum und die unterſcheidende Charakteriſtik des großen Mannes, daß man noch 250 Jahre nach ſeinem Tode bei der Huldigung eines neuen Kaiſers den Doppelwunſch äußerte: *er möge glücklicher noch ſeyn, als Auguſt, und noch beſſer als Trajan.*

Tacitus,

ein römiſcher Geſchichtſchreiber.

Geboren gegen das Jahr 54 nach Chriſto.

Cornelius Tacitus, Sohn eines römiſchen Ritters, Intendant in Belgien, wurde gegen das Ende der Regierung des Kaiſer Klaudius, oder zu Anfang der Regierung des Nero geboren. Veſpaſian, der eine ſtarke Seele und einen erhabenen Geiſt an ihm wahrnahm, ward ihm gewogen, und fing an ihn zu Würden zu erheben; Titus und ſelbſt der grauſame Domitian achtete ihn. Unter Nerva erhielt er die konſulariſche Würde. Man kennt die gedrängte energiſche Kürze ſeines Styls; zu ſeiner Zeit wurde Tacitus auch für einen guten

Redner gehalten. Er war der genaueſte Freund des jüngern Plinius, ſo daß man einen beinahe nie ohne den andern nannte. Man erzählt, daß Tacitus einmal im Zirkus mit einem jungen römiſchen Ritter ein verſtändiges und geiſtvolles Geſpräch gehalten habe. Dee Ritter, der ihn nicht kannte, fragte ihn, ob er aus Italien oder einer andern Provinz des Reiches wäre. Tacitus antwortete: Du kennſt mich und ich verlege mich auf die Wiſſenſchaften. Der Ritter antwortete ſchnell: Du biſt alſo Plinius, oder Tacitus.

Tacitus ſchrieb mehrere Werke, die nicht auf uns gekommen ſind. Wir beſitzen nur noch eine Abhandlung über die Sitten der Deutſchen, ein Leben des Agrikola, ſeines Schwiegervaters, ein Fragment von einer Geſchichte der Kaiſer, und endlich die Annalen, welche die Regierung des Tiberius, Caligula, Claudius und Nero enthalten. Ihm war die Gabe geſchenkt, mit Kraft und Scharfblick die falſchen Tugenden zu entlarven, die Intriguen auseinander zu ſetzen, und den Schein von der Wirklichkeit zu unterſcheiden. Tacitus ſtrenge Redlichkeit wurde von einem durchdringenden Verſtande begleitet, und nie verhehlte er die Wahrheit, ſelbſt wenn ſie ſeinen altrömiſchen Geſinnungen ungünſtig war. Er ſagte was er wußte, und nur ſelbſt getäuſcht konnte er andere täuſchen.

Julian,
römiſcher Kaiſer.

Geboren 331. Geſtorben 363.

Julian wurde zu Conſtantinopel geboren, und war ein Sohn des Julius Conſtanz, eines Bruders Conſtantin des Großen. Beinahe wäre er in dem ſchrecklichen Blutbade umgekommen, welches die Söhne Conſtantins in ſeiner Familie anrichteten, er verlor dabei ſeinen Vater, und ſeine nächſten Verwandten. Er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, wurde im Chriſtenthume unterrichtet, und endlich mit dem Titel eines Doktors unter die Geiſtlichkeit aufgenommen. Mit vier und zwanzig Jahren wurde er nach Athen geſchickt, wo er die Religion ſeiner Vorfahren wieder annahm, das iſt, er huldigte den heidniſchen Göttern. Die Urſache dieſer Sinnesänderung iſt nicht bekannt.

Im Jahre 355 ernannte ihn der Kaiſer Conſtanz zum Cäſar. So bekam er den Oberbefehl über die Truppen in Gallien, und ze chnete ſich durch Klugheit und Tapferkeit aus. Sieben vereinte deutſche Könige wurden von ihm beſiegt, und

die Barbaren in kurzer Zeit überwunden, und aus Gallien vertrieben. Dieſe glücklichen Fortſchritte machten Conſtanz mißtrauiſch, er ſuchte nun den Julian zu verderben. Offen konnte er ihn nicht angreifen, der an der Spitze einer zahlreichen Armee ſtand die eben geſiegt hatte und ihren Heerführer vergötterte. Der Kaiſer ſuchte alſo durch Umwege zu ſeinem Ziele zu gelangen; zuerſt nahmlich wollte er ihn ſchwächen, nnd verlangte einen großen Theil ſeiner Truppen unter dem Vorwande daß er ſie gegen die Perſer brauche. Die Liſt wurde errathen, die Soldaten empörten ſich, verweigerten den Gehorſam, und erklärten Julian zum Kaiſer, ohngeachtet er ſich weigerte, dieſe Würde anzunehmen. Damals befand er ſich zu Paris. Conſtanz dachte auf Mittel ſich zu rächen, als ihn der Tod übereilte. Alſogleich gieng Julian in den Orient, wo er wie im Occidente als Kaiſer anerkannt wurde.

Jetzt zeigte ſich Julians Weisheit. Der Luxus der Herrſcher hatte das Reich beinahe zu Grunde gerichtet, unter Julian verſchwand dieſer leere Glanz. Sein Hausweſen wurde ganz verändert, und man ſah wieder einmal jene einfachen Sitten, die Antonin und Mark Aurel ausgezeichnet hatten. Ein Mal als der Kaiſer einen Barbier verlangt hatte, brachte man ihm einen, der ſehr reich gekleidet war. Er ſchickte ihn zurück. Ich habe, ſagte er, einen Barbier, und keinen Senator verlangt. Seine Vor-

fahren hatten Tauſende von ſolchen Leuten, dann ſehr viele Köche gehabt, ſie erhielten alle ihren Abſchied. Ihr würdet in meinen Dienſten euere Kunſt verlernen, ſagte er. So jagte er auch die Verſchnittenen weg, welche ihm, da er nur eine Gemahlin hatte, ganz unnöthig waren. Als er ſeine geliebte Helene verlor, ehrte er ihr Andenken, und verehlichte ſich nicht mehr. Gewiſſe heimliche Ausſpäher, welche den Kaiſern alles, was geſchah, hinterbrachten, wurden ebenfalls verabſchiedet. Durch dieſe nützlichen Einſchränkungen konnte er dem Volke ein Fünftheil der Abgaben erlaſſen. Seine größte Begierde war, ſeinen Unterthanen ſo wenig Laſten als möglich aufzubürden, und ihnen ſo viel Gutes zu thun, als in ſeinen Kräften ſtand. So kannte auch ſeine Freigebigkeit nur jene Gränzen, welche ihr die Klugheit zogen. Man zeige mir ſchrieb er, einen Menſchen, der durch ſeine Wohlthaten arm geworden wäre, die meinen haben mich immer bereichert, ohngeachtet ich nicht ſehr wirthſchaftlich zu Werke gieng. Man gebe alſo jeden, den Rechtſchaffenen reichlicher: aber das Nothige verweigere man Niemanden, ſelbſt ſeinem Feinde nicht; denn nicht den Sitten oder dem Charakter, ſondern dem Menſchen reichen wir unſere Hülfe.

Julian war auch ſehr gütig. Die ihn als Privatmann beleidigt hatten, fühlten ſeine Rache nicht, als er Kaiſer geworden war. Er hatte einer obrig-

keitlichen Perſon Namens Thaſſalus, ſeine Unzufriedenheit offen bezeugt; alſogleich kamen deſſen Feinde, ihn anzuklagen. Julian, unwillig, daß man den Unglücklichen ganz zu Boden drücken wolle, antwortete den Klägern: Ich laſſe zu, daß mein Feind auch der eurige iſt. Aber gerade deßwegen müßt ihr jetzt aufhören ihn zu verfolgen, bis er mir Genugthuung geleiſtet haben wird, mir gebührt hier der Vorrang. Einige Zeit darauf nahm er ihn wieder zu Gnaden auf. Während ſeines Aufenthaltes zu Antiochien war er ein Mal von ſeinem Pallaſte auf den Berg Caſſius gegangen, um dort zu opfern. Da umfaßte ein Mann ſeine Kniee, und bat flehend ihm das Leben zu ſchenken. Julian fragte, wer er wäre. Es iſt, antwortete man ihm, Theodotus, vormals Vorſteher des Rathes von Hieraple; und einer, ſetzte boshaft hinzu: Als Konſtanz ſich anſchickte dich anzugreifen, wünſchte er ihm in voraus Glück zum Siege, und beſchwor ihn, den Kopf des Rebellen, wie er dich nannte, nach Hieraple zu bringen. Ich wußte das alles, antwortete der Kaiſer; dann wandte er ſich zu Theodotus, der ſein Todesurtheil erwartete. Kehre ohne Furcht, ſagte er, nach Hauſe zurück, du lebſt unter einem Fürſten, der ſeine Feinde zu vermindern, und ſeine Freunde zu vermehren wünſcht.

Die Ankläger fanden ihre Rechnung nicht bey ihm. Einer dieſer Elenden klagte einen Bürger

an, als ob er nach dem Reiche ſtrebte. Julian gab ihm kein Gehör, und als der Ankläger wieder ein Mal die nähmliche Klage anbrachte, fragte ihn der Kaiſer, aus welchem Stande der Beklagte wäre. Es iſt ein reicher Bürger, antwortete dieſer. Nun, ſagte der Kaiſer lächelnd, welche Beweiſe zeugen denn gegen ihn? Er ließ ſich ein ſeidenes Kleid von Purpur verfertigen, fuhr der Ankläger fort. Das iſt's alles? unterbrach ihn der Kaiſer, und wandte ſich zu ſeinem Schatzmeiſter, nun ſo gib dieſem gefährlichen Schwätzer auch purpurne Unterkleider, daß er ſie jenem zu einem vollkommenen Anzuge überbringe.

Er wurde mit den Perſern in einen Krieg verwickelt, und hier erhielt er eine tödtliche Wunde, die ihn dem Reiche zu früh entriß. Seinen Tod erwartete Julian mit philoſophiſcher Gelaſſenheit. Ich unterwerfe mich, ſagte er, freudig den ewigen Geſetzen, überzeugt, daß jener, der beim nahen Tode noch am Leben hängt, noch feiger iſt, als jener, der ſterben wollte, wenn es ihm Pflicht iſt zu leben. Der Tod, für die Böſen ein Übel, iſt für die Tugendhaften ein Glück; es iſt eine Schuld, die der Weiſe ohne Murren bezahlt. Ich war Privatmann und Kaiſer, und, wie ich glaube, habe ich im Privatleben und auf dem Throne nichts gethan, was ich bereuen ſollte. Seine letzten Stunden brachte er mit dem Philoſophen Maximus zu,

mit Geſprächen über den Adel und die Unſterblichkeit der Seele. So ſtarb er im zwei und dreißigſten Jahre, den 27. Juni 363. Man ſetzte ihm die Grabſchrift: Hier liegt Julian, der am Ufer des Tigris ſein Leben verlor; nachdem er ein vortrefflicher Monarch und tapferer Krieger geweſen war.

Julian war keuſch, und gab ſich alle Mühe, ſeine Sitten rein zu erhalten. Die Keuſchheit, ſagte er, iſt für die Sitten, was der Kopf bei einer ſchönen Statue iſt. Die Wolluſt iſt genug, das ſchönſte Leben zu entſtellen. Im perſiſchen Kriege wollte er keine der Gefangenen ſehen, deren Reize man ihm gerühmt hatte. Seine Nüchternheit verdient dasſelbe Lob. Im nähmlichen Kriege ſah er im Gefolge des Heeres mehrere Kameele mit ausgeſuchtem Weine belaſtet; er verbot dem Kameeltreiber, weiter mitzuziehen. Weg, ſagte er, mit dieſen vergifteten Quellen des Vergnügens und der Ausſchweifung; ein Soldat muß keinen Wein trinken, den er nicht dem Feinde abgenommen hat; und ich ſelbſt will wie ein Soldat leben. — Julian hatte Geiſt und Kenntniſſe; wir haben von ihm mehrere Werke, ſeine Rede, eine Satyre der Kaiſer, und eine andere gegen die Bewohner von Antiochien, Miſyogon genannt.

Theodoſius der Große,

römiſcher Kaiſer.

Geboren 344. Geſtorben 395.

Flavius Theodoſius wurde zu Cauca im nördlichen Theile Spaniens geboren. Er hatte ſeinen Vater, einen der trefflichſten Feldherrn, Grazians Anführer ins Feld begleitet, als aber der berühmte General nach einem feierlichen Triumphe auf Befehl des mißtrauiſchen Kaiſers zu Carthago hingerichtet wurde, begab ſich Flavius, der ſchon vorher Möſien als Statthalter tapfer gegen die Barbaren vertheidigt hatte, nach Spanien. Hier lebte er den Wiſſenſchaften und der Pflege des Bodens, bis Grazian ihn zurückberief, und, unfähig den römiſchen Koloß allein zu leiten, ihn im Jahre 379 zum Kaiſer über den Orient erhob.

Von den nördlichen Barbaren, von Armeniern, Iberern und Perſern bedroht, verſtärkte er durch Werbungen die herabgeſchmolzene Heeresmacht, und zwang nach vielen Siegen die Gothen theils zur völligen Unterwerfung, theils zum Rückzuge aus Thrazien; bei neuen Einfällen derſelben,

Theodosius.
Attila.
Alfred.
Otto I.
Stephan heil.
Gottfried v. Bouill.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

die von Pannonien bis Achaja ſchreckliche Verwüſtungen veranlaßten, ſchlug er ſie in einem Haupttreffen in Mazedonien. Doch ſie erholten ſich bald: nach einer Krankheit und verſchiedenen Einrichtungen zum Vortheile der chriſtlichen Religion mußte ſich Theodos neuerdings nach Heraklea in Thrazien begeben; hier beſiegte er ſie ohne Schwertſtreich; von Unterhaltsmitteln entblößt, ergaben ſie ſich ſelbſt an ihn, und, da die Hunnen mittlerweile ihr eigenes Land beſetzt hatten, räumte Theodos ihnen Niederlaſſungen in Thrazien und Möſien ein, weil dieſe Provinzen nach vielfachen Einfällen beinahe ganz entvölkert waren. Man hat dieſe Maßregel nicht gebilligt, noch weniger aber, daß er beſondere Heereshaufen derſelben unter ihren eigenen Befehlshabern in römiſche Kriegsdienſte nahm.

Indeß hatte Grazian ſich auf die Regierung über Brittanien, Spanien und Gallien beſchränkt, denn ſeinem Bruder Valentinian II. hatte er Italien, Illyrien und Afrika eingeräumt. Allein in Brittanien hatte ſich Maximus zum Kaiſer aufgeworfen, war in Gallien eingedrungen, und brachte es dahin, daß Grazian im Jahr 383 bei Lyon durch Verrätherei das Leben verlor. Mit doppelter Macht ausgerüſtet, warf er ſich nun auf Valentinian, und dieſer flüchtete zu Theodos. Aber dieſer tapfere Monarch machte den verwegenen Maximus nach zweimaligem Siege bei Aquileja zum Gefangenen, wäh-

rend gegen Valentinians General Arbogaſt in Gallien des Maximus Sohn, Viktor, ein gleiches Schickſal erlitt. Maximus und Viktor wurden ermordet. Da aber indeß Arbogaſt, deſſen anmaßendes Betragen Valentinian zu ſeiner Entlaſſung bewogen hatte, im Jahre 392 den Monarchen ermorden ließ, erhielt Theodos ein gegründetes Recht auf die Alleinherrſchaft des römiſchen Reiches.

Arbogaſt, der als Fremder es nicht wagte, den Thron zu beſteigen, hatte indeß ſeinen Geheimſchreiber, Eugen, auf ſelben erhoben, und eilte nun an der Spitze einer Armee Theodoſen zur Anerkennung zu zwingen. Eugen hatte ſchon über die Franken beträchtliche Vortheile errungen, und weil Theodos die chriſtliche Religion mit Nachdruck unterſtützte, ſo ſuchte er die Römer zu gewinnen, indem er auf ihre dreimalige Einladung ſie beſuchend, den Glanz der vorigen Religion herſtellte. Bei Aquileja kam es zum Treffen, die Hülfstruppen des Letzteren wurden in Unordnung gebracht; aber am nächſten Morgen überfiel Theodos unvermuthet das feindliche Lager und bezwang es. Arbogaſt ſah ſich genöthigt, auf der Flucht ſich ſelbſt zu entleiben, Eugen aber wurde gefangen, vor Theodos gebracht und von ſeinen eigenen Soldaten niedergehauen.

Nun beherrſchte er allein die gewaltige Geſammtmaſſe des römiſchen Reiches. Allein auch er hielt es nicht für möglich, daß ein ſo ungeheuerer

Staatskörper von Einem Blicke ſollte überſehen werden; er hatte von dem Empörungsgeiſte der Armeen ſich die Bemerkung abgezogen, daß man ſelbſt an ihrer Spitze ſtreiten müſſe, wenn nicht in der Folge ein beliebter Feldherr einen ungeſtraften Verſuch auf die Zügel der Regierung machen ſollte. Schon im Jahre 383 hatte er ſeinen Sohn Arcadius zum Kaiſer erkläret; dasſelbe that er zehn Jahre ſpäter in Hinſicht auf ſeinen zweiten Sohn Honorius, als er nähmlich gegen Eugen ziehen mußte. Ruhig theilte er, von einer Waſſerſucht hart bedrängt, unter beide Söhne das Reich, indem er dem Ältern den Orient, dem Jüngern den Occident einräumte. So glaubte er für das zeitliche Wohl aller Seinigen geſorgt zu haben; aber was das ewige betrifft, ſo fürchtete er ſehr, daß die chriſtliche Kirche für die Zukunft geringere Begünſtigungen finden werde. Er ſtarb im Jahre 395 zu Mailand.

Bei vorzüglichſten Eigenſchaften unterlag er heftigen Aufwallungen. So ließ er einen Aufſtand in Theſſalonich, der dem Unterbefehlshaber Boterich das Leben koſtete, weil er die Losgabe eines Fuhrmannes verweigerte, durch die Niedermetzelung von ſiebentauſend Menſchen ahnden. Um aber die ſchrecklichen Folgen vom Zorne entſtandener Entſchlüſſe für die Zukunft zu beſeitigen, erneuerte er die Kraft eines Geſetzes, nach welchem zwiſchen

jedem Todesurtheil und deſſen Vollſtreckung eine Friſt von dreißig Tagen liegen mußte. Der Umſtand, daß er nach erhaltener Taufe von einer ſchweren Krankheit ſich erholt habe, ſoll ihm ſeinen Eifer für die chriſtliche Religion gegeben haben. Er verfolgte die Arianer, bediente ſich aber ſanfter Mittel, um den Götterdienſt in Rom veralten zu machen. Für das entfernte Ägypten aber unterſagte er ihn bei Todesſtrafe. In dem Biſchof Ambroſius ehrte er den troſtvollen Gewiſſensrath, und einen Beſchützer, den ihm der Himmel ſandte.

Attila,

König der Hunnen.

Geboren um 410. Geſtorben 453.

In der Strecke, die nordwärts an die große chineſiſche Mauer ſich ausdehnt, ſtreiften im wilden Nomadenleben die Hunnen umher. Ihr König Attila, der im Jahr 428 die Regierung antrat, war von edler Abkunft und von Natur zum Eroberer gebildet. Sein Äußeres war nicht anziehend. Er hatte einen großen Kopf, eine gelbliche Hautfarbe, kleine tiefliegende Augen, eine platte Naſe, wenig

Haare an der Stelle des Bartes, breite Schultern und einen kleinen unterſetzten Wuchs voll Kraft und Feſtigkeit. Den Aberglauben ſeiner Hunnen ſuchte er zu ſeinen Zwecken zu benützen, und als einſt auf einer Wieſe ein verroſtetes Schwert gefunden wurde, nahm er es als ein himmliſches Geſchenk auf, und behauptete, daß ihm dadurch ein unwiderſprechliches Recht auf die Herrſchaft der Erde zu Theil geworden wäre. Um ſeine Völker unter einen Zepter zu vereinigen, ließ er ſeinen Bruder Bleda umbringen, und nun dehnten ſich ſeine Eroberungen immer weiter aus, Germanien und Scythien gehorchten größtentheils ſeinen Befehlen, und nicht lange, ſo nahm er auch in den innern Angelegenheiten der Franken Einfluß. Er ſchlug die Burgunder, unterwarf ſich die Inſeln des Ozeans, die ſkandinaviſchen Königreiche, und zog Tribute aus den nordiſchen Gegenden. Ihm gehorchten die Gepiden und Oſtrogothen; wie ſeine Hunnen hinterließen auch dieſe Völker nur verwüſtete Landſchaften und zerſtörte Städte als Denkmäler ihrer Zuges.

In zwei Reiche hatten ſich die entarteten Römer getrennt, das öſtliche beherrſchte Theodoſius mit ſchwacher Hand. Attila griff ihn an, ſchlug ſein Heer und zwang ihn zu ſchimpflichen Friedensbedingniſſen. Mit der Demüthigung der Byzantiner ſtieg des Barbaren Hochmuth, ſeine Forderungen

wurden immer unerträglicher, und doch wußte man zu Conſtantinopel keine andere Hülfe dagegen, als demüthige Geſandtſchaften und reiche Geſchenke, welche Attila mit allem Hochmuthe eines glücklichen Barbaren annahm. Freilich hatte Theodoſius mehrere Verſuche gegen das Leben ſeines Feindes gewagt, und Attila ſie mit ſtolzer Verachtung bloß durch Geldſummen geahndet, die man ihm dafür entrichten mußte.

Aber auch das weſtliche Reich der Römer fühlte Attila's wilde Kraft. Schon tobten Schwärme von Gothen, Alanen und Vandalen in den ſchönſten Provinzen, da wurden auch noch die Hunnen in jene unglücklichen Gegenden gerufen. Ein mißhandeltes Weib war es, welches ſie herzog.

Honoria nähmlich, die Schweſter des Kaiſers Valentinian, war wegen eines Einverſtändniſſes mit dem Kämmerer Eugenius vom Hofe verwieſen worden, und ward in harter Gefangenſchaft gehalten. Voll Verzweiflung, und weil ſie kein Mittel zu ihrer Rettung ſah, überſchickte ſie dem Attila einen Ring, und trug ſich ihm zur Gemahlin an. Der König ließ auch förmlich um ſie werben. Sein Geſuch wurde abgeſchlagen, und von Ungarns Ebenen, wo ſein Hoflager ſtand, zogen des Barbarenfürſten rohe Schaaren viele hundert Meilen gegen Weſten fort, bis ſie den Rhein erreichten. Dieſer Fluß wurde überſetzt, und über zerſtörte Dörfer,

verbrannte Städte und zerſtampfte Felder drangen die Hunnen ins Herz von Gallien vor. Ihre Wuth brach ſich an Orleans Mauern, welche die Bürger mit dem tapferſten Muthe vertheidigten. Glücklich hatte Attila's Politik bis jetzt die Gothen und Weſtrömer zu trennen gewußt: Aetius, einer der größten Männer der Geſchichte, hatte endlich die Höfe über ihre wahre Gefahr unterrichtet; er ſelbſt führte das vereinte Heer in Eilmärſchen dem Barbaren entgegen; und als Orleans ſchon mit der letzten Anſtrengung ſich wehrte, ſah es die Feldzeichen ſeiner Befreier von weitem blinken.

Attila hob ſogleich die Belagerung auf, und zog ſich nach Chalons zurück, wo die weiten Ebenen die Bewegungen ſeiner Reiterei begünſtigten. Aetius bot ihm die Stirne, und der denkwürdige Tag begann, der Attila's Stolz brechen, und den Ruhm des römiſchen Feldherrn aufs höchſte heben ſollte. Die Schlacht war wild, heftig und blutig, aber Attila ward endlich doch geſchlagen, er verſchanzte ſich mit den Trümmern ſeines Heeres, und zog ſich endlich gegen Thüringen zurück. Aber Attila's Muth erwachte bald von Neuem wieder; er erneuerte ſeine Bewerbung um Honoria, wurde wieder abgewieſen, fiel in Italien ein, zerſtörte Aquileja und viele andere Städte, und ſchon näherte er ſich Rom, als Valentinian ſeinen Zorn durch eine demüthige Geſandtſchaft zu verſöhnen ſuchte.

— Denn Avienus und Trigetius, mit ihnen Pabſt Leo der Große, zogen dem Hunnenkonige entgegen, und beſonders die heiligen Gewänder, die Würde und Beredſamkeit des Letztern beſtimmten Attila endlich, gegen ein unermeßliches Löſegeld, oder die Ausſtattung der Prinzeſſin Honoria, Italien die Freihrit wieder zu geben. Er drohte aber, noch ſchrecklicher wiederzukehren, wenn die Prinzeſſin doch ſeinen Geſandten verweigert werden ſollte. Indeſſen nahm er noch ein ſchönes Mädchen, Ildico, unter die Zahl ſeiner Weiber auf, aber gerade in der Brautnacht war ihm eine Arterie zerſprengt, und der plötzliche Blutſtrom hatte ihn erſtickt.

Seine Überreſte wurden in drei Särge, einen goldnen, ſilbern und eiſernen eingeſchloſſen, und die Gefangenen getödtet, welche ſein Grab hatten graben müſſen. Sein ungeheueres Reich zerfiel gleich nach ſeinem Tode, denn keine regelmäßigen Bande, nur ſein Geiſt hatte es zuſammen gehalten.

Alfred,

König von England.

Geboren 849. Geſtorben 900.

Alfred war der fünfte Sohn Ethelwolfs, Königs in England. Er blieb ſich ſelbſt überlaſſen, war im zwölften Jahre noch ganz ohne Kenntniſſe, und verdankte die Entwickelung ſeines Genies nur einigen ſächſiſchen Dichtern. Von dem Augenblicke, als er ihre Erzählungen hörte, fühlte er die Nothwendigkeit ſich zu unterrichten, lernte Latein, und las nur ſolche Schriftſteller, die ihn in der Weisheit und im Heldenmuthe unterrichteten.

Zu beſcheiden, nach der Krone zu ſtreben, verlegte er ſich ganz auf die Wiſſenſchaften, als ſein Bruder Ethelred ſtarb. Zwar hatten deſſen Kinder Rechte auf den Thron, aber die laute Stimme der Nation rief Alfred an dieſe Stelle, und gezwungen, ſie mit zwei und zwanzig Jahren zu übernehmen, erfüllte er alle Hoffnungen, die man in ihn geſetzt hatte.

Kaum hatte er die Regierung angetreten, als die Dänen ſein Reich überſchwemmten; wilde

Krieger, die wechſelweiſe unterwürfig und meineidig die Waffen nicht ablegten, als um neue Kräfte zu ſammeln. 875 ſchlugen ſie Alfreds Heere, und der König mußte armſelig, und als Bettler verkleidet, nachdem er mit Mühe ſeiner Feinde Nachſtellungen entronnen war, als Knecht bei einem Schäfer ſich verdingen, deſſen hartes und geiziges Weib Alfred die beſchwerlichſten Arbeiten auflud.

Dieſer elenden Lebensart müde, irrte Alfred in der Grafſchaft Sommerſett umher, wo er nach und nach wieder einige ſeiner Anhänger fand. Mit ihrer Hülfe erbaute er, mitten in einem unzugänglichen Moraſte, eine Art Feſtung, die er nie verließ, außer wenn er unbekannt ausfiel, und den Barbaren ihre nöthigen Lebensmittel abnahm.

Gegen 880 hörte er, daß ein Großer ihnen im freyen Felde entgegenrücken wolle. Er verließ alſo ſeine Feſtung, ſchlich ſich als Harfenſpieler verkleidet in das Lager der Feinde, unterhielt ſie, ſah ihre Sorgloſigkeit, ihre blinde Sicherheit, und verließ ſie beinahe des Sieges gewiß. Wirklich erſcheint er bald öffentlich, alles ſammelt ſich zu ſeinen Fahnen, er ſiegt, unterjocht die Dänen, läßt ſie das Chriſtenthum annehmen, und verſetzt ſie nach Northumberland; aber nicht weniger weiſe als gütig, gab er ihnen mit den Engländern gleiche Geſetze und Rechte. Endlich zeigt er ſich auch vor London, belagert, erobert, befeſtiget es, und gibt ihm eine an-

ſehnliche Beſatzung; vervollkommt die Schifffahrt, läßt ſeine Unterthanen von auswärtigen Matroſen unterrichten, erſchafft eine Seemacht, und beſiegt mit ſeiner Flotte den berühmten Haſtings, der 893 England mit dreihundert Schiffen angriff.

Bey der Ankunft dieſes ihres ſeeräuberiſchen Landsmannes vergaßen die Dänen ihre Schwüre, aber Alfred rief ſie ihnen bald ins Gedächtniß zurück, und benützte dieſen Umſtand, auch das Land Wallis ſeinen Geſetzen zu unterwerfen, das bisher unabhängig geblieben war.

Darauf kehrte Alfred zur Pflege der Künſte zurück, er beförderte den Flor des Ackerbaues beſchäftigte ſich ernſtlich mit dem Seehandel, und dehnte ſich ſo ſehr aus, daß die Engländer unter ſeiner Regierung nach Indien ſchifften. Da er aber auch ſein Königreich verſchönern wollte, ſo verwendete er den ſiebenten Theil ſeiner Einkünfte zur Erbauung von Palläſten, Kirchen und Städten. Alles das wurde von Mörtel und Steinen aufgeführt, welches bis dahin in England nicht üblich geweſen war.

Indeſſen hatte der Krieg doch vieles Elend verurſacht, und viele ſuchten ſich durch Raub und Gewalt zu helfen. Dieſem Uebel entgegen zu kommen, theilte Alfred England in Grafſchaften, und Hundreds, die aus einer Anzahl Familien beſtanden, deren Häupter für ihre Kinder, Sklaven und

auch ihre Gäſte verantwortlich waren. So konnte das Laſter weder den Blicken noch der Strafe entgehen.

Man verſichert, alle dieſe Anſtalten hätten ſo glückliche Wirkungen hervorgebracht, daß, als Alfred auf der Heerſtraße goldene Geſchmeide aufhangen ließ, ſie von Niemanden berührt wurden. Aber die Dänen hatten die Bücherſammlungen verbrannt; Unwiſſenheit und Aberglaube herrſchte in England, da ließ der Monarch nach dem Beyſpiele Karl des Großen, aus ganz Europa Gelehrte kommen, ſtiftete Schulen, gründete die Univerſität von Oxford, und erhob durchaus nur würdige Männer zu den höchſten Ehrenſtellen der Kirche und des Staates. Das Gebet, die Geſchäfte, und die Wiſſenſchaften nahmen alle Stunden des Königs weg, und da er noch keine Uhren hatte, ſo maß er die Zeit an ſechs Wachskerzen, wovon jede vier Stunden brannte.

So konnte Alfred nebſt ſeinen Regierungsgeſchäften auch noch mehrere Werke ſchreiben darunter gehören die Apologen, Parabeln, eine Überſetzung der Geſchichte des Beda, der Philoſophie des Boetius, der Pſalmen Davids u. a. m.

Von ſo vielen Mühſeligkeiten geſchwächt, die er in ſechs und fünfzig Schlachten auf dem Meere und zu Lande hatte erdulden müſſen, ſtarb der Held gegen 900 in ſeinem zwey und fünfzigſten Jahre.

Er verdiente den Beinahmen des Großen, welchen ihm Europa beilegte.

Otto der Große,
deutſcher Kaiſer.

Geboren 912. Geſtorben 973.

Wenigen unter den deutſchen Kaiſern ward der rühmliche Beinahme, der den erſten Otto ziert, aber auch über dieſen waltete ſichtbar die Genie des Glückes, ſo andächtig von den Heroen der Vorzeit verehrt. Die einſtimmige Wahl der deutſchen Für-ſten hatte ihn nach ſeines Vaters, Heinrichs des Voglers Tode, J. Chr. 936. auf den Thron geru-fen, aber das glückliche Loos, ſeine Völker im Frie-den zu beglücken ward ihm nicht zu Theil. Boles-lav, der Herzog von Böhmen, hatte ſich durch Bru-dermord der Krone bemächtigt; erſt nach einem lan-gen Kampfe gelang es dem Kaiſer, den Widerſpen-ſtigen zum Gehorſam zu zwingen. Auch Bayern ward durch Unruhen zerrüttet, und kaum waren dieſe gedämpfet, ſo flammte die Zwietracht in der kaiſer-lichen Familie ſelbſt. Denn Thankmar, ſein Stief-bruder ergriff gegen Otto die Waffen, ſeine Empö-

rung endete erſt mit ſeinem Tode, den er in einer Kirche erhielt, wohin er ſich geflüchtet hatte. Von Thankmar gefangen, hatte auch Heinrich, ein anderer Bruder Ottos ſich in der Folge empört, den Herzog von Lothringen, und Ludwig Transmarisnus auf ſeine Seite gebracht, aber in einem entſcheidendem Treffen geſchlagen, mußte der Abtrünnige ein Jahr im Elende herumirren, und endlich zu Ottos Füßen Gnade ſuchen, die ihm auch zu Theil ward. Eben ſo gütig verfuhr Otto mit Heinrich, als er das zweyte Mal wieder eine Verſchwörung angeſtiftet hatte, ja er gab ihm ſogar das Herzogthum Bayern. Darauf zog Otto gegen Harald den Dänenkönig, zwang ihn, deutſche Hoheit anzuerkennen, und ſtiftete drey Bisthümer, die unter dem Erzbiſchofe von Hamburg ſtanden.

Aber Italien war eigentlich der Schauplatz, auf welchem die deutſchen Kaiſer damals vorzüglich Ruhm und Gewinn zu finden hofften. Dort herrſchte der zweyte Berengar; ſeine Krone zu ſichern, wollte er ſich mit der Wittwe des Vorfahrers vermählen, aber Adelheids unbezwinglicher Abſcheu ließ ſie die Einſperrung und Belagerung zu Cannoſſa einem Königsthrone vorziehen. Ihre Anhänger riefen den deutſchen Kaiſer zu Hülfe; er kam, bezwang Berengarn, und vertraute ihm Italien zur Lehensverwaltung. Aber Friaul und Verona bedung er ſich für ſeinen Bruder Heinrich aus. Gerade auf dieſe

Länder hatte ſich aber auch Ludolf, der Herzog von Schwaben Rechnung gemacht, er verband ſich mit einigen deutſchen Großen, ſie durch die Waffen zu erzwingen, und rief ſelbſt die Ungarn zu Hülfe. Ehe dieſe letztern noch ankamen, waren die Empörer ſchon gedemüthigt, und als nun ihre Horden einbrachen, ſo ſchlug ſie Otto in einem entſcheidenden Treffen aufs Haupt.

Berengar II. hatte nicht ſobald die Bewegungen in Deutſchland bemerkt, als er auch ſchon ſeinen Haß gegen die Deutſchen wieder entfaltete. Otto eilte nach Italien, alle Städte fielen ihm zu, und 962 ließ er ſich von Pabſt Johann XII. in Rom zum römiſchen Kaiſer krönen, der aber doch bald darauf Berengars Sohn aus Corſika zu ſich rief, und alle Anſtalten machte, die Deutſchen aus Italien zu vertreiben. Otto wendete ſich ſchnell, ließ einen Theil ſeines Heeres Berengar II. in der Feſtung Leo einſchließen, mit dem andern zog er nach Rom, ließ Johann XII ſeiner Würde entſetzen, und verſchaffte ſie Leo VIII. Kaum war Otto von Rom abgezogen, ſo riefen die Römer Johann XII. wieder zurück, als aber der Kaiſer wieder in ihre Nähe kam, huldigten ſie Leo VIII. von Neuen. Dieſer Pabſt ſtarb, die Römer wählten mit des Kaiſers Bewilligung einen neuen, Johann XIII. jagten aber auch dieſen bald wieder fort, und ruhten nicht eher, bis der erzürnte Kaiſer wieder nach Rom

zog, und durch ſtrenge Strafen die Anſtifter dieſer Unruhen zur Ordnung verwies. Der Kaiſer war ferner noch bemüht, ſeinen Geſetzen in Italien Achtung zu verſchaffen, ließ ſeinen Sohn Otto zum Kaiſer krönen, gab zu Kapua den Geſandten des griechiſchen Kaiſers Nizephorus Phocas Audienz, und als deſſen Nachfolger, Johann Ximiszes, ſeine Freundſchaft ſuchte, ſo erhielt er von dieſem für ſeinen Sohn Otto II. die kaiſerliche Prinzeſſin Theophania zur Gemahlin, und kehrte darauf nach Deutſchland zurück. Bald darauf ſtarb er zu Merſeburg, nachdem er ein und ſechszig Jahre gelebt, ſieben und dreißig Jahre als römiſcher König, und eilf Jahre als Kaiſer regiert hatte.

Wenn gleich das Glück vieles zum günſtigen Ausgange von Otto's Unternehmungen beitrug, ſo muß ihm die Geſchichte doch auch viele gute Eigenſchaften zugeſtehen. Er war gerecht, tapfer, entſchloſſen, kriegeriſch, und wußte ſeine Kriege ohne große Laſten für ſeine Unterthanen zu führen; auch war er wirklich fromm und gottesfürchtig, und beſaß die, Fürſten ſo nöthige, Eigenſchaft, mit ſcharfem Blicke ſeine Geſchäftsmänner und Freunde zu wählen.

Stephan der Heilige,

König von Ungarn.

Geboren 979. Geſtorben 1038.

Was dieſer ungariſche König leiſtete, wird nur dann richtig gewürdiget werden, wenn man ſeine Verhältniſſe genau überſieht. Hierzu den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſchicke ich eine Überſicht des vorausgehenden, ohnedieß wenig bekannten Zuſtandes ſeiner Nazion von den früheſten Epochen voraus.

Gleich den Türken von den Hunnen abſtammend, wohnten die Ungarn noch im ſechsten Jahrhunderte am Fluſſe Irtiſch, in der Nähe der Chineſen. Ihre Vorfahren waren nach den muthigſten Kämpfen von Erſteren öfters durch Waffengewalt in Schranken gehalten worden. Jetzt aber wären es innere Streitigkeiten hauptſächlich, was ſie zu einer großen Wanderung veranlaßte, und jener Theil, der ſich gegen Weſten wendete, wählte ſich vor Allem einen erblichen Herzog.

So fielen die Ungarn 885 in Europa ein. — Das Unerwartete der Erſcheinung eines ſo tapferen

Volkes; die Theilung der Gebiete, auf welche ſie ſtießen, unter kleinere Fürſten von entgegengeſetztem Intereſſe; die Vorſicht ihrer Herzoge bald dieſem, bald jenem nützlich ſich zu beweiſen; rechtliche Ankäufe von Grundeigenthum, Eroberungen, Ausſendung einzelner Streitmaſſen zu einträglichen Überfällen ferner Gebiete vermehrte und befeſtigte ihre Macht.

So in Ungarn einheimiſch geworden, ſetzten ſie in Mölk ſich feſt, plünderten Mähren, verbrannten Pavia — ſo wie ſie denn Italien überhaupt öfters beſuchten, — verheerten Frankreich, und drangen ſelbſt in Spanien ein. Aber in allen dieſen Ländern litten ſie durch verlorne Schlachten und durch Seuchen ſehr empfindlich. Die erſte Hälfte des zehnten Jahrhunderts war die Epoche ihrer glänzendſten, Staunen und Entſetzen verbreitenden Unternehmungen. Der öſterreichiſche Markgraf Leopold, die baieriſchen Herzoge Luitpold, Arnulf und Berthold, der franzöſiſch burgundiſche König Rudolph, Heinrich, König der Deutſchen, und endlich (956) Otto, deutſcher Kaiſer, der ihnen in Baiern ein Heer von hunderttauſend Mann vernichtete, machten ihnen zwar für ihre gewagten, auf reiche Beute berechneten Unternehmungen empfindlichen Abbruch, und es blieb ihnen nichts übrig, als die geſchmolzene Volksmenge durch Bulgaren, Biſſener (Bosnier) und Ismaeliten zu

verſtärken. Überdieß beobachteten ſie bei Verluſt auf einer Seite immer die ſtaatskluge Maßregel, ſich auf eine andere ſchwächere zu werfen, und zur Schadloshaltung den reichen, aber mit Verwirrung kämpfenden Orient heimzuſuchen.

Bis zu dieſem Augenblicke waren ſie Heiden. Aber Kaiſer Otto hielt ſich überzeugt, daß es kein Mittel geben dürfte, welches dieſe unruhigen, alle Plane durchkreuzenden Nachbarn einigermaßen friedlicher machen könne, als wenn die ſanften, veredelnden Gebote der chriſtlichen Kirche über ihre Gemüther Herrſchaft erhielten. Herzog Geiſa, Gemahl der chriſtlichen Prinzeſſin Gyula, aus Siebenbürgen, bewies ſich hierzu geneigt, und ließ ſogar (977) ſich ſelbſt taufen. Ein großer Theil des Volkes that das Gleiche, aber viele Großen des Reiches arbeiteten dagegen. Schon vorher hatten ſie immer der herzoglichen Macht widerſtrebt. Geiſa verlieh nun, um dieſe zu ſichern, chriſtlichen Ausländern wichtige Poſten. Dieß regte aber die Gemüther noch mehr auf; die beleidigten Großen warfen ſich zu Beſchützern der angetaſteten heidniſchen Religion auf; es mußte alſo im Reiche eine große Gegenpartei geben. Nur durch Hülfe der Fremden, denen er auch große Ländereien einräumte, durch militäriſche Gewalt, welche ſie auf ſeine geheime Aufforderung in das Land brachten, konnte ſich Geiſa die Beruhigung verſchaffen, kurz

vor ſeinem Tode, ſeinem mit dem Namen Stephan getauften Sohne Woik die Erbfolge ſchwören zu laſſen.

Schon im zweiten Jahre ſeiner Regierung 998 ſah Stephan ſich von einem Aufruhr bedroht, der durch die täglich geſtiegene Macht der Fremden veranlaßt, indeß im Keime erſtickt wurde. Kupa, der Fürſt von Schümegh, trat aber offen hervor; Schutz der heidniſchen Religion war ſein Vorwand, und die Loſung, auf die ſich bald ein Heer der Götzendiener und ſelbſt abtrünniger Chriſten unter ihm verſammelte. Bei Vesprim kam es zum Treffen, das nur durch Kupa's Tod, den Wenzelin, ein deutſcher Großer in Ungarn, niederhieb, für Stephan entſchieden wurde. Belohnung der Ausländer, Unterſagung des Götzendienſtes, Verbreitung des Evangeliums, das er perſönlich predigte, Einführung von Künſten, Gewerben, Eintheilung des Landes in Kirchenſprengel waren nun ſeine raſtloſen Sorgen. Er bat den Pabſt um die Beſtätigung ſeiner Einrichtungen und machte ihm die Unterwerfung ſeines Reiches unter die Befehle des apoſtoliſchen Stuhles bekannt. Hierauf bewies ſich Pabſt Benedikt VII. höchſt erfreut und willfährig, erhob ihn zum Könige mit dem Titel eines Apoſtels der Ungarn, und ſendete ihn (J. 1000) eine Krone, welche die noch heut zu Tage vorhandene ſeyn ſoll.

Doch die Abſchaffung des Götzendienſtes zog ihm auch einen auswärtigen Feind zu. Gyula der Jüngere, Fürſt von Siebenbürgen, bekriegte ihn, allein die Verwandlung ſeines Landes in eine ungariſche Provinz unter einem Woywoden (Statthalter) war die Folge ſeiner Unternehmung (1002). Gleich ſiegreich war Stephans Heer gegen die Bulgaren, welche nach hartnäckigen Kämpfen unter Kean in Siebenbürgen unterlagen (1004). Daſſelbe Schickſal erlitten auch die Bosnier, welche mit einem Einfalle in Siebenbürgen ihr Glück verſuchten (1221).

Neun Jahre hierauf ſchien aber ein ſchreckliches Ungewitter Ungarn mit den äußerſten Gefahren zu bedrohen. Kaiſer Konrad der Salier hatte nähmlich den Biſchof Werinhard von Straßburg nach Konſtantinopel durch Ungarn ſenden wollen. Allein Stephan, in dem dieſe Sendung den Verdacht erregte, man wolle die Griechen zu einen Kriege gegen ihn bereden, verweigerte den Durchzug. Hierauf drang Konrad, Alles verheerend, bis Raab vor. Aber er traf Wälder und Brücken in gutem Vertheidigungsſtand, worauf er ſich zur großen Freude Stephans, der in der Verlegenheit einen allgemeinen Faſttag ausgeſchrieben hatte, wiewohl verwüſtend, wieder zurückzog.

Nach dem Tode ſeines Sohnes Emerich erklärte Stephan ſeiner Schweſter Sohn, Peter, zu

ſeinem Nachfolger, eine Maßregel, die ihm die Erbitterung beinahe der meiſten Großen zuzog, da der gewählte Thronerbe ein Ausländer, und zwar ein Sohn des ehemaligen Herzogs von Venedig, Otto, war. Stephan wäre verloren geweſen, wenn nicht zufällig dem Mörder, der ſchon dem Bette des ſchlafenden Königs ſich näherte, der Dolch entfallen wäre. Die Verſchwörung wurde entdeckt, beſtraft, und Peter in der Thronfolge beſtätigt; Stephan aber endete 1038 an einem hitzigen Fieber.

Er hatte viele Kirchen erbaut, hatte die Dürftigen freigebig unterſtützt, und wurde nebſt ſeinem keuſchen Sohne Emerich in die Zahl der Heiligen verſetzt. Von ihm ſchreibt ſich die Errichtung der Geſpannſchaften; die Einführung, Vermehrung und Verbeſſerung vieler Geſetze; der Anfang der Kultur und Humaniſirung der edlen ungariſchen Nazion großentheils her.

Gottfried von Bouillon,

König von Jeruſalem.

Geboren 1060. Geſtorben 1100.

Unter der ungeheueren Anzahl berühmter Krieger zeichnete ſich Gottfried von Bouillon im erſten Kreuzzuge am vortheilhafteſten aus. Indeß bezeigt kein hiſtoriſches Monument, daß er den Oberbefehl über die Kreuzfahrer geführt habe. Jenen höheren Standpunkt, welchen er, obſchon nicht allgemeiner Befehlshaber, behauptete, verdankte er ſeiner Gewandtheit in der Kriegskunſt, ſeiner Unerſchrockenheit, ſeinen Tugenden, allen den großen Eigenſchaften endlich, die den Helden ausmachen, und es iſt ohne Widerſpruch, daß er mehr als ein Anderer an den Arbeiten und an dem Ruhme dieſer großen Unternehmung Antheil hatte.

Er war ein Sohn Euſtach II., Grafen von Boulogne, und Ida's, Schweſter Gottfried des Höckerichten, Grafen der Ardennen, von Bouillon und Herzogs von Niederlothringen. Seine Mutter erbte die Güter dieſes Fürſten, und er ſelbſt nahm ſeinen Namen an.

Peter der Einſiedler hatte noch nicht ganz Europa durch ſeine Predigten in jene ſchnelle und allgemeine Aufregung gebracht, als Gottfried ſich ſchon durch beſondere Unternehmungen ausgezeichnet hatte. Dem Kaiſer Heinrich IV. hatte er ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, durch große Tapferkeit Verdun und Bouillon ſich wieder verſchafft, deren Beſitz man ihm zu entziehen drohte.

Einer der Erſten nahm er das Kreuz, und von einem Feuereifer beſeelt, verkaufte er ſein väterliches Erbe, ſchuf ſich eine beträchtliche Heeresmacht, ſchickte vor ſich hin jene unſtäten Horden, die Peter der Einſiedler ihm zugeführet hatte. Dieſe wurden ihrer Zügelloſigkeit und ihrer Raubſucht wegen von den Völkern, durch deren Gebiet ſie zogen, niedergemetzelt. Er aber zog mit den Seinigen am Geſtade der Donau in beſter Ordnung gegen Konſtantinopel. Hier, vereinigt mit den übrigen Befehlshabern des Kreuzzuges, ſiegte er über die Hinderniſſe, welche der treuloſe griechiſche Kaiſer Alexius Kommenus ihnen in den Weg ſtellte, zwang ihn alles Nöthige zum Übergange der Armee über den Bosphorus zu verſchaffen, und kam endlich nach Aſien, wo ſich bald die zahlreichſte und ſchönſte Armee der Welt verſammelte. Unter den berühmten Plätzen, deren ſich die Kreuzfahrer bemeiſterten, waren Nizäa und Antiochien die bedeutendſten. Letzteres koſtete aber viele Menſchen

und Mühe, und wurde nur durch Einverſtändniß genommen.

In all' ſeinen Unternehmungen zeichnete ſich Gottfried durch Tapferkeit, Standhaftigkeit und Seelengröße aus. Seine Waffenthaten wetteifern mit den berühmteſten der Heldenzeit. Er rettete die ganze Armee im Gorgoniſchen Thale, und ſicherte den denkwürdigſten aller Siege der Kreuzfahrer.

Endlich 1099 vor Jeruſalem angelangt, fand ſich die Armee, welche bei Belagerung von Nizäa ſechsmalhunderttauſend Mann ſtark war, auf zwanzigtauſend Soldaten und eintauſend fünfhundert Ritter herabgebracht. Gottfried beharrte demungeachtet auf dem Entwurfe, dieſe Stadt anzugreifen, welche durch alle Hülfsmittel der Kunſt und des Muthes vertheidigt wurde. Am fünften Tage wurde ſie durch Sturm weggenommen, und mit allgemeiner Einhelligkeit erklärte man Gottfried zum Könige von Jeruſalem.

Durch einen vollkommenen Sieg, den er bei Askalon über die furchtbare Armee des Sultans von Ägypten erfocht, ſicherte er ſich am achten Tage den ruhigen Beſitz dieſes neuen Königreiches. Aber nicht lange genoß er denſelben. Schon im erſten Jahre ſeiner Regierung ſtarb er in einem Alter von vierzig Jahren, und hinterließ den Thron ſeinem Bruder Balduin.

Taſſo hat ihn zum würdigen Helden ſeiner

Epopoe gewählt; die Grundzüge ſeines Charakters bedurften keiner Veredlung, um ihm einen der glänzendſten Plätze unter den Charaktern anzuweiſen, welche jemals ein Epopoendichter ſchuf.

Richard Löwenherz,

König von England.

Geboren 1156. Geſtorben 1199.

Richard war der Sohn Heinrich II. Königs von England, und folgte ihm unter dem Namen Richard I. Ungeduldig, den Thron zu beſteigen, hatte er ſich ſchon einige Male noch bei Lebzeiten ſeines Vaters empört, und dieſem dadurch das Leben abgekürzt. Richard bezeigte zwar darüber einige Reue, bald aber vergaß er alles, und dachte nur auf die Krönung, die durch ein ſchreckliches Ereigniß merkwürdig war. Einige Juden hatten nähmlich die Unvorſichtigkeit gehabt, ungeachtet des Verbothes, ſich dabei einzufinden; ſie wurden von dem Pöbel umgebracht, und überhaupt alle Juden im ganzen Reiche verfolgt. Fünfhundert flüchteten in das Schloß von York, ermordeten ihre Weiber und Kinder, warfen ihre Korper auf die Chriſten, zünde-

Richard Low.
Ottocar.
Berth. Schwarz.
Dante.
Gueselin.
Tanerlan.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

ten darauf das Gebäude an, und ſtürzten ſich in die Flammen. Der neue König konnte dieſe Verfolgung weder hindern noch die Urheber davon beſtrafen, weil die Frechheit und Freiheit der Bürger keine Gränzen hatte.

Richard brannte vor Begierde zu fechten, und überzeugt, daß in Paläſtina ihn der Ruhm erwarte, beſchloß er dahin zu ziehen, weniger aus Andacht, denn aus Sucht ſich durch ſeine Tapferkeit auszuzeichnen. Als die Kreuzfahrer zur Abfahrt ſich bereiteten, verpfändete er Boxbourough und Berwik, die ſchönſten Erwerbungen ſeines Vaters, machte beträchtliche Schulden, erhob große Abgaben, verkaufte Ämter und Würden, und erließ dem König von Schottland ſeine Lehensabhängigkeit auf immer für zehntauſend Mark. Nachdem er noch die Biſchöfe von Durham und Ely zu Regenten ernannt hatte, verließ er England, um ſich in Burgund mit Philipp Auguſt zu vereinigen.

Beide Heerführer zeichneten ſich bei der Belagerung von Acre aus, und bemächtigten ſich der Stadt, aber die Eiferſucht erweckte gewiſſe alte Zwiſte von Neuem, und da Philipp nach Europa zurückkehren mußte, ſo ließ er Richard zehntauſend Mann zurück, der bald darauf über den tapfern Saladin in einem Treffen ſiegte. Ungeachtet dieſes errungenen Vortheiles aber hatten die Zeit und die Beſchwerlichkeiten die Wärme der Kreuzfahrer

ſchon abgekühlt; Richard vernahm, daß ſich England unter ſeine zwei Miniſter in zwei Theile theilte, und fühlte die Nothwendigkeit ſeiner Rückkehr. So ſchloß er dann mit dem Sultan einen Waffenſtillſtand, ſchiffte ſich allein ein, litt bei Aquileja Schiffbruch, und mußte ſeinen Weg durch Deutſchland nehmen. Zwar hatte er ſich in eine Pilgertracht gehüllt, aber er wurde erkannt, und fiel in die Hände ſeines Feindes, des Herzogs von Oeſtereich, der ihn wegen eines alten Zwiſtes anhalten, und auf die Feſte Dürnſtein nahe bei Krems bringen ließ, auch ihn bald darauf dem Kaiſer Heinrich IV. auslieferte. Dieſer glaubte gegen den Verbündeten Tancreds, den Räuber Siziliens und Neapels, ſey ihm alles erlaubt, und ſo ließ er den Helden des Kreuzzuges in Feſſeln legen. Richard mußte auf dem Reichstage vor dem Kaiſer erſcheinen, wo er mit Feſtigkeit und Beredſamkeit um die Urſache einer ſolchen Behandlung fragte. Demungeachtet mußte er ſeine Freyheit mit 150,000 Mark Silber erkaufen.

Seine erſte Sorge war jetzt, die Stäte wieder zu erobern, welche ſein Bruder der Prinz Johann, mit Hülfe Philipp Auguſts wieder an ſich gebracht hatte. Einige Zeit darauf belagerte Richard das Schloß Chalus wo der Beſitzer einen verborgenen Schatz bewahrte, deſſen ſich Richard bemächtigen wollte. Die Soldaten wollten ſich übergeben, Richard aber beſtand darauf, daß er die Stadt

mit Gewalt erobern, nnd alle auf den Ruinen hängen laſſen wolle. Er hielt auch Wort, bis auf einen der ihm den Schenkel mit einem Pfeile durchſchoſſen hatte. — Elender, ſagte Richard, was that ich dir, daß du mich tödten wollteſt? — Was that ich dir? erwiederte der Mann mit Unerſchrockenheit. Du haſt meinen Vater und meine Brüder getödtet, und geſchworen mich aufhängen zu laſſen. Wohlan, ich bin bereit! ich werde das Leben gerne verlieren, wenn ich es einem Ungeheuer, wie du biſt, geraubt habe. Dieſe Rede bewegte den König; er verzieh ihm, aber ohngeachtet ſeines Befehls wurde der Mann doch lebendig geſchunden. Richard aber ſtarb bald darauf an ſeiner Wunde, den 6ten April 1199 in einem Alter von zwey und vierzig Jahren.

Seine Tapferkeit hatte ihm den Zunamen Löwenherz erworben, aber ſie entſprang mehr aus einer natürlichen Heftigkeit als aus Seelenhoheit und Größe. Von allen ſeinen Leidenſchaften hingeriſſen, überließ er ſich auch allem ohne Rückhalt.

Ottokar,

König von Böhmen.

Geboren um 1230. Geſtorben 1278.

Als der böhmiſche König Wenzel I. in einem Kriege mit Friedrich von Oeſterreich, und Przemisl von Mähren, das letztere Land eroberte, ſo theilte er dasſelbe unter ſeine Söhne Wladislav und Ottokar. Der letztere reſidirte in Ollmütz, als die Tartarn in großen Schwärmen in Mähren einfielen, aber durch ein böhmiſches Hülfsheer wurden ſie zurückgeſchlagen. Ohngeachtet Ottokar durch ſeinen Vater aus dieſer Gefahr errettet worden war, ſo empörte er ſich zweymal gegen ihn, wurde beſiegt, und erhielt nebſt der Verzeihung, ſeines Vaters auch das Markgrafthum Mähren, da Wladislav indeſſen geſtorben war. 1252 wählten die Oeſterreicher Ottokarn zu ihrem Herzoge, er vermählte ſich mit Margaretha, der Wittwe des römiſchen Königs Heinrich, und erhielt Steyermark und Öſterreich durch dieſe Vermählung. Im folgenden Jahre ſtarb Wenzel, und Ottokar folgte ihm in der Regierung nach.

Er zog zuerſt nach Preußen, unterwarf ſich

dieſes Land, legte Königsberg an, und ging darauf nach Öſterreich zurück, wo er in Wien eine Verſchwörung beſtrafte, die ſich indeß angeſponnen hatte. 1257 führte er ein großes Heer gegen die Baiern, wurde aber bei Mühldorf aufs Haupt geſchlagen. Die Ungarn hingegen, welche dieſen Zeitpunkt benützen wollten, fühlten Ottokars Macht, und mußten um Frieden bitten.

Margaretha war ſchon fünf und fünfzig Jahre alt, von ihr konnte Ottokar keine Kinder mehr hoffen, die ſeinen Stamm fortpflanzten. Er trennte ſich alſo 1261 von ſeiner Gemahlin, und heirathete Kunigunda, die Tochter des Bulgarenkönigs Hoſtislaw, und beſchäftigte ſich bloß mit inneren Einrichtungen für das Beſte ſeiner Staaten. So ordnete er beſonders Maaß und Gewichte.

Im Jahre 1266 fielen die Bayern von Neuen in Böhmen ein. Nach einem dreijährigen unglücklichen Kriege mußten ſie den Frieden durch die Abtretung von Eger erwerben. Da nun Ottokar auch dem Herzog Ulrich Kärnthen, Krain und die Mark Portenau abgekauft hatte, ſo ſtieg Böhmen zu einer ſehr hohen Stufe von Macht empor.

Dieſe Größe mochte auch die Reichsfürſten 1271 zu einer Geſandſchaft bewogen haben, welche Ottokar die deutſche Kaiſerkrone antrugen. Er ſchlug ſie aus, und Rudolph von Habsburg wurde zum römiſchen Kaiſer erwählt.

Ottokar verſagte dieſer Wahl ſeine Beiſtimmung, und obgleich er zu allen Reichsverſammlungen eingeladen wurde, ſo ſchickte er doch nur nach Augsburg Geſandte, welche die Wahl Rudolphs in ſpottenden Ausdrücken tadelten. Rudolph darüber empört, ſchickte 1276 Geſandte nach Prag, welche Oeſtreich, Steyermark und Kärnthen, als erledigte Reichslehen zurückforderten. Ottokar verweigerte es, und die Feindſeligkeiten begannen, ſie wurden aber bald durch einen Vergleich beendigt, nach welchem Ottokar Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, an Rudolph abtrat, Böhmen und Mähren aber vom Kaiſer als Reichslehen annehmen mußte. Zugleich wurde Ottokars Tochter an Rudolphs Sohn, und Ottokars Sohn an die Tochter Rudolphs verlobt.

Als Ottokar nach Böhmen zurückgekehrt war, erwarteten ihn dort die Vorwürfe ſeiner Gemahlin und mehrerer Großen, daß er jene ſchönen Länder ſo freywillig hergegeben habe. Von ihnen gereizt, brach er ſeine Verträge, zog ein neues Heer zuſammen, und brach in Oeſterreich ein. Auf dem Marchfelde ſchlug er ſein Lager auf. Hier traf ihn Rudolph mit ſeinem Heere, und eine mörderiſche Schlacht raubte Ottokar Krone und Leben im Jahre 1278.

Dante,

ein italieniſcher Dichter.

Geboren 1265. Geſtorben 1321.

Dante iſt der erſte berühmte Dichter des neueren Italiens, nach den Jahrhunderten der Unwiſſenheit nnd Rohheit. Führt man die Epoche in das Gedächtniß zurück, in der er hier ſchrieb, will man die Unruhen erwägen, welche ſein Vaterland beſtürmten, bei welchen er ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielte; gewiß, man wird ſich über die Sonderbarkeiten wenig befremdet finden, die in ſeinem Gedichte zerſtreut ſind, ein Gedicht, das er, ſeltſam genug, und wie es ſcheint, aus Unfähigkeit eine paſſendere Bezeichnung zu finden, Commedia nannte

Zu Florenz, im Jahre 1256, wurde er geboren. Seit einem Alter von neun Jahren kannte er ſchon die Macht der Liebe. Dieſen Zuſtand, er nannte ihn ſein neues Leben, hat er ſelbſt beſungen. Wenn ſeine Geliebte ihn erblickte, fühlte ſich — ſagt er — ſeine Seele in eine ſo ſüße Stimmung verſetzt, daß ſelbſt ſein gehaßteſter Feind in

dieſem Augenblicke ihm nicht mißfallen hätte. Der Gegenſtand dieſer allzufrühen Leidenſchaft, Beatrice Portinari, ſtarb im vier und zwanzigſten Jahre. Dante war in Verzweiflung, und lange konnte er ſich vom Wunſche nicht trennen, ihr in das Grab zu folgen.

Dieſe zu hohe Reizbarkeit der Empfindung, kündigte ihm ein Leben voll Stürme an. Dieß ward ihm, als er an den politiſchen Angelegenheiten einen thätigen Antheil nahm. Die berühmten Partheien der Guelfen und der Gibellinen trennten Italien. Dante ſchloß ſich mit Wärme an die letzteren; aber die Mehrzahl der Gegner vertrieb ihn aus der Stadt und verurtheilte ihn zum Feuertode. Glühend von Racheluſt ſetzte ſich Dante an die Spitze einer Anzahl Verbannter, und verſuchte mit bewaffneter Hand ſich den Eingang nach Florenz zu verſchaffen. Allein der Anſchlag mißlang, und nur die Flucht rettete ihn vor der Wuth ſeiner Feinde. Seit dem Zeitpunkte war ſein Leben nur unſtät und dürftig. Ein Groſser, der ehemals Verona beſeſſen hatte, öffnete ihm eine Zufluchtsſtätte, aber Dante wußte ſich dieſen Schutz nicht lange zu erhalten. Indeß hat er dieſen Wohlthäter an einigen Stellen ſeines Gedichtes gefeiert. Er ſtarb in Ravenna im dürftigen Zuſtande, und zwar im Jahre 1321, alſo in einem Alter von ſechs und fünfzig Jahren.

Als er nicht mehr war, hielten Gelehrte und

ſelbſt Fürſten ihm öffentliche Lobreden. Monumente ſtiegen für den ſo unglücklichen Mann empor, für ihn, dem ſein trauriger Zuſtand mehr als einmahl die Klage abgedrungen hatte, daß er das Brod Fremder mit Thränen aß.

Unter allen dichteriſchen Schöpfungen iſt es vielleicht Dante's divina Commedia, von der es am ſchwerſten ſeyn würde, dem einen deutlichen Begriff zu geben, ſie noch nicht kennt. Bezeichnet mit dem Stempel der genialiſcher Urkraft, iſt dieſe ungleiche Arbeit bald höchſt bewunderungswürdig, bald widrig, und oft ermüdend.

Die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies werden vom Dichter abwechſelnd beſucht. Virgil iſt ſein Führer in den unterirrdiſchen Gegenden. Hier werden alle Verbrechen durch Qualen beſtraft, deren Anzahl und Mannichfaltigkeit die Einbildungskraft ſtaunen machen. Vorzüglich iſt es dieſer Theil des Gedichts, in dem Dante ſich zum Erhabenen emporhebt. Keine Sprache überliefert uns Größeres, als die ſchreckliche Epiſode Ugolino's, die der Franziska d'Arimini und einige andere Stellen ſeiner Hölle. Als nun der Dichter dieſen Ort des Schmerzens verläßt, entfernt ſich Virgil, und Beatrice führt ihn in das Fegfeuer und in den Himmel.

In dieſen Aufenthaltsorten ſchildert er die Verdienſte, die Verbrechen, den Lohn, die

Strafe verſchiedener Einzelnen. So verſchaffte er ſich die Gelegenheit — und er bediente ſich ihrer ſehr häufig — ſeine Freunde zu loben, und ſeine Feinde herabzuwürdigen. Einen der Letzteren hatte er, ungeachtet er noch wirklich lebte, in die Hölle verſetzt.

Man hat in Italien Kanzeln zur Erklärung des Dante errichtet. Ungeachtet der Fehler ſeines Gedichtes, die zum Theile ſeinem Jahrhundert zuzuſchreiben ſind, betrachten ihn die Italiener und zwar mit Recht als einen hohen Genius, und als den Schöpfer der Schönheiten ihrer Sprache, und kein Schriftſteller nach ihm konnte ihr jene Kraftfülle geben, mit der er ſie ausgeſtattet hatte.

An die Spitze der Bewunderer Dante's muß man Michael Angelo ſetzen, der den Geſang von der Hölle immer bei ſich trug. Im letzten Gerichte dieſes unſterblichen Mahlers findet man mehrere Gruppen oder Epiſoden, welche wenn man den Ausdruck ſich erlauben darf, nichts anderes als Ueberſetzungen der Ideen Dante's in die Sprache des Mahlers ſind.

Die Epiſode von Ugolino hatte das Schickſal aller bewunderten Darſtellungen. Die benachbarten Nationen wetteiferten, ſich ſelbe anzueignen. Die Künſte haben ſie wieder geſchaffen. Ganz Europa kennt durch den Meißel, zu welchem Gemälde ſie Reynolds begeiſterte. Der ehrwürdige Ducis verſetzte ſie auf das franzöſiſche Theater, die Feder des

alten Montaigü ſchilderte die Vaterangſt des Fein-des Rogers, und der ſonſt nur heitere Thümmel ſchuf nach ihr ein tragiſches Kunſtwerk der deutſchen Poeſie.

Berthold Schwarz,

Erfinder des Schießpulvers.

Lebte um das Jahr 1350.

Eine der Erfindungen, welche auf den Zuſtand der Menſchheit den bedeutendſten Einfluß hatten, iſt die des Schießpulvers. Sie verminderte den Werth der feſten Plätze, gab der Kriegskunſt neue Richtungen, nahm der Mehrzahl, der perſönlichen Tapferkeit die Alleinentſcheidung, machte die Schlachten weniger mörderiſch, als ſie es waren, da Mann gegen Mann focht, und gab dem kleinſten, aber gebildetſten Theile der Erde ein ſonſt nicht zu realiſirendes Uebergewicht. Auch die Entdeckung und die Eroberung fremder Erdſtriche war nur dadurch ausführbar. Ob nun aus letzterer ſich ein reiner Gewinn für das Ganze der Menſchheit bereits ergeben habe, oder ob er für die Zukunft wenigſtens ſich ergeben müſſe, und auf dieſe Art eine weitere Rechts-

fertigung gegen die vielen Verwünſchungen Statt habe, die das Schießpulver ſich muß gefallen laſſen, dieß kann hier nicht feſtgeſetzt werden; genug, daß ſich aus Vorhergehendem offenbar ergibt, daß der Gebrauch dieſer Erfindung für das Schickſal der nun einmal feindſeligen Menſchheit wohlthätig, und ihrer Kräfte würdig iſt.

Berthold Schwarz, ein deutſcher Mönch, zu Freiburg in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geboren, und deſſen eigentlicher Name Konſtantin Anklizer seyn ſoll, iſt es, dem man um das Jahr 1380 die Ehre dieſer Erfindung zuſpricht. Als ein geſchickter Chemiker in jenen finſtern Zeiten der Anklage der Zauberey wegen in ein Gefängniß gebracht, verwendete Schwarz ſeine übergroße Muſſe zu Verſuchen in ſeinem Lieblingsfache, und gerieth auf dieſe Erfindung.

Andere wollten dieſe Ehre dem Roger Bacon zuſprechen, der ſich durch mehrere chemiſche Schriften ausgezeichnet hat. Zur Unterſtützung ihrer Behauptung führen ſie eine Stelle aus einem ſeiner Werke an, das ungefähr fünfzig Jahre vor Schwarzens Entdeckung erſchien, und welche beiläufig alſo lautet: »Man kann die Wirkungen des Blitzes und des Donners durch eine Vorrichtung von Salpeter, Schwefel und Kohlen nachahmen.« — Ducange macht von einem Ausgabenverzeichniß Erwähnung, das ſich in den Regiſtern der Rechenkammer zu Pa-

ris vorfand, und aus welchem erhelle, der Gebrauch des Pulvers ſey in Frankreich ſeit 1338 bekannt. Allein man hat ſich überzeugt, daß die angeführte Stelle ſich in dem Originalmanuſcript nicht vorfinde, und erſt nach einer langen Zwiſchenzeit beigerückt worden war, und daß der Rechnungsartikel, von dem Ducange ſpricht, nur von Kriegsmaſchinen zu verſtehen ſey, deren man ſich vor der Erfindung bediente.

Man könnte indeß wohl annehmen, daß der Gedanke, Salpeter, Schwefel und Kohlenſtoff zu amalgamiren, ſich den Chemikern ſchon früher angeboten habe, und daß der Eine oder der Andere die Wirkung erfahren habe, welche ihre Exploſion verurſacht. Allein es iſt dagegen entſchieden, daß Schwarz der erſte in Europa war, der die Kunſt der Zubereitung des Schießpulvers verſtand, der die Form und die Verhältniſſe des Schießpulvers feſtſetzte. Ob aber Aſiaten, und zwar die Chineſen, wirklich ſich ſelbſt die Erfindung des Schießpulvers verdanken, hierüber haben wir noch nähere Aufklärungen zu erwarten, welche bei der allmähligen Veränderung der Verſchloſſenheit dieſer Nation nicht allzu entfernt ſeyn dürften.

Bertrand von Gueſclin,
ein franzöſiſcher Feldherr.

Geboren 1311. Geſtorben 1380.

Bertrand von Gueſclin iſt für die neuere Geſchichte was die Heroen in der Fabelwelt waren. Heldenmuth, vereint mit ſchöpferiſchem Geiſte, mit Seelengröße iſt es, was im Allgemeinen Wunderthaten hervorbringt. Gueſclin, ein Edelmann in der Bretagne, wurde 1311 einige Meilen von Rennes geboren. Häßlich, und beinahe mißgeſtaltet, hatte er auch in früher Jugend ein rauhes Betragen, und ſein Weſen zeigte von Verwilderung. Im väterlichen Hauſe wurde er den Bedienten überlaſſen, und als ein Ungethüm mißhandelt. Sein Vater ſperrte ihn ein, um ihn zu hindern zu ſchlagen, oder geſchlagen zu werden; denn man wußte allzu gut, daß er, mit den Bauern, welchen er auch ſehr glich, ſich gerne in Händel einließ, oder ſich bei einigen Schlägereyen ſogar zu ihrem Anführer aufwarf, welche aber gewöhnlich von unangenehmen Folgen waren.

Er floh nach Rennes zu einem Oheim, da dieſe

Behandlung ihm nicht anſtand. Bei ſeinem Aufenthalte in dieſer Stadt fiel einſt eine öffentliche Balgerey vor. Sie beſtand in einer bei dem gemeinem Volke gewöhnlichen Art zu kämpfen, die ſich in den Sitten der Bretagner noch erhalten, und viele Aehnlichkeit mit dem Boxen der Engländer hat. Um nun Bertrand zur Theilnahme hieran zu hindern, führte ihn ſeine Tante mit ſich in die Kirche. Allein er entwiſchte, lief auf den öffentlichen Platz, und mengte ſich unter die Zuſchauer des Kampfes. Allein dieſe Rolle war ihm zu müſſig, und bald forderte er den Sieger der Uebrigen zum Kampfe heraus, und ſchleuderte ihn auch wirklich zu Boden. Seine Familie, beſchämt über einen ſo ſpießbürgerlichen Sieg, hatte indeß bald Gelegenheit, auf einen glänzendern ſtolz zu ſeyn.

Unter den Feſten, welche bei Gelegenheit der Vermählung der herzoglichen Erbin von Bretagne gegeben wurden, war denn auch ein Turnier, welches der Adel ausgeſchrieben hatte. Guesclin war damals kaum ſechszehn bis ſiebenzehn Jahre alt, und ſein Vater wollte nicht, daß er in ſo zartem Alter ſich an die kräftigen Ritterſpiele wage. Doch brachte es Bertrand dahin, daß er nach Rennes mitgenommen wurde, um wenigſtens Zuſchauer zu ſeyn. Hier bemerkte er nun, daß einer der Ritter ſich zurückzog, nachdem er ſeinen Gang gemacht hatte. Ihm folgte Guesclin, warf ſich zu ſeinen Füßen

und beſchwor ihn, ihm eine Rüſtung und ein Pferd zu leihen. Seine Bitte wurde gewährt; unbekannt in dem fremden Geſchmeide, erſchien er vor den Schranken und begehrte einen Kampf. — Er triumphirte über fünfzehn Ritter. Sein Vater, der Gewaltigſten einer, zeigte ſich. Bertrand ſenkt die Lanze, als ein Zeichen der Ehrfurcht, und verſagt ihm, ſich mit ihm zu meſſen. Endlich wird er zum großen Erſtaunen aller Zuſchauer erkannt, und zum Sieger ausgerufen.

Die blutigen Fehden zwiſchen den Grafen von Blois und von Montfort um das Herzogthum Bretagne verſchafften ihn bald Gelegenheit, ſich auf ernſtere Weiſe auszuzeichnen. Die Engländer, welche ſeit der berühmten Schlacht von Poitiers im Beſitze der ſchönſten Provinzen Frankreichs ſtanden, erklärten ſich für den Grafen von Montfort; Gueſclin aber, wie die Mehrheit der Bretagner, für die Sache des Grafen von Blois. Im Jahre 1342 zog er denn an der Spitze einer kleinen Truppe in den Krieg. Noch war er nicht zum Ritter geſchlagen worden; aber die vortheilhafte Meinung, die er bald bei den Partheien erregt hatte, ging ſo weit, daß, als er einen engliſchen Offizier, ſeinen Gefangenen ohne Löſegeld auszuliefern verſprach, wenn man ihn in Rennes einlaſſen wollte, der Herzog von Lankaſter, der die Stadt belagerte, hierauf erklärte: Er würde lieber fünfhundert Bogenſchützen, als ihn, einziehen ſehen.

Bertrand mußte nun den Augenblick abwarten, in dem er ſich den Einlaß würde erzwingen können, und in dieſer Zwiſchenzeit wurde er zu Wundern der Kühnheit und Tapferkeit veranlaßt. So beſetzten die Engländer mit zweihundert Mann ein Schloß, das in der Nachbarſchaft der belagerten Stadt ſtand, und Guesclin entwarf einen Plan ſich deſſelben zu bemeiſtern. Er verkleidete ſich als Holzbauer, und fand ſich beim Schloßthore mit einer Laſt Holzes auf dem Rücken ein. Einige gleich verkleidete Gefährten folgten ihm. Es war eben ſehr kalt, ſeine Holzlaſten werden ſchnell gekauft; die Zugbrücke ſenkt ſich, aber in dieſem Augenblicke hauen die angeblichen Holzbauer Pförtner und Wache nieder. Ein Mann von letzteren entflieht; er macht Lärmen. Eilig ſtürzen hundert Engländer herbei, Guesclin und ſeine drei Gefährten werden mit ihnen handgemein, und verſchaffen den Ihrigen Gelegenheit, aus dem benachbarten Buſche in das Schloß zu dringen. Obgleich verwundet, hielt Guesclin doch den Andrang von ſieben muthigen Feinden aus. Endlich ſiegt er; er ſpeiſet das für den Kommandanten zubereitete Mahl, läßt ſeine Wunden leicht verbinden, eilt neuerdings ins Gefecht mit dem Kommandanten, der mit ſeiner Mannſchaft wieder angriff, haut ſie und ihren Anführer in Stücken, und kehrt in das ſo eroberte Schloß zurück.

Einige Zeit hierauf gelang es ihm endlich nach

Rennes zu kommen; mit ſechszig Bretonen war er durch das feindliche Lager mit Feuer und Schwert gedrungen, und mit neuem Muthe beſeelte ſich die Stadt. Nach mehr als ſechsmonatlicher Anſtrengung mußte der Herzog von Lankaſter die Belagerung mit großem Verluſte aufheben. In dieſen Unternehmungen bewies Guesclin alle die militäriſchen Talente, welche er in der Folge noch glänzender entwickelte. Vor und nach haben die größten Krieger ſo ihre Kämpfe geliefert, wie er. Perſönliche, Alles entflammende Tapferkeit war es, wodurch er jedes Mißlingen auf ſeine Gegner zurückwarf. Seine perſönlichen Kämpfe glichen jenen eines Herkules oder Theſeus. Auch dieß war im gewiſſen Sinne eine der Arbeiten des Herkules, daß er durch das Gewicht ſeines Namens jene Räuberbanden, welche organiſirt und bekannt, unter dem Namen der großen Compagnien, den König und die Provinzen zitternd machten, beſtimmte, ihm nach Spanien zu folgen, um dort Peter den Grauſamen zu entthronen.

Als er mit ſeinen Truppen in Avignon angelangt war, verlangte er mit den nöthigen Victualien und ſelbſt mit Geld zum Sold der Truppen verſehen zu werden. Allein der Papſt, welcher damals dort reſidirte, exkommunizirte ihn und ſeine Soldaten. Dieſe wurden aber immer unbändiger, bis endlich die Exkommunikazion aufgehoben

und Geld erfolgte, welches Bertrand aber zurückſchickte, als er erfuhr, daß dieſe Kontribuzion eine auf die Einwohner ausgeſchriebene Steuer war, bis endlich die Regierung aus eigenen Mitteln bezahlte.

Er entthronte Peter den Grauſamen; allein bei dieſer Unternehmung wurde er überwunden, und von dem Prinzen von Wallis, der unter dem Namen des ſchwarzen Prinzen bekannt war, zum Gefangenen gemacht. Dieß war das zweite Mal, daß ihn das Glück verließ. Doch läßt ſich auf ihn keine Schuld werfen, da in beiden Fällen die Schlachten ohne ſeine Beiſtimmung geliefert wurden, und er den ungünſtigen Ausſchlag derſelben vorausgeſagt hatte. Guesclin blieb lange Zeit Gefangener. Endlich geſtattete der engliſche Prinz, der ſich durch die Beſchuldigung, er halte Guesclin aus Furcht ſo lange zurück, beleidigt fand, ihm ſein Löſegeld ſelbſt zu beſtimmen. An der Stelle ſetzte ſie Guesclin ſelbſt auf hunderttauſend Goldgulden feſt.

Nun eilte die Prinzeſſin von Wallis ſelbſt zwanzigtauſend Franken beizutragen, der Papſt und der Herzog von Anjou thaten daſſelbe; auch Chandos, der Guesclin der Engländer trug bei. Aber auf der Reiſe nach Paris fand Guesclin eine Anzahl Ritter, denen es an Mitteln fehlte, ſich loszukaufen, und er vertheilte unter ſie den ganzen Betrag. Nun rechnete er auf eine Summe, die er ſeiner Gemah-

lin zur Bereithaltung auf außerordentliche Fälle zurückgelaſſen hatte; aber es fand ſich, daß ſie ſelbe zu dem nämlichen Zwecke verausgabt hatte. Er wünſcht ſich Glück zu einer ſo vaterländiſch geſinnte Gattin, und kehrte zurück, um bei dem Prinzen von Wallis als Gefangener zu bleiben.

Dieſer unwürdigen Lage des Helden machte der König von Frankreich ein Ende, indem er die Löſeſumme bezahlte, worauf er ihm überdieß den Ehrendegen des Connetable anbot. Eine ſo ausgezeichnete Würde wollte Guesclin nicht annehmen; und die größten Kriegshelden, welche nach ſeinem Tode dieſe Würde angeboten wurde, lehnten ſie ab, und erklärten, daß ſie ſich nicht würdig fühlten, einen Platz zu beſetzen, den nur er verdient habe. —

Seine Thaten waren auch wirklich eben ſo bewunderungswerth an ſich, als heilbringend für ſein Vaterland. Er verjagte die Engländer beinah aus der ganzen Guienne, aus der Santonge, aus Perigord, Rovergue, Limouſin, und eigentlich zu ſprechen, aus ganz Frankreich. Bei der Belagerung von Chateauneuf-Rendon ſtarb er in ſeinem neun und ſechszigſten Jahre.

Am Tage nach ſeinem Tode fand ſich eine Deputazion der Belagerten ein, die Schlüſſel der Stadt auf ſein Leichenbette zu legen; denn dieſen Beweis von Achtung glaubten ſie ſeinem Andenken ſchuldig zu ſeyn. Ganz Frankreich ging um ihn im

Trauergewande. König Karl V. ließ ihn in einer Kapelle beerdigen, in der er ſich ſelbſt ſein Grab hatte zubereiten laſſen, und errichtete ihm ein Grabmahl, das man heute noch im Muſeum franzöſiſcher Denkmähler ſieht.

Tamerlan,

Regent der Mongolen.

Geboren 1335. Geſtorben 1405.

Timur-lenk, oder Temir-Akſchakel iſt unter den Namen Tamerlan am bekannteſten. Er iſt einer der ſchrecklichen Räuber Aſiens, welche die Welt verwüſteten, und im Streben nach allgemeiner Herrſchaft nicht eine Provinz beglückten. Nur Dſchengis-Khan, ebenfalls ein mongoliſcher Tatar, der zweihundert Jahre vor ihm regierte, kann mi ihm verglichen werden. Nach der Schnelligkeit und der Ausdehnung ſeiner Eroberungen ſteht Alexander der Große unter beyden.

Man behauptet, daß Tamerlan von Dſchengis-Khan ſelbſt abſtamme. Nach Anderen war er der Sohn eines Hirten, und kriegeriſche Auszeichnung hätte ihn auf den Thron von Dſchagatai geho-

ben. Eine gleiche Ungewißheit herrſcht über andere, ſehr bedeutende Thatſachen aus ſeiner Geſchichte; zum Beiſpiele darüber: ob er wirklich den Kaiſer Bajazet in einen eiſernen Käfig habe ſperren, und darin habe umkommen laſſen. Einige Schriftſteller, die das Zeugniß der Unparteylichkeit für ſich haben, läugnen es geradezu. Im Gegentheile behaupten ſie, daß Tamerlan nichts unterlaſſen habe, dieſen unglücklichen Fürſten zu beruhigen, daß er ſogar im Begriffe geſtanden habe, ihm ſeine Staaten zurückzuſtellen, als er vom Tode überraſcht wurde. Die Türken, welche ihm den Eiſenkäfig zur Laſt legen, geſtehen übrigens ſelbſt, daß er einem der Söhne Bajazets großmüthig den väterlichen Thron überantwortet habe. So menſchlich er auch in dieſer Hinſicht ſeyn mochte, ſo unmenſchlich war er, wenn man ihm widerſtand. Die Einwohner von Städten, die ſich vertheidigten, ließ er über die Klinge ſpringen, und ſo gingen in Ispahan allein ſiebenzigtauſend Menſchen zu Grunde. Die Einwohner von Sebaſtos und Bagdad erlitten dasſelbe Schickſal, und die Schlachtopfer, welche in letzterer Stadt und in den umliegenden Gegenden fielen, beliefen ſich auf 800,000.

Die weiteren Verſchiedenheiten zwiſchen Alexander und Tamerlan liegen übrigens mehr im Kulturgrade des Zeitalters als in den Charakteren. Alexander baute Städte und Handelsſtraßen; Tamerlan zerſtörte ſie nur, aber der Tatar war weder

heftiger noch grauſamer, als der gebildetere Held Mazedoniens bei manchem Anlaſſe erſchien. Rauben, den Widerſtand mit dem Tode beſtrafen, war Völkerrecht bei den Tataren; Alexander ſchuf ſich zuweilen ſelbſt ein ſolches Recht.

Von Allem, was arabiſche, griechiſche und türkiſche Geſchichtſchreiber von Tamerlan anführen, beſchränken wir uns auf Folgendes: Er ward im Jahre 1335 geboren. Seine Regierung war nichts anderes als eine ſchnelle Fortſetzung von Siegen und Eroberungen in Perſien, Hindoſtan, Ägypten, Syrien, Georgien und Natolien. Er ſchritt an die Eroberung China's, als der Tod im Jahre 1405 hn daran verhinderte, nachdem er ſiebenzig Jahre gelebt hatte. Bajazet, den er entthront hatte, war beinahe noch grauſamer und ungerechter als ſein Sieger geweſen. Nachdem er den Neffen des occidentaliſchen Kaiſers auf den Thron ſeines Oheims hatte heben helfen, plünderte er dieſen Alliirten; ein gleiches Schickſal erlitten fünf Emirs oder mahomedaniſche Fürſten; der bedrohte Kaiſer und die Emirs riefen Tamerlan um Beiſtand, und was der Tatar dafür an Entſchädigung verlangte, ſchien ihnen billig. Mit Hochmuth als Vermittler von Bajazet zurückgewieſen, ſtürzte er dieſen Monarchen in der berühmten Schlacht von Ancyra (1402), welche drei Tage dauerte. Hierbei iſt bemerkenswerth, daß er nach den erſten Vortheilen unter

denſelben Bedingungen den Frieden anbot, wie er ſie vor Eroffnung der Feindſeligkeiten vorgeſchlagen hatte.

Seiner körperlichen Geſtalt nach war er hinkend und einhändig, aber unermüdet, und von einer erſtaunenswerthen Thätigkeit. Man führt ſogar von ihm verſchiedene Züge einer geiſtreichen Heiterkeit und zugleich großer Mäßigung an.

Nach der Schlacht von Ancyra, als er in das Zelt Bajazets trat, führte man ihm den gefangenen Kaiſer mit gebundenen Händen entgegen; er aber befahl, daß man ſeine Feſſeln löſe, und nachdem er den beſiegten Feind hatte ausruhen laſſen, ließ er ſich ihn in einem ſeiner Würde angemeſſenen Zuſtande vorſtellen. Bajazet erſchien mit Trotz. Tamerlan, der ihn nun in der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatte, bemerkte, daß er einäugig ſey, und lachte. Bajazet verwies ihm dieß, und bemerkte, daß es kein edles Gemüth verrathe, wenn man Unglückliche beſchimpfe. Ich will dich auch nicht beleidigen, antwortete Tamerlan, aber lachen muß ich, daß das Glück die Herrſchaft der Welt zwiſchen einem Einäugigen, wie du, und einem Hinkenden, wie ich, vertheilte.

Mit Jenen, denen er einmal verſtattete, näher um ihn zu ſeyn, war er ſehr freundſchaftlich. So beluſtigte man ſich einſt im Bade damit, daß Einer den Andern nach dem Geldwerthe abſchätzte.

Ziska.
Albrecht II.
Guttemberg.
Castriotta.
Iohanna d'Arc.
Mahomed II.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Ein perſiſcher Dichter, Homedy, ſchätzte Tamerlan auf dreißig Aſpern; das, womit ich mich trockne, iſt mehr werth, antwortete der Eroberer. Ganz recht, ſagte Homedy, das iſt aber auch das Enthaltende. Tamerlan lächelte.

Ziska,

Anführer der Huſſiten.

Geboren um 1370. Geſtorben 1424.

Huß war zu Konſtanz verbrannt worden, und nun erſt flammte in Böhmen das Feuer des Bürgerkrieges empor. Ein Pfarrer zu Prag predigte, während Huſſen der Prozeß gemacht wurde, daß das Abendmahl unter beiden Geſtalten genommen werden müßte; ein Kelch wurde alſo das äußere Zeichen, unter welchem die Huſſiten ſtritten. Sie bedurften nur noch eines Anführers, er fand ſich in Johann Ziska, einem böhmiſchen Edelmanne, einem eifrigen Huſſiten.

Er war ein vorzüglicher Feldherr; weil er in einer Schlacht ein Auge verloren hatte, wurde er Ziska, der Einäugige genannt. Johann Huß und Hieronymus von Prag hatten zu ſterben gewußt,

Ziska verſtand zu ſiegen. Von früher Jugend an unter Waffen erzogen, war der Krieg ſein Element und ſeine einzige Beſchäftigung. Durch Ehrgeiz oder Fanatismus entflammt, brachte er den größten Theil Böhmens auf ſeine Seite, verſammelte er alle Widerſacher Roms unter ſeinen Fahnen, befeſtigte er Plätze, übte er die Truppen, und zog ſo dem Kaiſer Sigismund, der Böhmen, als Wenzels Erbe, in Empfang nehmen wollte, mit vierzigtauſend ausgeſuchten Kriegern entgegen.

Vergebens ſchickte Sigismund zahlreiche Heere gegen die Huſſiten, Ziska widerſtand ihnen zehn Jahre immer ſiegreich. Der Donner der Kirche rollte gegen die Ketzer, ganz Deutſchland unternahm Kreuzzüge gegen ſie; Ziska widerſtand Allem. Ein Pfeil hatte ihm das noch übrige Auge geraubt, aber wiewohl blind, zog er noch immer vor ſeinen Truppen her, begeiſterte ſie durch ſeine Gegenwart, ertheilte er ihren Heerführern ſeinen Rath, und leitete ſelbſt die Bewegung der Armee. Er ſtarb an der Peſt 1424, in dem Augenblicke, wo Sigismund ſo weit gebracht war, daß er von ihm Frieden verlangen mußte. Seine Soldaten begruben ihn zu Czaslau; er hatte, ſagt man, befohlen, aus ſeiner Haut eine Trommel zu machen, damit auch nach ſeinem Tode ihr Ton den Feind noch erſchrecke. In ſeiner Grabſchrift bemerkte man die Worte: Ich habe immer dem Glücke vertraut, und es hat mich

nicht verlaſſen; ſo blind ich war, ſo ſah ich doch jede Gelegenheit zu handeln; eilfmahl habe ich im geordneten Treffen geſiegt.

Nach Ziska's Tode wurden die Huſſiten unter ſich uneins. Die meiſten vereinigten ſich unter Prokop gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Als Sigismund auch von dieſem Feldherrn geſchlagen wurde, mußte er 1455 mit drückenden Bedingungen die Krone von Böhmen annehmen, und zwei Jahre ſpäter bewilligte das Basler Konzilium den Huſſiten das Abendmahl unter beiden Geſtalten.

Albrecht II., deutſcher Kaiſer.

Geboren 1397. Geſtorben 1439.

Albrecht IV. von Öſterreich war der Vater dieſes Kaiſers. Er ſtarb, als der Knabe erſt zehn Jahre alt war, über welchen ſofort ſein Vetter Leopold IV. die Vormundſchaft übernahm. Der junge Albrecht ward nun gefliſſentlich von den Regierungsgeſchäften entfernt gehalten, aber kaum war er mündig, als er allen Unterhaltungen ſeiner Jugend entſagte, und ſich ganz den Regierungsgeſchäften widmete.

Es waren viele Gegenſtände, welche die Sorgfalt eines öſterreichiſchen Regenten aufforderten! — Denn ungeſtraft trieben ſich die Räuber im Lande umher, keine Sicherheit ward den Reiſenden, kein Richterſtuhl verſchaffte den Gekränkten ſchnelle und nachdrückliche Gerechtigkeit. Aber bald änderte alles ſeine Geſtalt; im Schutte lagen die Raubſchlöſſer des Adels, und Ruhe und Ordnung verbreiteten ihre wohlthätigen Folgen über das ganze Land.

Mit Wohlgefallen ſah der Kaiſer Sigismund den ſteigenden Flor Öſterreichs und den weiſen Fürſten, der ihn verurſachte. Er gab Albrecht ſeine einzige Tochter Eliſabeth zur Gemahlin; ſie brachte dem Herzoge die nächſten Anſprüche auf die Kronen von Böhmen und Ungarn als eine reiche Mitgift zu. Leicht befeſtigte Albrecht nach Sigismunds Tode die letztere auf ſeinem Haupte, aber Böhmen mußte er erſt von dem pohlniſchen Könige erkämpfen: denn die Kalixtiner in dieſem Reiche hatten ihm den pohlniſchen Prinzen Caſimir entgegen geſtellt. Als dieſer beſiegt war, war noch die deutſche Krone erledigt, von dem Churfürſten Friedrich von Brandenburg eifrig gewünſcht. Aber die deutſchen Fürſten wählten Albrecht II., ausgezeichnet durch Macht und geiſtige Eigenſchaften.

Albrecht hatte den Ungarn zugeſagt, die deutſche Krone nicht anzunehmen, auch überlegte er, als man ſie ihm antrug, was er noch alles in

ſeinen eigenen Ländern zu wirken habe, und nahm ſie erſt dann an, als ihn die Ungarn freiwillig ſeines Eides entlaſſen hatten. Jetzt aber ſchrieb er ſogleich einen Reichstag nach Nürnberg aus, wo er den Landfrieden wieder herſtellen, den Münzfuß verbeſſern, und zugleich der Gerechtigkeitspflege mehr Anſehen verſchaffen wollte. Mittlerweile waren endlich die böhmiſchen Unruhen geendet, aber weil Albrecht mit dem Fürſten von Servien gegen die Türken einen Bund geſchloſſen hatte, ſo fiel Murad II. in Ungarn ein. Albrecht konnte ihm nur mit einer kleinen Macht entgegen ziehen, aber auch das große Heer ſeines Feindes wurde durch Seuchen geſchwächt, und der Kaiſer ſelbſt wurde von einem heftigen Durchfalle ergriffen, an welchem er 1439 zu Nesmil in ſeinem zwei und vierzigſten Jahre ſtarb. Er war ein vorzüglicher Fürſt geweſen, beſonders hat ihm Oſterreich vieles zu danken.

Guttemberg,

Erfinder der Buchdruckerkunſt.

Geboren 1398. Geſtorben 1463.

Täglich beinahe findet man in gelehrten Werken die Anzeige, daß Guttemberg zu Mainz im Jahre 1440 die Buchdruckerkunſt erfunden habe. Selten aber wird bemerkt, daß dieſe Nachricht vielleicht nichts mehr und nichts minder als eine Vermuthung ſey. Wie ſo manche kurze und bequeme Reſultate finden ſich nicht in der Geſchichte, die aber bei der erſten näheren Unterſuchung ſchwanken, wegfallen. Nur allzuwahr iſt es, daß, ungeachtet ſo vieler Werke über die Buchdruckerkunſt, über den Ort ihrer Wiege nur Ungewißheit herrſcht; daß mehr als fünfzehn Städte ſich die Ehre beſtritten, ihr das Daſeyn gegeben zu haben, und daß endlich über die Namen ihrer Erfinder; ſo wie über die beſtimmte Epoche ihrer erſten Anwendungen die Geſchichte dieſer großen Entdeckung nur wahrſcheinliche Vermuthungen vorlegt.

Was aber die Vergleichung der verſchiedenen

Meinungen, die Prüfung der Beweiſe, und vor allem die Unterſuchung der erſten Denkmahle der Buchdruckerkunſt darzuthun ſcheinen, beſteht darin, daß

erſtens: der Tabellardruck mit Holz- oder Metallplatten, der lange Zeit in China vorhanden war, von den Europäern zum Druck von Karten und Bildern mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts angewendet wurde; daß ferner

zweitens: vor 1440 auf dieſe Art, ſey es nun in Harlem, oder an einem andern Orte, anfangs Bilderſammlungen mit kurzen Inſchriften, dann Gebet- und Schulbücher abgedruckt wurden; daß weiter

drittens vor 1440 die Idee der beweglichen Typen in Straßburg gefaßt, aber nur ſehr unvollkommen durch Lettern, in Holz oder in Metall gegraben, in Anwendung geſetzt worden; daß endlich

viertens: die gegoſſenen Charaktere in Mainz zwiſchen 1450 und 1455 erfunden wurden, und daß eine der erſten wahrhaft typographiſchen Arbeiten die berühmte Bibel ohne Datum und auf 637 Blättern ſey.

Nun das Wenige, was man von Guttemberg weiß. — Sein eigentlicher Name war Henne (Johann) Gänsfleiſch von Sügeloch. Er wurde zu Mainz gegen 1398 geboren, und war

von einer adeligen Familie entſproſſen. Im Jahre 1420 begab er ſich nach Straßburg, und beſchäftigte ſich mit dem Edelſteinſchneiden und andern wunderbaren Künſten. Die Aktenſtücke eines Prozeſſes, den er daſelbſt führte, und die in das Jahr 1439 gehören, beweiſen, daß er dazumal mit Druckarbeit ſich beſchäftigte, aber ſeine erſten Verſuche waren ohne Erfolg. Im Jahre 1445 ging er nach Mainz zurück, und nahm dort ſeine typographiſchen Beſchäftigungen wieder vor. Im Jahre 1450 trat er mit Johann Fuſt oder Fauſt in Geſellſchaft; erfand endlich die Kunſt Lettern zu gießen; wenn nicht Peter Schöffer deren eigentlicher Erfinder war, ſo war er unſtreitig ihr Verbeſſerer. Nun druckten beide die lateiniſche Bibel. Guttemberg gerieth im Jahre 1455 mit Fauſt in einen Prozeß, der ihrer Geſellſchaft ein Ende machte. In eben dieſem Jahre nahm der Kurfürſt von Mainz ihn in die Zahl ſeiner Edelleute auf, und er ſtarb gegen 1468. Guttemberg und Schöffer ſcheinen ſo den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunſt zu theilen; die öffentliche Erkenntlichkeit geſellt ihnen Fauſten bei, der ihnen die Fonds zu ihrer Unternehmung verſchaffte.

Georg Caſtriotta,

Fürſt von Albanien.

Geboren 1403. Geſtorben 1476.

Caſtriotta wurde nach Einigen im Jahre 1403, nach anderen zehn Jahre ſpäter geboren. Sein Vater Johann beherrſchte Albanien und jenen Theil Mazedoniens, der an das adriatiſche Meer grenzt. Von den Türken in die Enge getrieben, mußte er ihnen ſeine Söhne und unter dieſen Georg als Geißel ausliefern.

Größe, Adel der Geſinnung, ruhiger Scharfblick, unerſchütterliche Entſchloſſenheit war auf ſeine Stirne geprägt, beurkundete ſich aus jeder regſamen Miene ſeiner geiſtvollen, männlich-ſchönen Geſichtsbildung, und ſelbſt aus jeglicher Gebärde. Unverkennbar ſchien er beim erſten Anblicke berufen, das Kühnſte, das Größte zu leiſten, was man in militäriſcher Beziehung von einem feurigen Jüngling erwarten möchte. Sultan Amurath fand ſich von dieſem ſo ſprechenden Gepräge innere Vortrefflichkeit, und von dem befriedigenden Benehmen des jungen Gefangenen ſo lebhaft gerührt, daß er ihn

an ſeinem Hofe ſorgſam ausbilden, und mit allen militäriſchen Kenntniſſen bekannt machen ließ, die zur Notiz des türkiſchen Staates gelangt waren. Unterſtützt von dem Vortheile einer außerordentlichen Leibesſtärke, erwarb er ſich ſchon jetzt den Ehrennahmen Skanderbeg, das iſt, Alexander.

Ehe er noch die Jahre der Mannbarkeit erreichte, wurde er denn auch in der Eigenſchaft eines Sangiakh gegen Cilicien geſchickt, welches er ſich völlig unterwarf, nachdem er in zweyen gefährlichen Zweienkämpfen mit feindlichen Anführern den Sieg davon getragen hatte. In dieſer Epoche verlor er ſeinen Vater durch den Tod, die Türken bemächtigten ſich der bedeutenden Verlaſſenſchaft. Aber Caſtriotta entfloh nach einem ſchlau erſonnenen und ſchlau ausgeführten Plane nach Albanien. Hier wurde er zum Fürſten ausgerufen; bald warf er die Türken, dieſe frechen Erbſchleicher ſeiner väterlichen Güter, aus allen feſten Plätzen. Mehrere ihrer Heere erlagen gegen die Streitkraft, welche Skanderbegs Feldherrngröße und die Liebe ſeiner Unterthanen ihnen entgegenſetzte. Endlich, nach dem Verluſte einiger Heere, zog Amurath nebſt ſeinem Sohne Mahomed ſelbſt gegen ihn zu Felde, aber vergeblich. Ihm hatte Skanderbegs Schwert noch das Leben gegönnt, aber Beſchämung und Entrüſtung über die fehlgeſchlagenen Entwürfe raubte es ihm. Sieben Baſſen wurden nun von Skanderbeg

geſchlagen; der Krieger dachte nichts in Sicherheit zu bringen als ſeine Perſon, und ſo machte Skanderbeg unermeßliche Beute, ſo ſah Mahomed ſich zu einem Friedensſchluſſe genöthigt.

Mittlerweile forderte Alphons von Arragonien, König in Neapel, Skanderbegen zur Unterſtützung gegen den Herzog von Anjou auf, und kaum erſchien der Bundesgenoſſe, ſo hatte er die franzöſiſchen Truppen zurückgedrückt. Aber Mahomeds Wunde verharrſchte nicht, er hatte indeß Konſtantinopel ſelbſt erobert; entſchloſſener als je drang er Skanderbegen entgegen. Vergebens belagerte er Croja, die Hauptſtadt, es blieb ihm nichts übrig, als 1461 einen Frieden zu ſchließen, dem zu Folge er Skanderbegen als Fürſten von Epirus anerkannte. Allein eben dieſer Friedensſchluß hatte Mahomeds Zorn für die Zukunft verſtärken können; denn er mußte zuviel Demüthigendes für ihn haben, und war nicht dieſer zweite Angriff ein laut ſprechender Beweis, mit welchem Unwillen Mahomed auf den Standpunkt blickte, den Skanderbeg in der Reihe der Herrſcher behauptete?

Vorſichtig wandte ſich daher Skanderbeg an den Papſt, und forderte ihn auf, einen Verein der chriſtlichen Fürſten zu bewirken, für die mit jedem Fortſchreiten die Zeit der Gefahr von dem Unternehmungsgeiſte der Türken ſich mehre. Sehr bereitwillig bewies ſich auch der Papſt ſeinem Verlangen

zu willfahren, er wollte ihm den Oberbefehl über die Truppen geben, welche die chriſtlichen Fürſten gegen die Ungläubigen ſenden ſollten. Allein mit eigenen Streitigkeiten beſchäftigt, fügten ſich die Fürſten in dieſen Plan nicht. Von dieſem Zeitpunkte an hatte Caſtriotta keine weitere Gelegenheit ſeine kriegeriſche Größe zu zeigen. In einer Berathſchlagung mit einem venezianiſchen General zu Liſſo begriffen, wurde er von einem Fieber überraſcht, welches ihn dahin raffte im Jahre 1476.

Er beſaß die Gabe, ſeine Soldaten auf die höchſten Punkte perſönlicher Tapferkeit zu heben. Von ihm mit Namen genannt zu werden, aus ſeiner Mundſchale trinken zu dürfen, dieß erfüllte ſeine Soldaten mit einem Enthuſiasm, der ſie jede Gefahr verachten lehrte. Er bediente ſich ſelten einer größeren, als einer Heeresmacht, von 9000 Mann. Ihm ſchreibt man zu, daß er ſelbſt 2000 Türken getödtet habe, wodurch denn auch ſein Säbel die bekannte Berühmtheit erhielt.

Johanne d'Arc,
das Mädchen von Orleans.

Geboren 1410. Geſtorben 1431.

Johanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans genannt, wurde zu Domremy bei Vaucouleurs in Lothringen von armen Ältern geboren. Um gehörig den Einfluß zu würdigen, den dieſes außerordentliche Mädchen auf Frankreichs Schickſal hatte, dürfte es räthlich ſeyn, den Zuſtand Frankreichs in jener Epoche zu überfliegen, in der ſie erſchien. Die Hauptſtadt war dazumal in den Händen der Engländer; der rechtmäßige König, Karl VII., ein etwas weichlicher Fürſt, hatte das Reich bis auf die Provinzen am linken Ufer der Loire und im Süden Frankreichs verloren. Vereint mit den Herzogen von Burgund und Bretagne belagerten die Engländer Orleans auf das lebhafteſte, um durch die Eroberung dieſer Stadt ſich den Weg in die ſüdlichen Provinzen zu bahnen. Dieſer Schlag würde über Frankreichs Schickſal entſchieden haben.

Der König dachte ſich in die Dauphiné zurückzuziehen, und nur der Rath ſeiner tugendhaften und

klugen Gemahlin Marie von Anjou, eben ſo als jener der berühmten Agnes Sorel hielten ihn noch zurück, als ſich ein Landmädchen von ſiebenzehn Jahren in Chinon, der Reſidenz des Hofes, einfand. Sie war von Baudricourt, Kommandanten von Vaucauleurs geſendet. Sie ſagte, daß ſie begeiſtert, und eine Abgeſandte des Himmels ſey. Der königliche Rath wies ſie ſogleich als eine halbwahnwitzige Schwärmerin zurück; allein bald, ſey es nun, daß man etwas Außerordentliches und Übernatürliches in ihr zu finden, oder daß man ihre überredende Kraft zur Erweckung des geſunkenen Muthes des Volkes wie der Soldaten benützen zu ſollen glaubte; genug, man veränderte plötzlich das Benehmen gegen Johannen; man nahm ſie mit wetteifernder Wärme auf, ſie wurde die Seele aller Berathſchlagungen; die ausgezeichneteſten Generale, Dunois, Saintraille, Lahire und Leval, nebſt andern ſchienen nur nach ihren Ausſprüchen zu handeln.

Der Gegenſtand ihrer Sendung, ſagte ſie, ſey zunächſt die Befreiung von Orleans, dann die Einführung des Königs nach Rheims zur Salbung. Alle Umſtände ſchienen ſich zu vereinen, die Ausführung dieſer Unternehmung unmöglich zu machen. Aber ſie ſprach in einem höheren Namen; der Hof, die Generale und die Truppen wurden von der Macht hingeriſſen, mit der ſie die Gemüther ergriff. Man ſah ſie an der Spitze der Truppen, vom Kopf

bis zum Fuße gewaffnet, eine Fahne in der Hand den Soldaten jene kriegeriſche Gluth mittheilen, welche ſie ſelbſt durchflammte, und wiewohl ſie Bedenken trug, ſelbſt Blut zu vergießen, die Schwertſtreiche leiten, die man gegen den Feind führte. Die Engländer, auf allen Seiten geſchlagen, ſind gezwungen ſich zurückzuziehen; Chalons und Troyes unterwerfen ſich, Rheims öffnet die Thore, und Johanna ſteht, die Standarte in der Hand, vor dem Könige, der geſalbt und gekrönt wird.

So hatte ſich alles umgeſtaltet, ſeit ſie an der Spitze der Armeen erſchien. Aber nun war ihre Sendung beendigt. Sie wollte in den Kreis der Ihrigen zurücktreten. Aber die Befehle des Königs die dringenden Bitten der Feldherren hindern ſie daran. Doch das Glück ſchien ſie nun zu verlaſſen. Verwundet in einem Gefechte bei Paris, wurde ſie bei der Belagerung von Compiegne gefangen genommen. Die Burgunder lieferten ſie den Engländern gegen die Summe von zehntauſend Livres aus. Sie wurde nach Rouen geführt, in Ketten geworfen, und man machte ihr den Prozeß als einer Zauberin.

Der Biſchof von Beauvais, Cauchon, betrieb ihre Anklage und Verurtheilung mit größter Heftigkeit. Aber Johannen verließ ihr hoher Muth nicht. In den langen Verhören antwortete ſie mit der Feſtigkeit einer freien, Allem entſagenden Seele, und

mit angeſtaunter Geiſtesgegenwart. Man verurtheilte ſie zum Feuertode, und das Urtheil wurde 1431 vollzogen, ohne daß von franzöſiſcher Seite auch nur das geringſte unternommen wurde, ſie den Händen ihrer entmenſchten Feinde zu entziehen.

Aber zwanzig Jahre ſpäter, wurde ihr Prozeß vom Papſt unterſucht und für ganz ungerecht erklärt. König Karl erhob ihre Familie in den Adelſtand, und zu Rouen und Orleans wurden ihr Statuen errichtet. Auch wurde der Bezirk ihres Geburtsortes, von allen Abgaben freigeſprochen.

Mahomed II
türkiſcher Kaiſer.

Geboren 1430. Geſtorben 1481.

Mahomed II., Kaiſer der Türken, mit dem Beinamen Bujuk, das iſt, der Große, wurde zu Adridrianopel im Jahre 1430 geboren. Unter ſeiner Regierung war es, daß das griechiſche Reich dem türkiſchen in Europa den Platz räumte.

Es waren noch nicht anderthalbhundert Jahre ſeit dem Zeitpunkte verfloſſen, in welchem Otmann, anfangs ein gemeiner Soldat, ſpäterhin

Feldherr des Sultans von Ikonium, den erſten Grund zur Größe ſeines Hauſes gelegt hatte. Ein Theil von Bithynien und Kappadocien war der Preis ſeiner Tapferkeit. Orkan, ſein Sohn, fügte dieſem Erbe Myſien, Karien, und alle Provinzen bei, die gegen den Helleſpont hin lagen. Amurad I. vollendete die Unterwerfung Kleinaſiens, ging im Jahre 1355 über den Bosphor auf Genueſiſchen Schiffen, bemächtigte ſich Adrianopels, und ſetzte ſich daſelbſt feſt. Bajazet I., der Bliz genannt, unterwarf ſich Theſſalien, Mazedonien und Bulgarien, worauf er — es war im Jahre 1393 — Konſtantinopel belagerte. Aber Tamerlans Angriff zwang ihn nach Aſien zurückzueilen, und er wurde auf den Ebenen von Angora beſiegt. Doch das Glück der Ottomannen trotzte dem Unfalle, und Amurad II., Bajazets Enkel ſuchte ſeine Plane wieder hervor. — Sieger in Aſien ging er über den Helleſpont, bemächtigte ſich Theſſalonichs, überſchwemmt mit ſeinen Truppen das übrige Gebiet des griechiſchen Kaiſerthums, ſchlägt im Jahr 1444 die chriſtliche Armee in Ungern, gibt vier Jahre ſpäter Konſtantinopel einen Kaiſer, und befeſtigt ſich in ſeinen neuen Staaten eben ſo ſehr durch moraliſche Eigenſchaften als durch ſeine militariſchen Talente. Er war es auch der die lang gefürchtete Miliz der Janitſcharen errichtete. Sol-

cher Krieger Glanz ging Mahomed II. voraus, aber ſein eigener ſtrahlte heller.

Zweimal, unter der Regierung ſeines Vaters, wurde ihm der Thron angeboten, zweymal trat er ihn bereitwillig wieder ab, ein Umſtand, der in dem Leben eines Ehrgeizigen, eines Eroberers wirklich merkwürdig iſt. Im Jahre 1451 nahm er zum drittenmale den Zepter an, und er trennte ſich für dießmahl nur mit dem Leben von ihm. Seine erſten Blicke fielen auf Konſtantinopel. Amurad, getreu in der Erfüllung ſeiner Verſprechungen, hatte dieſe leichte Eroberung entweder ſeiner nicht würdig geachtet, oder er dachte ſie noch eine Zeitlänge zu verſchieben. Nicht ſo Mahomed. Im Aprill 1453 überfiel er Konſtantinopel mit 300,000 Türken und am 29. May hatte er es durch einen Generalſturm erobert. Konſtantin Dragazes, letzter Kaiſer des Orients, kämpfte gegen ſein unglückliches Geſchick mit der Standhaftigkeit eines Helden. Verrathen von ſeinen Unterthanen, verlaſſen von Europa, fiel er, die Waffen in der Hand, an jenem merkwürdigen Tage, der mit einem Male die Selbſtſtändigkeit der Griechen, den Namen der Cäſaren und den Ruhm eines Reiches verſchwinden ſah, an dem ſo viele Jahrhunderte waren vorüber gegangen. Mahomed war ſo klug, ſeinen neuen Unterthanen die freie Uebung ihrer Religion beizulaſſen, er ſetzte ſogar ſelbſt einen Patriarchen ein. Konſtantinopel

wurde die Hauptſtadt ſeines Reiches, und von hier trug er, als vom Mittelpunkte ſeiner Kraft, gegen alle Seiten ſeine ſiegreichen Waffen.

Eine Zeitlang widerſtand Epirus ſeinem gewaltigen Angriffe, aber nach dem Tode des Hunyades ſetzte er ſich ſchon am anderen Theile der Donau feſt. Bald fiel Griechenland mit dem Pelopones, und indem ſich Mahomed II. auch Trebiſondes, und des dazu gehörigen Theiles von Kappadozien bemächtigte, war der letzte Reſt des griechiſchen Kaiſerthums erloſchen; er bemeiſterte ſich Jaffa's unterwarf ſich Skutari, Negroponte, und beinahe alle Inſeln des Archipels, er flog nach Trieſt, verſchlang Venedig, nahm und vernichtete Otranto, und dehnte die Ottomaniſche Herrſchaft bis in Kalabriens Mitte aus, von welchem Punkte ſie das übrige Italien bedrohte.

Während der ein und dreißig Jahre ſeiner Regierung, drängte ſich Sieg an Sieg, zwey Kaiſerthümer, zwölf Königreiche und zweihundert Städte unterwarf er ſich ungehindert von den chriſtlichen Fürſten. Nur Skanderbeg und der berühmte Hunyades genoſſen eine Zeitlang den Ruhm, dieſen ausgetretenen Strom hinanzuhalten. Die Venezianer, ſonſt mächtig genug, gelangten nur mit Mühe dahin ſich zu erhalten, aber die Johanniter von Jeruſalem, den kraftvollen d'Aubiſſon an ihrer Spitze, bedeckten ſich durch die Vertheidigung von Rhodus

mit nie verwelkenden Lorbeern. Entrüſtet über ſeine Niederlage, beſtrebte ſich Mahomed ſeine Ehre zu retten; er bedrohte mit einem Male den Orient und den Süden von Europa, Aſien und Afrika, als der Tod in Nikodemien im ein und fünfzigſten Jahre ſeines Alters ſeine Unternehmungen für immer einſtellte. Er befahl auf ſein Grabmahl die Worte zu ſetzen: Ich wollte Rhodus nehmen und Italien erobern; vermuthlich, um ſeinen Nachfolgern ihre Pflicht vorzuzeichnen.

Dieſer Verwüſter der Erde, beſaß Talente und Kenntniſſe durch welche er die meiſten Fürſten ſeiner Zeit verdunkelte. Mit Leichtigkeit drückte er ſich in mehreren Sprachen aus, er verſtand Latein und Griechiſch, kannte Geographie und Geſchichte, beſchäftigte ſich mit Wiſſenſchaften, und liebte Künſtler und Gelehrte. Aber es iſt auch gewiß, daß er von Natur heftig, bei einigen Anläſſen treulos, und in ſeinem Pallaſte wie auf dem Schlachtfelde nicht ſelten blutdürſtig war. — Noch hat man die Bemerkung gemacht, daß ſeine beſten Miniſter und Generale chriſtliche Überläufer waren.

Ximenes.
Gonsalvo v. Cord.
Ludwig XII.
Erasmus.
Doria.
Barbaroſsa.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Kardinal Ximenes,

ſpaniſcher Miniſter.

Geboren 1473 Geſtorben 1537.

Dom Francisco Ximenes von Cisneros, wurde im Jahre 1437 zu Torrelaguna in Altkaſtillien geboren. Er ſtammte von einer adeligen, aber dunkeln armen Familie. Beſtimmt zum geiſtlichen Stande, verſuchte er in Rom ſein Glück, und kam nach Beendigung der Studien in ſein Vaterland mit dem Rechte zurück, das erſte ſich erledigende Benefiz in Beſitz zu nehmen. Er wollte ſich dieſes Rechtes bedienen, wurde aber vom Erzbiſchof von Toledo gefangen geſetzt, blieb ſechs Jahre im Arreſte, behielt aber ſein Benefiz, wurde ſodann Großvikar von Siguenza, entſagte aber plötzlich allen Würden und dem Glücke, welches er zu erwarten hatte, und verſperrte ſich in ein Franziskanerkloſter. Die Strenge ſeiner Sitten, der Eifer in der Erfüllung aller ſeiner Berufspflichten, die Feſtigkeit ſeines Charakters und der durchdringende Blick ſeines Geiſtes erwarben ihm bald ein ausgezeichnetes Anſehen in ſeinem Orden.

Er wurde Provinzial, und im Jahre 1492 wählte Iſabelle, Königin von Kaſtilien, ihn zu ihrem Beichtvater. Drei Jahre nachher erhob ſie ihn zum Biſchof von Toledo und belud ihn mit dem ſehr ſchweren Geſchäfte, alle religiöſen Orden neu einzurichten. Ximenes entledigte ſich dieſes Geſchäftes mit jener unbiegſamen Strenge, die der Hauptzug in ſeinem Charakter war. Vergebens ſuchte Iſabelle ſeinen Feuereifer zu mäßigen; er wies ihre Anträge zurück. Aber ſein ſonſt tadelloſer Charakter, ſeine Einfachheit und Genügſamkeit in Mitte des Luxus und der Großen, ſein hartes Lager, die rauhe Kutte des heiligen Franz, die er unter ſeinen Pontifikalen trug, und oft ſelbſt ausbeſſerte, beſiegten allen Unwillen, den ſeine Halsſtarrigkeit ihm zuzog, und vermehrten nur ſeinen Einfluß.

Nach der Eroberung von Grenada, welche Ferdinand und Iſabellen den Titel katholiſche Könige verſchaffte, wandte er zur Bekehrung der Mauren die nähmlichen Mittel an, welche er zur Umſtaltung des Mönchweſens gewählt hatte. Grenada empörte ſich, und Ferdinand fürchtete, die Früchte ſeiner Siege zu verlieren; er mißbilligte daher die Schritte des Prälaten, allein dieſer, immer unerſchütterlich in der Verfolgung ſeiner Plane, ſah in dem Aufruhr nur einen Wink des Himmels, die Kapitulazion zu widerrufen, die man ihnen hatte zugeſtehen müſſen. Man erklärte ſie denn Alle

des Verbrechens beleidigter Majeſtät ſchuldig, und ließ ihnen die Wahl zwiſchen Taufe oder Hinrichtung. Fünfzigtauſend bekehrten ſich an der Stelle, und Ximenes, deſſen Plan, obgleich gegen alle Regeln der Klugheit entworfen, gelungen war, wurde als eine Art höheren Weſens angeſtaunt.

Nach Iſabellens Tode zeigte er ſich in einer dem Geiſte und Zwecke ſeines Standes angemeſſenen Geſtalt. Er ward nähmlich zwiſchen Ferdinand und dem Erzherzog Philipp, ſeinem Schwiegerſohne, zum Vermittler, und ſein kluger Rath verhinderte die Fortſetzung von Entzweiungen, die für Spanien hätten können nachtheilig werden. Im Jahre 1506 wurde Ximenes zum Reichsagenten ernannt. Er beſaß Gewandtheit genug, die öffentliche Ruhe in Mitte von Fakzionen zu erhalten, und war ſo klug, unverzüglich ſeine Gewalt in Ferdinands Hände zu legen, der für ihn den Kardinalshut erwirkte, ihm den Rang und die Macht des erſten Miniſters beließ und zum Großinquiſitor ernannte. Dazumal war er ſchon drei und ſiebenzig Jahre alt, ſein Körper ſchien von Arbeit und ſtrenger Enthaltſamkeit gelitten zu haben, aber ein umfaſſendes Genie, ein feuriger Geiſt und ein ſtets entſchloſſener Wille eignete ihn noch zu Unternehmungen, welche die größten Kraftäußerungen erfordern.

Im Jahr 1509 ſchlug er Ferdinanden eine

Unternehmung vor, um in Afrika die Siege der Religion zu verbreiten, und, auf die Weigerung des Königs, unternahm er die Expedition auf eigene Koſten, und leitete ſie perſönlich. Man ſah ihn eine Armee verſammeln, eine Flotte ausrüſten, einen Aufruhr unter den Soldaten dämpfen, indem er einen der Unruheſtifter hängen ließ; aus Karthagena mit achtzig Schiffen auslaufen, in Afrika landen, angreifen, und Oran wegnehmen. Die Einwohner dieſer Stadt ließ er über die Klinge ſpringen, und kehrte triumphirend nach Spanien zurück. Ferdinand, der den Einfluß und den Ruhm dieſes Miniſters ſcheute, hatte ſeine Plane verhindern wollen, und dem General, Peter von Navarra, befohlen: Hindert den guten Mann, ſo bald nach Spanien zurück zu kommen, man muß ſich ſoviel möglich ſeiner Perſon und ſeines Geldes bedienen. Nun aber war er der Erſte, der ihn aufſuchte, und zu ſeinem Siege Glück wünſchte.

Ferdinand, ſelbſt in der Geſchichte berühmt, durch ſeine Talente, ſeine Tapferkeit, ſeine Verwendung in den Geſchäften, vorzüglich aber durch ſeine Staatsklugheit, ſtarb im Jahre 1516, und erklärte Ximenes zum Regenten in Abweſenheit des Erzherzogs Karl. Dieſer ſendete Adrian, um in ſeinem Namen von Spanien Beſitz zu nehmen. Ximenes erkannte zwar den Geſandten an; allein

er behielt alle Macht bei. Den Anfang machte er mit Proklamirung des neuen Königs. Zwar wollten ſich die Großen dagegen ſetzen, indem ſie anführten, daß Johanne, die Königin von Kaſtilien und Arragonien, die Mutter des Erzherzoges, noch lebe. Der König, antwortete ihnen der Kardinal mit Feſtigkeit und Stolz, erwartet von Euch keine Nachrichten, ſondern Gehorſam. Heute wird er in Madrid proklamirt, und alle Städte im Reiche werden dieſem Beiſpiele folgen.

Man befragte ihn, mit welchem Rechte er das Reich verwalte. Alſogleich wieß er Ferdinands Teſtament vor, öffnete darauf das Fenſter und auf die verſammelten Truppen und auf eine Batterie mit Kanonen zeigend, ſagte er mit erhobener Stimme: Seht das Recht, kraft deſſen ich in Kaſtilien regiere und regieren werde. Die Mißvergnügten ſchickten zu Karl V. Abgeordnete, und beklagten ſich über Ximenes; dieſer aber, ohne ſich zu einer Rechtfertigung herabzulaſſen, begehrte eine Vollmacht und erhielt ſie. Nun war die Befugniß ſeines Amtes außer allem Widerſpruch geſetzt, und man muß geſtehen, daß er gut regierte. Dem Aufruhr durch Vorſicht zuvorkommen, oder ihn durch Güte und Strenge dämpfen, alle Klaſſen des Volkes in ihren Schranken halten, ſtrenge Staatswirthſchaft einführen,

die öffentlichen Ämter vermindern, und nützliche Anſtalten errichten, zwei Kriege im Auslande demungeachtet mit Kraft betreiben, Spanien im Beſitz von Navarra erhalten, und ſich allgemeine Achtung, Furcht und Liebe erwerben, dieß war das Tagwerk, welches ein Greis von ein und achtzig Jahren ſich auflegte, und das er in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Monaten vollbrachte. Ximenes, auf dem Gipfel der Größe und am Rande des Grabes, hätte für ſo viele Sorgen nur durch Dankbarkeit können belohnt werden. Aber Karl V., eingenommen gegen einen Miniſter, der zwar ſehr gewandt, aber auch trotzig und entſcheidend war, hatte für den Kardinal nur Ungnade; aber vor den Äußerungen derſelben ſchützte ihn der Tod, der im Jahre 1517 ſeine glänzende Laufbahn endete.

Ximenes iſt einer der größten Männer, welche Spanien hervorgebracht hat. Die Talente, welche er während ſeiner öffentlichen Verwaltung entfaltete, haben von ſeinem Genie, wie von ſeiner Frömmigkeit eine gleich große Meinung erregt. Gonſalvo und er legten den Grund zur Größe ihres Vaterlandes. Man darf nicht erſtaunen, daß im fünfzehnten Jahrhunderte ein Spanier, Prieſter, Erzbiſchof und Großinquiſitor den Religionseifer manchmal ſelbſt zu weit trieb, aber bewundern muß man in dem Staatsmanne Ximenes den umfaſſenden Blick, die Feſtigkeit und Klugheit, das

Große und Nützliche ſeiner Abſichten, ſo wie ſein immer tadelloſes Betragen. Er arbeitete mit Feuer, das königliche Anſehen zu erweitern; er rühmte ſich, den Stolz der Großen mit ſeinen Sandalen zu zertreten; aber er war zugleich der redlichſte Mann; der beſte Bürger. Während des zwanzigjährigen Beſitzes des Erzbisthums von Toledo verwendete er mehr als zwanzig Millionen ſeiner Einkünfte zu den Bedürfniſſen des Staates, zur Erleichterung des Schickſales ſeiner Mitbürger. Sparſam und ſtreng in Bezug auf ſeine Perſon, war er großmüthig und prächtig für die Sache des Allgemeinen. Er gründete die Univerſität von Alcala, bildete für Mädchen von beſſerem Herkommen eine Anſtalt, welche Ludwig XIV. nachahmte, und ließ während zwölf Jahren mit einem großen Geldaufwande an der berühmten Bibel arbeiten, die ſeinen Namen führt, und im Jahre 1517 beendet wurde.

Gonſalvo von Cordova,

ein ſpaniſcher Feldherr.

Geboren 1452. Geſtorben 1514.

Der hellſehende und tapfere andaluſiſche Große, Peter Fernandes, und Elvire Ererie von Petratia, waren Don Gonſalvo's Ältern. Bis ein kraftvolleres Alter ihn zum Kriegsdienſt geeignet machte, diente er als Edelknabe, dann aber wohnte er unter Don Alfonſo von Cordova, General der aragoniſchen und caſtiliſchen Truppen, einem Feldzuge gegen Portugal bei. Nach dem Siege bei Alboſera erhielt Gonſalvo von ſeinem Feldherrn in Gegenwart aller Truppen den Dank und das rühmlichſte Zeugniß ſeines Wohlverhaltens. Doch bald äußerte ſich die Kraft des jungen Heldenſohnes in freiem, glänzenden Wirken.

Durch Wahl und Erfindung künſtlicher Belagerungswerkzeuge zwang er im grenadiſchen Kriege die Mauren zur Übergabe der feſten Plätze Taira und Hilhora. Ihm räumte König Ferdinand letztere Stadt als Eigenthum und zum Angriffspunkte im Kriege gegen die Mauren ein, und wirklich gelang

es ihm, durch klug erſonnene und tapfer ausgeführte Plane die Mauren aus Grenada zu vertreiben. Nach Beendigung dieſes Krieges kam es darauf an, Neapel gegen König Karl VIII. von Frankreich, der es zu Land und See angegriffen, zu vertheidigen. Gonſalvo eilte König Ferdinanden von Neapel (1495) zu Hülfe, ſetzte nach deſſen Tode ſeinen Vetter, Don Federigo auf den Thron, und verjagte die franzöſiſche Heeresmacht.

Der dankbare König Friedrich von Neapel belohnte Gonſalvo'n mit dem Herzogthume Monteſtella und mit mehreren kleinen Städten. Doch Frankreich glaubte noch nicht von ſeinen Planen auf Neapel ablaſſen zu ſollen. Von Mailand aus, welches König Ludwig XII. von Frankreich in Beſitz genommen hatte, wollte es ſeine Angriffe auf jenen Staat erneuern. Aber aus Meſſina lief Gonſalvo mit einer ſtarken Flotte, landete in Kalabrien, ſchlug die Franzoſen, eroberte Reggio, worauf ſich dann der größte Theil der Provinz Abruzzo Friedrichen unterwarf. Auch den Venezianern leiſtete er große Dienſte; denn von ihnen gerufen und in Beſtallung genommen, entriß er für ſie die Inſel Zephalonie den Türken.

Nun aber geſchah es, daß Gonſalvo in den Fall kam, ſich der Länder berauben zu wollen, mit welchen Friedrich, König von Neapel, ihn belohnt hatte. Die Höfe von Spanien und Frankreich fan-

den ſich durch die veränderlichen Launen der Politik zu einem Einverſtändniſſe bewogen, welches dem Neapolitaner die Krone wieder rauben ſollte, die Spanien ihm ſelbſt gegeben hatte. Unter ſolchen Umſtänden hielt es Gonſalvo, der Spanier, für angemeſſener, Friedrichen die erhaltenen Belohnungen zurückzuſtellen, als das Kommando abzulehnen, welches Spanien gegen dieſen König ihm aufzutragen dachte. Aber Friedrich fügte zu den vorigen Beweiſen von Dankbarkeit auch neue von Großmuth, welche ihn um ſo mehr adeln, als ſeine Verlegenheit in dieſem Momente groß war.

Wenn gleich der Katholiſche König — erklärte er ſich — ganz unbillig ihn mit Krieg überziehe, ſo werde er dieſes Unrecht an Gonſalvo nicht rächen. Er beſtätige ihn in dem Beſitze der Beweiſe ſeiner königlichen Dankbarkeit, und da er dadurch ſein Vaſall bliebe, ſo enthebe er ihn ausdrücklich aller Lehens = und Unterthanspflichten, und geſtatte ihm gegen ſein Königreich, gegen ſeine Perſon die Waffen ſo kräftig zu führen, als frühere Pflichten es ihm geboten haben, und die Umſtände geſtatten werden; während er zur beſonderen Sorge es ſich machen werde, daß keine ſeiner Beſitzungen die Grauel des Krieges fühle.

Gonſalvo's Seelengröße ſah ſich aber bald von der Unannehmlichkeit des Kampfes gegen einen ſo edlen Gegner befreit. Denn Spanien und Frankreich

entzweiten ſich, und aus dem Zwiſt entſtand ein offner Krieg. Freier athmend warf ſich nun Gonſalvo bei Burletta am Lyri in der Provinz Apulien auf das Heer der Franzoſen, und ſo mächtig es auch war, er ſchlug und zerſtreute es.

Von dieſem Augenblicke an fand er keine Gelegenheit, ſeine hohen militäriſchen Talente wieder praktiſch zu bewähren; und den Oberbefehl über die Truppen Venedigs, welchen ihm dieſes, und Pabſt Julius II. angeboten, ſchlug er nach Spaniens Wunſche aus. Er erſchwang die Würde eines Großconnetable, und den Beſitz verſchiedener Fürſtenthümer. Ihn nannte man vorzugsweiſe el gran Capitano. Wo ſein Name erſchallte, bildeten ſich Heere; ſein Name galt ſelbſt ein Heer. Freigebig belohnte er ſeine Soldaten, und als er einſt ein Heer bald darauf entließ, als er es um das ſpaniſche Kriegsglück in Italien zu beſſern, geſammelt hatte, ſo vertheilte er doch aus Eignem unter ſelbes einmalhunderttauſend Dukaten. Im zwei und ſechszigſten Lebensjahre ſtarb er in Grenade in den Armen von Gattin und Kindern (1514). — Das Grab des großen Hauptmanns umgaben hundert feindliche Fahnen.

Ludwig XII.,

König von Frankreich.

Geboren 1462. Geſtorben 1515.

Auf Ludwig XII. kann man wahrlich die Worte der Schrift anwenden: Viel wird ihm nachgegehen, weil er viel geliebt hat. Er war aus dem Hauſe Orleans, und wurde zu Blois im Jahre 1462 geboren. In ſeiner Jugend verrieth er einen heftigen, ſtürmiſchen Charakter, der Ludwig XI. mißfiel, und ihm Feinde zuzog. Nach dem Tode des Königs wollte er in der Eigenſchaft des älteſten Prinzen vom Geblüte Annen von Beaujeu den Thron ſtreitig machen. Er warb Truppen, verband ſich wider ſie mit dem Herzog von Bretagne, und wurde geſchlagen und gefangen; worauf er drei Jahre im Thurm von Bourgos gefangen ſaß.

Im Jahre 1498 rief ihn Karls VIII. Tod auf den Thron. Als er nun einmahl König geworden war, machte er ſich zur erſten Sorge des Vergangenen zu vergeſſen, und alle Jene zu beruhigen, über die er ſich zu beklagen hatte. Bei dieſem Anlaſſe bediente er ſich der Worte: Beleidigungen gegen den

Herzog von Orleans rächet der König von Frankreich nicht. Staatsrückſicht, unterſtützt von einer alten Neigung machte, daß er ſeine Heirath mit Johannen von Frankreich für ungültig erklären, und ſich mit der Herzogin von Bretagne, Witwe des letzten Königs, verbinden ließ.

Unglücklicherweiſe hatte Ludwig XII. durch Valentine Viskonti, ſeine Großmutter, Rechte auf Mayland, und auch auf Neapel, als Erbe des Hauſes Anjou. Die Begierde, dieſe beiden Staaten zu gewinnen, verleitete ihn zu einer Reihe übel berechneter und noch ſchlimmer ausgeführter Unternehmungen, welche unnöthigerweiſe das Blut der Franzoſen ſtrömen, und über Europa eine Kette von Unfällen ſich ausdehnen machte. Alle die Fehler, die dieſer Fürſt ſich zu Schulden kommen ließ, können in einen einzigen zuſammengefaßt werden, welcher darin beſteht, daß er niemals einſah, wie unausführbar ſeine Entwürfe waren; denn immer hing die Realiſirung derſelben von mehrfachen Willenskräften ab, die von ganz fremden, oft dem Intereſſe des Königs entgegengeſetzten Abſichten geleitet wurden. Immer in einer ungünſtigen Lage, machte er nun falſche Schritte, und ſelbſt der vortheilhafte Ausſchlag einzelner Unternehmungen kehrte ſich oft gegen ihn; eingeengt, ohne es zu wiſſen, in die Netze ſchlauer Politik, wurde er von ſeinen Verbündeten getäuſcht,

von ſeinen Feinden als Mittel behandelt, und von Allen geopfert.

Man ſah ihn, einen der tugendhafteſten Prinzen ſeiner Zeit, als den Alliirten zweier berüchtigter Männer, wie Alexander VI. und Cäſar Borgia; ſah ihn die Krone Neapels einem Friedrich rauben, ſich mit Ferdinand vereinen, der allein die Früchte erndtete; ſah ihn, den unbegreiflichen Traktat von Blois unterzeichnen, deſſen Erfüllung glücklicherweiſe im Jahre 1406 durch die Generalſtaaten gehindert wurde; man mußte die traurige Wahrnehmung machen, daß er, ein Freund der Schweiz, ſie unkluger weiſe mißvergnügt machte, und ſie zwang, gegen ihn ihre muthig geführten Waffen zu kehren, und das er, der natürliche Alliirte Venedigs, den vorzüglichſten Antheil an der Ligue von Cambray nahm, welche beinahe das ganze Europa gegen ſelbes bewaffnetete. Das Reſultat ſolcher Fehler war denn auch, daß nicht nur die Eroberungen in Italien verloren gingen, ſondern daß ſelbſt auf Frankreich der Alliirten vereinte Kräfte ſich warfen. Es widerſtand indeß, und der allgemeine Friede, der hierauf erfolgte, ſchien ihm eine, wenn auch nicht ruhmvolle doch ſehr nothwendige Ruhe zuzuführen, als Ludwig XII. ſein Alter und ſeine geſchwächte Geſundheit nicht achtend, in Beſitz einer dritten Gemahlin, der jungen Marie von England, im Jahre 1515 nach einer ſiebenzehnjährigen Regierung ſtarb.

Doch nun zur Kehrſeite der Münze! Wenn Ludwig auch weder Held noch Staatsmann war, ſo erndtete er doch den größten Ruhm, und den ſchönſten Titel eines Fürſten: Vater des Volkes. Bei ſeiner Thronbeſteigung verminderte er die Abgaben um ein Beträchtliches, und niemals konnte auch das dringendſte Bedürfniß ihn zur Einführung neuer Steuern bewegen. Wahr iſt es, daß er manchmal zu der gefährlichen Hülfsqnelle, der Verkäuflichkeit öffentlicher Aemter ſeine Zuflucht nahm; aber man muß auch anführen, daß er dieſe Maßregel niemals auf richterliche Ämter ausdehnte. Indem er die Einkünfte der Fürſten immer als ein Opfer betrachtete, welches das Volk darbringt, ſo hielt er ſich überzeugt, die Gerechtigkeit erheiſche nichts ſchuldig zu ſeyn, der Glanz ſeiner Größe aber Vieles zu geben, und, ohne zu ſtrafen, trotzte er den Scherzen, die man ſich öffentlich über ſeine Okonomie erlaubte. »Gönnen wir ihnen dieſe Freiheit,« ſagte er, »vielleicht werden ſie uns nützliche Wahrheiten lehren. Lieber will ich, daß meine Hofleute über meinen Geiz lachen, als daß mein Volk über meine Verſchwendung weine.« Eine gleiche Liebe für das allgemeine Beſte beſeelte ihn in allen Zweigen der Staatsvewaltung.

Unterſtützt vom Kanzler Guy von Rochefort, und vorzüglich vom Kardinal von Amboiſe, einem

Miniſter von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber von Grundſätzen der Ehre und Tugend geleitet, ertheilte Ludwig XII. jene Verordungen, die ihn noch jetzt der Nazion ſo theuer machen. Er bezahlte den Soldaten ihren Sold, verwehrte ihnen aber alle Räubereyen; errichtete zwey Parlamente, und befahl daß die beſtehenden Geſetze ſelbſt dann ihre Gültigkeit behalten ſollten, wenn es Jemanden auch gelingen ſollte, ihn zur Ertheilung eines ſelben zuwiderlaufenden Befehles zu beſtimmen. — Sein Tod verſetzte ganz Frankreich in Thränen; denn er war einer der ſeltnen Fürſten, welche durch gute Abſicht und Selbſtkraft die Wunden unbedenklich machten, die ſie als Krieger und als Politiker ſchlugen.

Erasm von Rotterdam,

ein berühmter Gelehrter.

Geboren 1466. Geſtorben 1536.

Man behauptet, Erasm ſey der Sohn Peter Gerard's, eines Einwohners von Tergow in Holland und der Arztstochter Margarethe aus Hevembeque, welche in Rotterdam, wohin ſie ſich vor ihrem Vater geflüchtet habe, den Didier oder Diſiderius zur

Welt gebracht habe. Nachdem dieſer Chorknabe in Utrecht geweſen war, kam er auf die Schule von Deventer, wo der gelehrte Sintheim bald von ihm weiſſagte, daß er einſt der gelehrteſte Mann ſeines Zeitalters ſeyn werde. In eben dieſer Schule erlernte Erasm die lateiniſche und griechiſche Sprache, und man führet an, daß er ſchon im eilften Jahre ſeines Alters im Stande geweſen ſey, in der Phyſik, Logik, Metaphyſik und Moral Unterricht zu geben.

Im Beſitze eines ſtaunenswürdigen Gedächtniſſes hätte er ſeinen Horaz und Terenz wörtlich inne, die Komödien des letztern entzückten ihn in ſolchem Grade, daß er wiederholt erklärte, Cicero, Quintilian, und die heil. Hieronymus, Auguſtin und Ambroſius hätten ſie im Alter, wie in der Jugend leſen ſollen, und daß nur ein Barbar die Verdienſte ihres Verfaſſers verkennen könne. Allmählig gab er Horazen den Vorzug, ſo wie er ihn auch zum Vorbilde nahm; ſo erklärte auch lange Zeit nach ihm Ducerceau, wie Erasm:

Mit fünfzehn Jahren war ich für Oviden,
Doch für Horazen bin ich nun mit dreyßig.

Ausgeplündert von ſeinen Vormündern, welche lebhaft in ihn drangen, Kanonikus regularis zu werden, nahm Erasm im Kloſter Stein das Ordensgewand, kam hierauf zum Biſchof von Cambrai und bewies das hefttgſte Verlangen, Theologie auf der

Pariſer Univerſität zu ſtudiren. Der Prälat verſchaffte ihm denn auch einen Platz im Kollegium Montagu; Erasm begab ſich im Jahre 1496 dahin, aber ſeine Geſundheit wurde durch die vielen Faſten und durch die ſchlechte Nahrung gänzlich zerſtört, welche man dort den Zöglingen aufdrang.

Nach dem Austritt aus dieſem Kollegium hielt er ſich bald in Frankreich, Brabant, Holland, bald in England und in Italien auf. Päpſte und Kardinäle, Monarchen und Gelehrte wetteiferten, ihn aufzunehmen, ihm Stellen anzubieten, allein er lehnte ſie alle ab; denn er verglich die Schriftſteller mit den großen Figuren auf flandriſchen Tapeten, welche nur in der Entfernung die gehörige Wirkung machen.

Vergeblich alſo hatten die Könige von Frankreich, von Ungarn und Pohlen geſucht, ihn an ſich zu ziehen, und nur die Stelle eines Staatsrathes nahm er an, welche Karl V. ihm verlieh, und die Anſehen und Muſſe zugleich verſchaffte.

In dieſer Epoche verließ er gänzlich die Sache Luthers, deſſen Betragen und Lehre ihm gleich mißfällig war. Er wendete auch alle Bemühungen an, um Melanchton von ihm abzulenken, und aus der Geſchichte des Lutheranismus kann man ſich überzeugen, mit welchem Muthe Erasm den Beleidigungen Luthers entgegentrat, und ſeine Behauptungen bekämpfte. Hierzu fühlte er ſich durch innere Ueber-

zeugung, ſo wie durch wiederholte Einladungen Paul des III. gedrungen, der ihn als den gelehrteſten Theologen betrachtete, den er den Anhängern der neuen Sekte entgegenſtellen konnte.

Das Oberhaupt der katholiſchen Kirche glaubte, Erasms Verdienſte nicht beſſer als durch Verleihung des Kardinalshutes belohnen zu können. Außerdem verlieh er ihm die Probſtey von Deventer, deren Einkünfte ihn in den Stand ſetzten, den römiſchen Purpur mit dem nöthigen Glanze zu tragen. Aber Erasm nahm weder das Eine noch das Andere an. Einfach und uneigennützig beklagte ſich Erasm nie über den ſelbſt gewählten Mangel; und ſeine Beſcheidenheit wies von ſich, was ſeinem Verdienſte gehörte.

Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften war ſeine einzige Leidenſchaft, der er lange Zeit hindurch Tage und Nächte widmete. Er überſetzte und erweckte gleichſam die Kirchenväter, erregte Geſchmack am klaſſiſchen Alterthum, reinigte die Theologie von fehlerhaften Ausdrücken der Schule, ſchrieb mit eben ſo vieler Zierlichkeit als Geiſt, und es können, was auch Scaliger und Beda behaupten, die ſtrengſten Literatoren ſeinem Ideengange und ſeinem Style nur einige Ungleichheiten zur Laſt legen; die gerechte Nachwelt wird auch ſeine Geſpräche und ſein Lob der Dummheit immer mit Vergnügen leſen. An den berühmteſten Univerſitäten hielt er

Vorleſungen, und ſein Ruhm war in Deutſchland ſo glänzend, daß er, wenn er irgend eine Stadt berührte, von den Obrigkeiten derſelben mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde, mit welchen man ſonſt nur einen Souverain bewillkommt. — Baſel war ſein letzter Aufenthaltsort, und ungeachtet aller Sorgfalt, welche die Heilkunde für ihn anwendete, ſtarb er an einer Diſſenterie, nachdem er ſiebenzig Jahre gelebt hatte — 1536. —

Tergow und Rotterdam beſtritten ſich die Ehre ſeiner Geburt. Rotterdam trug den Sieg davon; und deſſen Einwohner errichteten dem bewunderten Erasm eine Statue, und zierten die Pforte des Hauſes, in welchem man ihn geboren glaubte, mit folgender Inſchrift:

Dieſes kleine Haus gab uns den großen Erasmus.

Auch ſagt man, daß er ſich mit der Malerkunſt beſchäftigt habe, und noch heut zu Tage ſieht man im Kloſter zu Stein ein Kreuzbild mit der Unterſchrift:

Spotte nicht des Gemähldes; Erasmen dankt es ſein Daſeyn.

Barbaroſſa,

Regent von Algier.

Geboren 1467. Geſtorben 1547.

Man kennt zwei Brüder dieſes Namens, oder vielmehr Beinamens. Beide waren anfangs Seeräuber, und in der Folge Beherrſcher von Algier. Der Ältere zeichnet ſich durch eine Kriegsliſt aus, die einem Corſaren, der ſie unmöglich einem Mithridates konnte abgeborgt haben, in der That Ehre macht. Von dem ſpaniſchen Kommandanten in Oran in einen Hinterhalt gelockt, verſtreute er nämlich auf ſeinem Wege, was er an Gold, Silber und an koſtbaren Geſchirren hatte, um die Verfolgung des Feindes minder eilfertig zu machen. Aber die Liſt mißlang, er wurde eingeholt, und mit ſeiner Truppe zuſammengehauen, im Jahre 1518.

Sein Bruder wurde auch ſein Nachfolger. Er iſt berühmter, und ſeine Unternehmungen ſtehen in einigem Bezuge auf die europäiſche Geſchichte. Soliman der Zweite vertraute ihm den Oberbefehl ſeiner Flotten. Mit hundert Galeeren durchkreuzte er das mittelländiſche Meer, ſetzte Karln den V. in

einige Verlegenheit, und nahm Tunis im Jahre 1535. Im folgenden Jahre ſtellte Karl eine mächtige Armee gegen ihn auf, und überwand ihn mit Hülfe Andreas Doria's, nahm ihm Tunis ab, und ſetzte den verjagten König des Landes wieder ein. Aber bald erſchien Barbaroſſa mit einer türkiſchen Flotte vor Sizilien, und Karl der V. entſchloß ſich zu einem Waffenſtillſtande.

Franz der I. von Frankreich hatte im Jahre 1543 mit den Türken eine Allianz geſchloſſen, nach welcher ſie ſeinen Gegner den Kaiſer, König von Spanien, für ihn bekämpften. Barbaroſſa vereinigte ſich mit dem Grafen von Enghien, um Nizza zu belagern (im J. 1543). Dieſe Unternehmung war fruchtlos; allein nicht durch Schuld des algieriſchen Admirals. Nach folgender Anekdote zu urtheilen, hatte er keine große Meinung von der franzöſiſchen Armee. Obſchon noch auf franzöſiſchem Gebiete, mangelte es ihr doch an Pulver und Bley; der franzöſiſche General ſchickte zu Barbaroſſa, um welches zu erhalten, aber dieſer verweigerte es geradezu. »Seht doch,« — ſagte er zu ſeinen Offizieren, — »die Unklugheit dieſer Chriſten, ſie laſſen ſich in krie»geriſche Unternehmungen ein, und verſehen ſich »nicht mit den Werkzeugen des Sieges.« Hierauf wendete er ſich an den Oberoffizier der Garde, der ehemals Geſandter an der Pforte von den Türken ſehr geſchätzt war, und ſagte zu ihm:

»Hätte man ſich nur unterfangen mit ſolchen Auf=
»trägen jemand Anderen mir zu ſchicken, als dich,
»ich hätte ihn ſtatt aller Antwort in Ketten ge=
»worfen.«

Einige Jahre vorher (1538) hatte Barba=
roſſa für die Pforte das Königreich Yemen ero=
bert. Er ſtarb im Jahr 1547, nach dem er achtzig
Jahre gelebt hatte, und zwar an den Folgen von
Ausſchweifungen.

Der eigentliche Name dieſes Bruderpaares war
Chairuddin oder Cheredin. Sie waren von
ſiziliſcher Abkunft.

Andreas Doria,

Doge von Genua.

Geboren 1468. Geſtorben 1560.

Ceva Doria, ein edler Genueſer, war Mitbeſitzer
von Oneille, einer kleinen Stadt im genueſiſchen
Gebiete, welcher ſeine Vorfahren wichtige Dienſte
geleiſtet hatten. Andreas, Ceva's Sohn ſtudirte
unter den geſchickteſten Lehrern, und zeigte bald viele
Neigung zum Kriege. Er erhielt eine Stelle bei den
Garden, und endlich eine Küraſſierkompagnie in

Dienſten des Königs von Aragonien, und befehligte einen Theil der Truppen, welche Alfons II. gegen Ludwig Sforza abſchickte. Nachdem er nach Jeruſalem gegangen war, um dort die heiligen Orter zu beſuchen, kam er nach Italien zurück, und hatte die Ehre, die Citadelle von Rocca Guillema gegen Gonſalvo von Cordova zu vertheidigen.

Zu dieſer Zeit verbanden ſich der Pabſt Julius II., die Venezianer und der König von Spanien gegen die Franzoſen, und ſchickten dem Johann Fregoſa Hülfe, welcher ſich zum Doge von Genua proklamiren ließ. In dieſer Würde wollte er die genueſiſche Seemacht wieder herſtellen, und warf ſeine Augen auf Doria, der 1513 zum Oberbefehlshaber aller Galeren der Republik ernannt wurde. Vergebens ſtellte er vor, daß er nie zur See gedient habe, man erwiederte, ein Menſch wie er könne alles leiſten, und ſo zog er denn deu Seeräubern entgegen, welche das mittelländiſche Meer beunruhigten. Er beſiegte ſie, und wurde Admiral von Clemens VII., in deſſen Dienſten er auch blieb, bis Rom 1527 durch den Connetable von Bourbon eingenommen wurde.

Jetzt begab er ſich mit zwölf Galeeren in ſein Vaterland zurück, welches damals von Unruhen zerrüttet wurde. Hier trat er auf die Seite Franz I., welcher damals mit den Kaiſerlichen in Krieg verwickelt war, aber er hatte ſich zweimal über dieſen

Monarchen, oder vielmehr über ſeine Miniſter zu beklagen, und ihrer Verfolgungen müde, willigte er endlich in Karls V. Anerbietungen und erhielt ſogleich das Marquiſat von Turſi, den Orden des goldenen Vliesſes, und die Belehnung mit dem Fürſtenthume Melphi von dem Kaiſer als Belohnung. Doria wollte dieſe Geſchenke verdienen, ehe er ſie annahm, und die Gelegenheit dazu fand ſich bald. 1528 nämlich entriß er den Franzoſen Genua, welches ihm nun ſelbſt die Oberherrſchaft antrug. Er ſchlug das Anerbieten aus, und die dankbaren Genueſer errichteten ihm eine Bildſäule, und nannten ihn den Befreier und Schutzgeiſt ihres Landes. Franz. I. konnte es bei einer Unterredung mit Karl V. nicht bergen, wie leid es ihm ſey, Doria verloren zu haben, welchen er bei dieſer Gelegenheit an der Hand faßte.

1533 ſelgelte dieſer brave Admiral gegen die griechiſchen Küſten, und entriß den Türken die Stadt Jatras, Tunis und das Fort von Goulete; aber nur gegen ſeinen Rath, wurde der Angriff auf Algier unternommen, bei welchem Doria von zwei und zwanzig Galeeren eilfe verlor. Auch bei Preveſa war er nicht glücklicher, und der Vorwurf iſt nicht beſtätiget, daß er Barbaroſſa, den Kommandanten der türkiſchen Truppen, gefliſſentlich habe entwiſchen laſſen. Man ſagt nämlich, Doria und dieſer Befehlshaber hätten es unter ſich verabredet, ein

förmliches Treffen zu vermeiden, um den Krieg in die Länge zu ziehen, der ihnen beiden Mittel an die Hand gab, ihren Ruhm und ihr Vermögen zu vermehren.

Als Frankreich 1544 mit dem deutſchen Kaiſer Frieden geſchloſſen hatte, kam Doria nach Genua zurück. Hier ſollte er unter den Dolchen der Verſchwornen fallen, an deren Spitze Graf Fiesko ſtand, der durch Geburt und Reichthümer auf die erſte Stelle der Republik Anſpruch zu haben glaubte. Um aber dahin zu gelangen, mußte man ſich Dorias entledigen. Sein Tod ward nun beſchloſſen; in der Nacht, wo die Verſchwörung ausbrach, wurde der ehwürdige Alte, ohngeachtet ſeines Podagra, gezwungen aus ſeinem Bette aufzuſpringen, und ſich fünfzehn Meilen von ſeinem Vaterlande zu entfernen. Die Verſchwörung zerſplitterte ſich, weil Fiesko zufällig ertrank, und die meiſten Mitglieder wurden mit dem Tode beſtraft. Einige Zeit darauf erlitt Julius Cibo die nämliche Strafe, der von Frankreichs Freunden beſoldet, ſich einen glücklicheren Erfolg als Fiesko verſprochen hatte.

Um dieſen Angriffen gegen ihre Freiheit beſſer widerſtehen zu können, beſchloſſen die Genueſer eine Citadelle zu errichten, welche die Bürger und auch den Doria vertheidigen ſollte, aber dieſer große Mann gab es nicht zu. Gott verhüte, ſagte er, daß ich mein Vaterland in Feſſeln ſchmieden ſollte;

um meine Tage zu erhalten, die Citadelle würde einſt Genua unterjochen. Ungeachtet ſeines hohen Alters begab ſich Doria noch zur See, und die Feinde der Chriſtenheit fühlten noch mehr als ein Mal ſein Genie und ſeinen Muth.

Unterdeſſen fühlte er doch endlich, daß er Ruhe bedürfe, und ging in ſein Vaterland zurück, das ihn 1560 in ſeinem drei und neunzigſten Jahre verlor. Er war allgemein geliebt worden, und wurde alſo allgemein betrauert, und an ſeinem Sterbetage hörte man in allen Straßen rufen: »Andreas Doria iſt todt, die Republik hat ihre Stütze verloren.«

Doria hatte einen anſehnlichen Wuchs, eine angenehme Geſichtsbildung, lebhafte Augen, und ein ſo glückliches Gedächtniß, daß er nichts von dem vergaß, was er geleſen hatte. Wohlthätig und großmüthig half er den Unglücklichen, erfüllte genau alle Religionsvorſchriften, verabſcheute die Schmeichler, ſprach nie von ſich, und lobte gern die Großthaten anderer. Die Natur, ſagt ein Geſchichtſchreiber, hatte ihn zu einem Helden und Muſter für andere Menſchen gebildet.

Albrecht Dürer,

ein berühmter deutſcher Mahler.

Geboren 1470. Geſtorben 1528.

Nürnberg war Albrecht Dürers Geburtsort. Sein Vater, ein Goldarbeiter, wollte ihn zum nämlichen Gewerbe erziehen, aber Albrechts Genie zog ihn zu den Künſten hin. So kam er zu Michael Wolgemuth in die Lehre, wo er Mahlen und Kupferſtechen lernte. Er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er bald ſeinen Meiſter übertraf.

Der Kaiſer Maximilian bediente ſich ſeines Talentes, belohnte ihn großmüthig und erhob ihn in den Adelſtand. Albrecht Dürers ſanfte Gemüthsart und ſein edles Benehmen erwarb ihm die Freundſchaft der Großen, nicht minder wurde er aber auch von den Künſtlern geliebt, deren Werke er gerne lobte. Er ſchickte ſein Portrait und einige Kupferſtiche an Raphael, der ihm wieder ſein Portrait und einige Zeichnungen dafür zurückſandte. Auf einer Reiſe nach Holland ſchloß er eine genaue Freundſchaft mit Lukas von Leyden, einem geſchick-

Alb. Dürer.
Mich. Angelo.
Las Casas
Th. Morus.
Luther.
Zriny.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN. FOUNDATIONS

ten Mahler; bei ſeiner Rückkunft wurde er zum Mitglied des Rathes in Nürnberg ernannt.

Die üble Laune und der Geiz von Albrechts Gattin trübte ſein Leben, und verkürzte ſeine Tage. Er ſtarb den 8. April 1528, ſieben und fünfzig Jahre alt.

Als Mahler betrachtet, kann man Albrecht Dürer den Stifter der deutſchen Schule nennen. Er hat nicht alle Fehler derſelben vermieden, z. B. eine gewiſſe Trockenheit in den Contouren, zu gehäufte Falten in den Drapperien, und manche Gebrechen im Coſtüme, aber immer muß man die Reichhaltigkeit ſeines Genies bewundern, die Mannichfaltigkeit und den Geiſt in ſeinen Kompoſizionen, den Glanz ſeiner Farbengebung, und das Vollkommene ſeiner Ausführung. Vaſari behauptet: Albrecht würde, hätte er zu Rom die Antiken ſtudieren können, der Erſte aller Mahler geworden ſeyn.

Seine meiſte Zeit verwendte Albrecht auf Kupferſtiche: ſeine Fortſchritte in dieſer Kunſt, und ſeine koſtbaren Arbeiten darin haben ſeinen größten Ruhm gegründet. Schon bei ſeinem Leben wurden ſeine Kupferſtiche ſehr geſucht, und ſie behaupten auch noch jezt einen ehrenvollen Platz in den Sammlungen der Liebhaber.

Albrecht Dürers Kenntniſſe beſchränkten ſich nicht bloß auf die ſchönen Künſte. Nebſt einer Ab-

handlung über die Proporzionen des menſchlichen Körpers, ſchrieb er auch mehrere über die Geometrie, die Perſpektive, und die bürgerliche und militäriſche Baukunſt.

Michael Angelo,

Mahler, Bildhauer und Baumeiſter.

Geboren 1474. Geſtorben 15664.

Buonarotti, oder Bonarotta, mit dem Beinamen Michael Angelo, wurde zu Chiuſi im Toskaniſchen geboren. Seine Anlagen zur Mahlerei waren ſo außerordentlich, daß er ſeinen erſten Meiſter ſchnell übertraf, und einen andern aufſuchen mußte. Sein Pinſel war kräftig, ſtark und erhaben; man kann ihm nur vielleicht einigen Mangel an Anmuth vorwerfen. In ſeiner Seele bildete ſich nur Großes und Erhabenes; aus Dante's Hölle ſchöpfte er das Feuer, das er in ſeine Kompoſizionen übertrug.

Auch in der Bildhauerkunſt machte er erſtaunliche Fortſchritte; Raphael, von der Schönheit einer ſeiner Statuen betroffen, die den Bacchus vorſtellte, ſetzte ihn neben Phidias und Praxiteles. Um die Meinung für ſich zu gewinnen, die ſo ſel-

ten nach Verdienſt urtheilt, ließ er eine Statue Amors eingraben, nachdem er ihr vorher einen Arm gebrochen hatte. Die Statue wurde zufällig gefunden, und von allen Kennern für eines der älteſten und vollendetſten Meiſterſtücke erklärt. Michael Angelo, behauptete man, könne nichts ähnliches machen. Da zeigte der Künſtler den abgebrochenen Arm, welchen er zurückbehalten hatte, und beſchämte ſeine Feinde.

Vigenerus, ein Schriftſteller des ſechszehnten Jahrhunderts, rühmt ſeine Geſchicklichkeit in der Führung des Meißels. Ich ſah, ſagte er, Michael Angelo, obwohl er ſechszig Jahre alt, und nicht ſehr ſtark gebaut war, einem harten Marmor in einer Stunde mehr Stücke abſchlagen, als drei oder vier junge Arbeiter in mehreren Stunden hätten thun können. Und dabei kam er zuletzt in eine ſolche Wuth, daß ich dachte, das ganze Werk würde in Stücke gehen, mit einem einzigen Schlage warf er drei bis vier daumendicke Stücke auf die Erde, und kam ſo knapp in ſeine Ausmaß, daß, wenn er nur ein wenig weiter gegangen wäre, das Ganze unbrauchbar geweſen ſeyn würde. Denn bei Werken dieſer Art läßt ſich nichts ausbeſſern oder anſetzen, wie allenfalls bei Thonarbeiten geſchehen kann.

Michael Angelo war mager und nervicht, und hatte ſich durch Arbeiten und Nüchternheit abge-

härtet. Dem Wuchſe nach war er klein, aber wohlgeſtaltet. Er wollte ſich niemals verheirathen; als ihn einer ſeiner Freunde um die Urſache fragte, und ihm vorwarf, daß er ſo der Kinder entbehre, denen er ſeine Meiſterſtücke hinterlaſſen könne, ſo antwortete er: Ich habe eine Frau, die mich immer verfolgt hat, meine Kunſt nämlich, und meine Werke ſind meine Kinder. Doch war er in die Marquiſe von Pescaire ſehr verliebt geweſen.

Seine Seele war ſo ſchön als ſeine Arbeiten. Nicht Geld, ſondern Freundſchaft und Ruhmliebe beſtimmten ihn zu den meiſten ſeiner Werke. Er betrachtete ſich als einen großmüthigen Bürger des alten Roms und wollte für die Arbeiten nichts annehmen, womit er die Peterskirche ſchmückte. Auch hatte er den Plan zu dieſem Gebäude verbeſſert, der von Bramante entworfen, und auch theilweiſe ausgeführt worden war, und ließ nun den Bau fortſetzen. Es fehlte nur noch die Kuppel, als Angelo 1564 in ſeinem neunzigſten Jahre ſtarb.

Dieſer große Künſtler liebte auch die Wiſſenſchaften, und widmete ihnen die Zeit, welche er den Künſten entzog. Er lebte lange und hat jeden Augenblick ſeines Daſeyns weiſe benützt.

Las-Caſas,

ein berühmter, menſchenfreundlicher Biſchof.

Geboren 1474. Geſtorben 1566.

Dieſer Held für die Menſchlichkeit wurde zu Sevilla geboren. Mit neunzehn Jahren folgte er ſeinem Vater nach Indien, wohin der Letzte mit Kolumbus abging. Bei ſeiner Rückkehr wurde er Geiſtlicher und Pfarrer, aber ſein Bekehrungseifer rief ihn bald wieder nach Amerika zurück, und ſeine empfindende Seele machte ihn zum Vertheidiger der Unglücklichen, welche von den Spaniern ſo grauſam mißhandelt wurden.

Denn nur um ihre Wuth auszuraſen, ſchienen die Europäer die neue Welt entdeckt zu haben. Die Spanier hatten das Signal zum ſchauderhafteſten Gemetzel gegeben, und ſolche Laſter begangen, welche der erſchrockene Geiſt kaum zu glauben wagt. Mehr Schätze noch, als es ſchon gab, wollte der blinde Geiz aus jenem Erdreiche locken. Die Gouverneurs, die Offiziers, die Soldaten, waren Ungeheuer, welche die armen Wilden als reißende

Thiere behandelten, die man nach Gefallen um-bringen könne.

Mitten unter dieſen Ungeheuern blieb Las-Caſas allein menſchlich. Nachdem er es vergeblich verſucht hatte, dieſe Tiger milder zu machen, und vergebens jene rohen Zerſtörer an die Religion ermahnt hatte, kehrte er nach Spanien zurück, und legte die Klagen des ſo unerhört mißhandelten Landes vor Karls V. Throne nieder. Den Kaiſer erſchütterte Las-Caſas wahres und feuriges Gräuelgemälde, er gab ſtrenge Befehle gegen die Unterdrücker. Aber die ſpaniſchen Befehlshaber waren zu weit entfernt, ſie ſetzten ihre Räubereien fort.

Aber nicht genug, daß man dieſe Laſter beging, man ſuchte ſie ſogar zu rechtfertigen. Sepulveda war es, der aus göttlichen und menſchlichen Geſetzen das Recht herleiten wollte, ſeine Mitmenſchen auf eine ſo grauſame Art aufzuopfern. Empört antwortete Las-Caſas dieſem ſchändlichen Werke in ſeinem Buche, welches die Zerſtörung von Indien heißt, und in welchem man Angaben findet, vor denen die Menſchheit zurückbebt. Las-Caſas verfolgte auch dieſen Streit ſo lebhaft, daß der Kaiſer endlich ſeinem Beichtvater Dominikus Soto die Entſcheidung dieſer Sache auftrug. Als aber doch kein Reſultat zu Stande kam, ging Las-Caſas, der Biſchof von Chiappa geworden war, nach Spanien zurück, nachdem er durch fünfzig Jahre das

Elend der Indier ſoviel möglich zu lindern geſucht hatte, und ſtarb 1566 zu Madrid in ſeinem zwei und ſechszigſten Jahre.

Thomas Morus,

ein engliſcher Gelehrter.

Gebyren 1482. Geſtorben 1535.

Thomas Morus gehört zu den berühmten Männern des ſechszehnten Jahrhunderts. Für ſeine Zeit hatte er als Gelehrter Verdienſte, die Feſtigkeit und Rechtlichkeit ſeines Charakters wird immer lobenswerth bleiben. Die Philoſophie in ſeinen Schriften iſt eine Probe, wie weit die Vernunft in ſeinem Jahrhunderte fortgeſchritten war. Sein vorzüglichſtes Werk heißt Utopien, eine Art politiſchen Romans, wie Platons Republik ungefähr. Man findet darin viele Ideen, die ſeither oft gebraucht wurden. Dergleichen ſind die Betrachtungen des reiſenden Hythodeus über das Unzweckmäßige der Soldaten und zu zahlreichen Bedienten, über die Todesſtrafe für Räuber, und die Mittel, dem Raube zuvorzukommen, über die ungerechten Ge-

ſetze im Allgemeinen, über das wahre Intereſſe der Fürſten, welches ſie ſelbſt verkannten, u. m. a.

Sein Verdienſt erhob Morus unter Heinrich VIII. zur hohen Würde eines engliſchen Kanzlers. Als Heinrich mit dem Pabſte brach, und ſich zum oberſten Religionshaupte in England machte, verlangte er von ſeinen Untergebenen, daß ſie dieſes Supremat durch einen Schwur anerkennen ſollten. Morus aber hielt feſt an ſeiner alten Religion, und hatte gegen Luther geſchrieben. Heinrich, welcher den vorangeführten Schwur nun nach einem Reichsgeſetze forderte, verlangte ihn auch von Morus; einen ſo wichtigen Mann wollte er gewinnen oder verderben. Morus verweigerte den Eid, das Geſetz wurde gegen ihn aufgerufen, und es verdammte ihn zum Tode. Er zeigte viele Feſtigkeit, Heiterkeit und ſelbſt ſeine gewöhnliche Fröhlichkeit. Als er 1535 enthauptet wurde, war er drei und fünfzig Jahre alt.

Martin Luther,

ein berühmter Reformator.

Geboren 1483. Geſtorben 1546.

Martin Luther wurde zu Eisleben von armen Ältern geboren. Seine Dürftigkeit zwang ihn, ſein Brod mit Singen vor den Thüren zu verdienen; da ward eine Wittwe, welche mehrere Kinder hatte, auf ſeine ſchöne Diskantſtimme aufmerkſam, und nahm ihn zum Unterrichte ihrer Kinder ins Haus. Luther wollte nun die Rechte ſtudieren, und verlegte ſich mit allem Eifer darauf. Da ritt er einmal mit ſeinem Freunde Alexius auf die Jagd, und ein gäher Donnerſchlag tödtete den Letztern.

Durch dieſes Ereigniß gäh umgewendet, entſchloß ſich Luther zur Theologie, und gegen ſeiner Ältern Willen ging er ins Auguſtinerkloſter zu Erfurt. Im Jahre 1508 erhielt er einen Ruf auf die Univerſität nach Wittenberg, lehrte dort die Weltweisheit, ging nach Rom, um den Streit ſeiner Ordensbrüder mit dem Pabſte beizulegen, und nahm erſt nach ſeiner Wiederkunft von Rom den theologiſchen Doktorhut. Da ließ Pabſt Leo X. in

Deutſchland den Ablaß predigen. Der Dominikaner Johann Tezel verkündete ihn in der Gegend von Wittenberg; aber Luther ließ (1517) fünf und neunzig Sätze gegen dieſe Lehre drucken, und wurde darüber vom Pabſte zu ſeiner Vertheidigung nach Rom vorgeladen. Dahin aber wollte Luther nicht gehen, und auch der päbſtliche Legat, Kardinal Thomas Vio di Gaeta, konnte ihn nicht von ſeinen Behauptungen abbringen. Beſſer glückte es dem päbſtlichen Kammerherrn Miltiz; Luther verſprach zu ſchweigen, wenn ſeine Gegner das Nämliche thun würden.

Nun trat Doktor Eck, Profeſſor der Theologie zu Ingolſtadt, gegen Luther auf. Dieſer, heftig aufbrauſend und ſtreitſüchtig, ergriff dieſe Gelegenheit mit Freuden, ſeine Sache mit friſchen Kräften zu vertheidigen, um ſo mehr, als Kaiſer Maximilian geſtorben war, und Luthers Beſchützer, der Churfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, das Reichsvikariat erhielt. Aber auf Ecks Betrieb erſchien vom päbſtlichen Hofe eine Bannbulle gegen Luthers Schriften, welche zugleich zu Rom verbrannt wurden.

Luther, darüber erbittert, verbrannte das kanoniſche Recht und mehrere Schriften ſeiner Gegner öffentlich zu Wittenberg. Er wurde nun auf den Reichstag zu Worms berufen, hier erſchien er, aber zu einem Widerrufe ſeiner Sätze war er nicht

zu bewegen, vielmehr verlangte er, widerlegt zu werden. Seine Lehrſätze wurden nun förmlich verdammt, und er ſelbſt für einen Ketzer erklärt. Unter dem Schutze des Churfürſten von Sachſen, auf deſſen feſtem Schloſſe Wartburg, trotzte er jeder Gefahr; doch nahm er an den Bilderſtürmereien Andreas Karlſtadts und an Münzers Schwärmereien und Gräueln nicht nur keinen Antheil, ſondern er mißbilligte ihr Betragen laut und kräftig. Während 1529 zu Speyer ein Reichstag gegen die Türken, und 1530 ein anderer zu Augsburg gehalten wurde, ſetzte Luther ſeine ſiebenzehn Artikel auf, aus welchen Melanchton ſpäter die augsburgiſche Konfeſſion verfertigte. Auch gab er ſich viele Mühe, die Reformirten zu widerlegen, und predigte noch oft in Eisleben, wo er auch 1546 ſtarb. Seine Geſtalt war mittelmäßig, ſeine Sprache hell und durchdringend geweſen.

Nikolaus Graf von Zriny,

ein berühmter ungeriſcher Held.

Geboren 1518. Geſtorben 1566.

Nikolaus, aus dem Geſchlechte der Grafen von Zriny, hat beinahe den ganzen Lauf ſeines thatenreichen Lebens in den ungeriſchen Kriegen zugebracht, und ſich bei der Belagerung Wiens 1529 noch als Jüngling ausgezeichnet. Später hatte er mehrere Male die vordringenden Türken geſchlagen. Ihr Souverain, Soliman II., hatte Waffengewalt und politiſche Kunſtgriffe angewendet, um den Einfluß der Deutſchen auf Ungern zu lähmen. Kaiſer Maximilians glückliche Fortſchritte gegen Johann Sigmund, Fürſten von Siebenbürgen, bewogen ihn zu einem neuen Einfalle über die Sawe in Ungern. Um des letzten Reſtes dieſes Königreichs ſich noch zu bemächtigen, griff er die Feſtung Sigeth an.

Natur und Kunſt hatten dieſen Ort gleich ſtark befeſtigt. Schon bei einem früheren Einfalle hatte Zriny die Türken zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Jetzt aber, 1566, verſuchte So-

liman durch einen wüthenden Angriff zahlloſerſ Truppen die gefürchtete Feſtung zu erkämpfen. Auf die Nachricht hiervon, ſendete Zriny dem noch entfernten Heere der Türken eine Anzahl von tauſend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferd entgegen, um durch einen überraſchenden und empfindlichen Verluſt die Muſelmänner die Nähe ſeiner Gegenwart fühlen zu laſſen. Das Vorhaben gelang mit dem glänzendſten Erfolge.

Die Kühnheit eines ſolchen Wagſtückes nicht ahnend, wurde eine türkiſche Avantgarde in ihrem Lager in erträumter Sicherheit überfallen. Was Waffen trug, wurde zerſtreut oder erſchlagen, Unzählige flohen nackt; Kameele, Maulthiere mit Schätzen beladen, Wagen mit geplündertem Gute, und zwei ungeheuere rothe Fahnen geriethen den raſchen Siegern in die Hände. Höchſt entrüſtet wälzte ſich nun Soliman mit der Maſſe ſeiner Armee über die Drau und lagerte ſich vor Sigeth.

Bei dieſem Anblicke berief Zriny den Adel und die Bürgerſchaft, er nahm ihnen und den Kriegern die feierlichſten Eidſchwüre ab, bis auf den letzten Blutstropfen die Feſtung zu vertheidigen. Nun unternahm er auf die Macht der Türken, die ſich auf einmalhundert neunzigtauſend Mann belief, tägliche, und hierunter ſehr glückliche Ausfälle. Noch befand ſich Soliman nicht perſönlich im Lager. Vom ſechsten Auguſt des gedachten Jahres, als vom

Tage ſeiner Ankunft an, beſchoß er die ſogenannte neue Stadt von drei Seiten; in dem Schloßgräben ſelbſt gelang es ihm, eine Verſchanzung aufzuwerfen, und mit Kanonen zu bepflanzen, welche das innere Schloß merklich beſchädigten. In dieſer Lage entſchloß ſich Zriny, die neue Stadt in Brand zu ſtecken, und die Thore der alten zu verſchütten. Bald hierauf nahmen die Türken die alte Stadt ein, und nach der tapferſten Gegenwehr, die ihm die beſten Krieger koſtete, ſah ſich Zriny zum Rückzuge in das Schloß genöthigt. Dreimal trieb er die wüthenden Janitſcharen hier zurück, und wagte einen Ausfall, der einen Janitſcharenaga in ſeine Gewalt brachte. Die Menge der gefallenen Belagerer verpeſtete die Luft, und Soliman zog ſich deßhalb in einige Entfernung zurück. Wiederholte Stürme ſchmolzen endlich das tapfere Häufchen der Vertheidiger auf die geringere Zahl von zweihundert ſiebenzehn Mann; die Türken ſteckten ſelbſt Zriny's Wohnzimmer in Brand, und es blieb ihm mit den Seinigen keine Hoffnung, kein Entſchluß übrig, als rühmlich zu fallen.

Zu dieſem Ende ließ ſich Zriny die Fahnen vortragen, er folgte mit entblößtem Säbel und rückte mit ſeiner Heldenſchaar aus dem inneren Schloſſe. Aber ſchon auf der Brücke entſpann ſich ein fürchterlicher Kampf. Von drei Schüſſen der Janitſcharen getroffen, ſtürzte der Graf, als ein

zweiter Leonidas; mit ihm fielen auch die Seinigen. Soliman hatte bei dieſer Feſtung fünf und dreißigtauſend Mann aufgeopfert, und doch dieſen merkwürdigen Tag, den 7. September 1566, nicht erlebt; ein Fieber hatte ihn dahin gerafft.

Aber der Baſſa von Ofen ſendete Zriny's abgeſchlagenes Haupt an den Grafen von Salm, und begleitete es mit einem Schreiben, welches eine bewundernde Hochachtung für den, gleich Leonidas, gefallenen Zriny äußerte.

Friedrich II.,

König von Preußen.

Geboren 1712. Geſtorben 1786.

Friedrich II. war der Sohn Friedrich Wilhelms, und wurde 1712 geboren. Sein Vater ſchätzte nur zwei Eigenſchaften an einem Könige, die Kriegskunſt und die Sparſamkeit. Friedrichs Erziehung war alſo militäriſch, und ſeine Spielzeuge machten ein Zeughaus aus. Weil er alle militäriſchen Grade durchgehen mußte, ſo ſah man ihn, das Gewehr auf der Achſel, die Garde an der Pallaſtthüre ſeines Vaters aufführen. Demungeachtet liebte er die

Wiſſenſchaften, beſonders die franzöſiſchen Bücher aber er las ohne Wiſſen ſeines Vaters, der ſolche Dinge für einen Fürſten nicht nöthig fand. Dieſer kleine Stutzer, rief er, wird alles verderben; und Arreſt, Faſten, und die kräftigſten Gebehrden begleiteten gewöhnlich eine ſolche väterliche Ermahnung. Wilhelm war ungebildet, er kannte kein anderes Vergnügen als die Jagd und die Parade. Der junge Prinz, aufs Äußerſte gebracht, begehrte die Erlaubniß zu reiſen; er erhielt ſie nicht, und beſchloß nun zu entfliehen. Seine jungen Freunde, Katt und Keith, ſollten ihn auf ſeiner Flucht begleiten; aber ſein Plan wurde entdeckt, und Katt eingezogen, Keith rettete ſich nach Holland, und der Prinz wurde auf die Feſtung Cüſtrin gebracht. Um ihn ernſtlicher zu ſtrafen, verbot man ihm Bücher, ſeine Flöte, oder Tinte und Papier zu geben. Bis jetzt wollte man bloß ſeine Geduld auf die Probe ſtellen; aber ſeinem Herzen ſtand eine ſchmerzlichere Prüfung bevor.

Seine Gefangenſchaft mochte einige Wochen gedauert haben, als er auf einmal vier Grenadiere mit einem alten Soldaten kommen ſah, deſſen Augen voll Thränen waren. Der Prinz war überzeugt, daß es ſein Leben gelte, war aber gleich entſchloſſen. Aber unerſchrocken für ſich, konnte er den Anblick ſeines Freundes Katt nicht ertragen, dem vor ſeinem Fenſter auf einem Schafotte der Kopf ab-

geſchlagen wurde. Katt, ach Katt! ſchrie der Prinz, indem er die Arme nach ihm ausſtreckte, verzeihe mir; und er fiel ohne Bewußtſeyn nieder. Wilhelm ſchien dieß nur zum Vorſpiele einer noch größern Grauſamkeit beſtimmt zu haben; er wollte auch ſeinem Sohne den Prozeß machen laſſen; aber die Richter widerſetzten ſich. So ließ er ihn achtzehn Monate im Gefängniſſe, und erſt dann wurde er frei, als er die Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig heirathete. Aber nie vergab es der König ſeinem Sohne, daß er die Wiſſenſchaften und Künſte liebte.

Wilhelm war todt, und 1740 beſtieg Friedrich den preußiſchen Thron; wir folgen zuerſt im Abriſſe ſeinen kriegeriſchen Thaten, dann wollen wir ihn als Menſchen ſchildern.

Kaiſer Karl VI. war geſtorben, und hatte Maria Thereſia, ſeine einzige Tochter, als eine reiche Erbin ſeiner Provinzen zurückgelaſſen, von denen ſich nun die meiſten europäiſchen Mächte etwas zueignen wollten. Unter dem Vorwande alter Anſprüche auf Schleſien, fiel Friedrich in dieß Herzogthum ein, und bemächtigte ſich dieſer Provinz, welche ihm auch nach mehreren Gefechten mit der Grafſchaft Glaz durch den Breslauer Traktat 1741 abgetreten wurde. Im Jahre 1744 fing er wieder einen Krieg mit der Kaiſerin an, unter dem Vorwande, ſie zur Anerkennung der Wahl des Kaiſer

Karl VII. zu zwingen, aber dieſer Zwiſt wurde bald beigelegt.

Jetzt blieb er friedlich bis 1757, wo ſich Rußland, das deutſche Reich, Öſterreich, Sachſen, Schweden und Frankreich gegen ihn vereinigten. Die Truppen dieſer letzten Macht drangen tief in ſeine Staaten, die Ruſſen nahmen beinahe ganz Preußen, und die deutſchen Truppen beſetzten Schleſien. Friedrich ſchien verloren; aber ſein Muth und ſein Glück änderte alles zu ſeinem Vortheile. Zu Roßbach an der Gränze von Sachſen ſchlug er mit einer kleinen Armee das große franzöſiſche Heer, welches beinahe ganz ohne Gegenwehr die ſchimpflichſte Flucht ergriff. Darauf ſchlug er die Öſterreicher bei Breslau, nahm dieſe Stadt mit fünfzehntauſend Gefangenen, und unterwarf ſich ganz Schleſien wieder. Endlich benützte er ſeine Vortheile ſo gut, und wußte jeden Umſtand ſo vortheilhaft zu ſeinem Zwecke zu wenden, daß die Bemühungen aller ſeiner Feinde vereitelt wurden, und Öſterreich im Friedensſchluſſe von 1763 die Abtretung von Schleſien beſtätigte. Die beiden Mächte blieben nun freundſchaftlich, bis 1777 ein neuer Krieg zwiſchen ihnen ausbrach, der aber ſchon zwei Jahre darauf geendigt wurde. 1785 verband ſich Friedrich mit mehreren Churfürſten und Fürſten des Reichs zu einem Bündniſſe.

Nachdem alſo Friedrich alles beſeitiget hatte,

was ihn beunruhigen konnte, beſchäftigte er ſich bloß damit, die Juſtizpflege in ſeinem Lande zu verbeſſern, den Handel blühend zu machen, und die Künſte aufzumuntern. In den letzten ſechs Jahren ſeines Lebens half er vielen Unglücklichen, und jährlich verwendete er den neunten Theil ſeiner Einkünfte zur Abhülfe von Unglücksfällen oder zu nützlichen Anſtalten.

Seine Geſundheit wurde täglich ſchwächer, aber das ſchien ihn wenig zu beunruhigen. Als ihm ſeine Ärzte die Brüſtwaſſerſucht angekündigt hatten, befragte er ſie ſehr ruhig um den Gang und die Kennzeichen dieſer Krankheit, um ſie mit dem, was er fühlte, zu vergleichen. Weiter beklagte er ſich nun nicht mehr, ſondern ſetzte ſeine ordentlichen Geſchäfte fort, brachte alles mit ſeinen Miniſtern in Ordnung, und nachdem er alle Verrichtungen eines Königs zum letzten Male mit ſo vielem Verſtande und einer Geiſtesgegenwart beſorgt hatte, als ob er geſund geweſen wäre, verabſchiedete er alle, ruhte einige Zeit, und ließ ſich dann Krebſe, Paſtete und andere Nahrungsmittel bringen, welche kaum der geſundeſte Magen vertragen konnte, aß davon mit dem größten Appetite, trank mehrere Sorten von Weinen, und fiel bald darauf in einen lethargiſchen Schlummer, der bis an ſeinen Tod fortdauerte. Ein einziger Bedienter war bei ihm. Auf einen Stuhl hingeſunken, begehrte er Waſſer,

trank einige Tropſen, und verſchied darauf ohne Anſtrengung, als ob er ſich von den Arbeiten eines langen und beſchwerlichen Tages zu einem ſanften Schlummer niedergelegt hätte. Er ſtarb 1786 in ſeinem vier und ſiebenzigſten Jahre. Seine letzte Mahlzeit könnte eine üble Meinung von ſeiner Mäßigkeit erzeugen, und doch war dieſe groß, und kein Monarch in Europa hatte ſo wenig Köche als er.

Während ſeines ganzen Lebens war Friedrich auf das Glück und den Ruhm ſeiner Staaten bedacht. Wenn man auf ſeine Arbeiten ſieht, auf die bewunderuswürdige Ordnung, die er in ſeinem Königreiche einführte, ſo begreift man nicht, wie ein Leben dazu hinreichen konnte. Aber er geizte auch mit ſeinen Tagen, ſelbſt mit Stunden und Augenblicken. Dem Schlafe widmete er wenig Zeit, er ging um zehn Uhr zu Bette, ſtand um vier Uhr auf, und wußte auch von dieſer Zeit noch abzubrechen, wenn es nöthig war. In ſeinem Schlafzimmer war ein durchbrochenes Geländer von Silber, mit kleinen ſehr ſchön gearbeiteten Amoren verziert, man hätte es für den Tempel des Morpheus halten ſollen, den die Grazien verzierten. Aber wenn man die Vorhänge öffnete, ſah man — die Bibliothek. Ein kleines Riemenbett mit einer einfachen Matraze ſtand hinter einem Windſchirme, und darin ſchlief der König. Seine Toilette dauerte

nicht länger als eine Viertelſtunde, das Meiſte dabei beſorgte er ſelbſt. Dann kamen einige Sekretäre mit Depeſchen von den Miniſtern. Er las alles, diktirte oder ſchrieb ſelbſt mit wenig Worten ſeine Entſchlüſſe auf die Seite hin; man brachte ihm alles Nachmittags wieder, dann unterzeichnete er, und ſchickte die Papiere fort. Die Briefe, welche er ſelbſt beantworten wollte, legte er jeden Morgen auf die Seite. Dieſe erſte Beſchäftigung fing ein wenig nach vier Uhr an, und dauerte bis ſieben Uhr. Von ſieben bis acht Uhr gab er dem Kommandanten von Potsdam, und ſeinen Adjutanten Audienz, dann brachte man ihm whocolate, und er arbeitete allein. Um eilf Uhr ſtieg er zu Pferde, die Parade zu kommandiren, und dann ſpazieren zu reiten.

Wenn er des Morgens nicht ausging, ſo kam nach eilf Uhr ſeine gewöhnliche Geſellſchaft, aber in den letzten Zeiten entließ er ſie um zwölf Uhr, um allein zu ſpeiſen. Dann kamen ſeine Sekretärs mit den Depeſchen, die er Vormittags aufgeſetzt hatte, er unterzeichnete ſie, ſchickte ſie fort, ließ die Briefe in ſeiner Gegenwart ſiegeln, und die Jäger, Celche ſie trugen, wußten zuweilen allein die Addreſſe, welche der König eigenhändig darauf ſchrieb. Seine Geſellſchaft kam um fünf Uhr wieder und blieb bis ſechs oder ſieben Uhr, dann ſchickte er ſie weg, und ließ einige Muſiker oder ſeinen

Vorleſer kommen. Seit er keine Konzerte mehr gab, ließ er ſich entweder etwas aus den alten, oder einem neuen franzöſiſchen Schriftſteller vorleſen. Zuweilen nahm er ſeinem Vorleſer das Buch aus der Hand, und las ſelbſt mit lauter Stimme. Er verlangte, daß man langſam leſe, mit einem gehaltenen Tone, immer gleich, und ganz ohne alle Deklamazion. Nach einer Stunde Lektüre nahm er das Abendeſſen mit einigen gewählten Freunden; hier überließ er ſich ganz den Freuden der Freundſchaft. Alle Gattungen von Zwang waren hier verbannt. Hier mußte die Unterhaltung immer munter ſeyn, Politik, Metaphyſik, Geſchichte, alles wurde auf dieſe Art behandelt. Wenn die Hitze des Geſpräches zu einem Streite Anlaß gab, ſo wurde der König böſe, und nahm einen gebieteriſchen Ton. Friede, meine Herren! rief einſt Voltaire, jetzt kömmt der König von Preußen herein — und Friedrich lachte mit den andern.

Gegen das Ende ſeines Lebens ſpeiſte er nicht mehr zu Abend, er arbeitete bis zu dem Augenblicke, wo er ſich durch einen nothwendigen Schlummer zu den Geſchäften des folgenden Tages ſtärken mußte. So verging ein Tag dem andern ähnlich, ohne eine andere Abwechslung, als die Verſchiedenheit der Geſchäfte gewährte, und dieſe unveränderliche Ordnung, dieſe ſparſame Eintheilung ſeiner Zeit war es, wodurch er den regelmäßigen

Gang ſeiner Eintheilungen mit ſolcher Genauigkeit leitete. Ich bin nicht König zu meinem Vergnügen, ſagte er; immer für ſich ein ſchöner Satz und ſehr erhaben in dem Munde eines Fürſten, der weiß, daß das Leben und die Hoffnung mehrerer Menſchen von dem weiſen Gebrauche ſeiner Zeit abhangen.

Die Sparſamkeit, womit Friedrich ſeine Zeit benützte, herrſchte auch in ſeinen Finanzen; als königlicher Prinz war er großmüthig und freigebig. Ich gab damals von meinem Gute, ſagte er. Aber als König war er bloß gerecht und wohlthätig. Ich bin, ſagte er, bloß der Verwalter der Güter meiner Unterthanen. Pracht verachtete er, und nannte ſie eine Theaterverzierung; ſelbſt immer einfach gekleidet, hatte er eine üble Meinung von denen, die ſich aus dem Putze ein eigenes Geſchäft machten. Man fand bei ihm nach ſeinem Tode nur zehn Hemden, die ſchon ſtark gebraucht waren.

Seine Vorliebe für die Wiſſenſchaften iſt bekannt; aber auch ſeine Geringſchätzung und Verachtung gegen deutſche Schriftſteller, die er mit ſeinen angebeteten Franzoſen gar keines Vergleiches würdig fand.

Mit Recht ſang Schiller von der deutſchen Dichtkunſt:

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne,
Ging ſie hülflos, ungeehrt.

Ruhmvoll darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen,
Selbſt erſchuf er ſeinen Werth.

Friedrich ſchrieb ſogar ſeine eigenen Werke in franzöſiſcher Sprache. Seine vorzüglichſten ſind: ein Anti-Machiavel, den er im zwanzigſten Jahre ſchrieb; die Memoiren von Brandenburg; ein gutes Gedicht über die Kriegskunſt; Epiſteln, in denen man zuweilen recht hübſche Sachen findet, und ſehr mittelmäßige Oden. Dieſe Werke mußte er bei ſeiner Lebensordnung in kurzer Zeit verfertigen. Es iſt zu bewundern, daß er, der immer ſo große Plane im Kopfe hatte, Zeit für Verſe fand, und das ſelbſt in den bedenklichſten Lagen. Zu Rosbach, als ihm beinahe alle ſeine Staaten entriſſen worden waren, am Abend vor einer Schlacht, die ihn ohne Rettung zu Grunde richten konnte; mitten unter den verſchiedenſten Entwürfen, die ſich in ſeiner Seele bewegten, der Sorge für ſeine Armee, und den Zubereitungen zur Schlacht, ſchickte er Verſe an d'Argens und Voltaire, und vielleicht die beſten, welche er gemacht hat.

Sein lebhafter und durchdringender Geiſt half ihm zu einer Menge augenblicklicher Einfälle, von denen die meiſten ſehr wichtig ſind. Friedrich war klein, ſein Blick feurig und durchdringend. Er hatte blaue, ſehr lebhafte Augen, ob er gleich kurzſichtig war. Seine Züge waren in der Jugend

angenehm, ſpäter nahmen ſie, wenn er ſprach, einen eigenen Grad der Lebhaſtigkeit und des Ausdruckes an. Sein Geſicht hatte ſich mit den Jahren verändert, und ſein Körper war von den Strapazen, Studien, Arbeiten und Krankheiten gekrümmt worden. Seine Stimme war ſehr angenehm und wohlklingend. Alle, die ihn hörten, bedauerten es, wenn er zu ſprechen aufhörte. Da er Bücher und Menſchen gut ſtudiert hatte, ſo waren ſeine Bemerkungen beinahe immer glänzend und richtig.

Man hat ihm mit Recht den Namen des Großen gegeben. Unerſchrocken im Kriege, ein geſchickter General, Geſetzgeber, thätiger Fürſt, liebenswürdiger Menſch, und redlicher Freund, kann er allerdings auf den Dank ſeiner Nazion Anſpruch machen, die nur ſeine Geiſteskraft zu dieſer politiſchen Höhe erhoben hat.

Joſeph II.,

deutſcher Kaiſer;

einer der vortrefflichſten öſterreichiſchen Regenten.

Geboren 1741. Geſtorben 1790.

Joſeph ſchien früh bei ſeiner Geburt zum Retter der öſterreichiſchen Monarchie beſtimmt, deren Umbilder und gleichſam Wiederſchöpfer er in der Folge wurde. Vergebens hatte Karl VI. die Nachfolge ſeiner Tochter, der großen Maria Thereſia, von allen Mächten Europens beſtätigen laſſen; kaum hatte er ſeinen Geiſt ausgehaucht, als ſogleich eine Menge Feinde die Waffen gegen die öſterreichiſchen Staaten erhoben, und ſie zu theilen glaubten. Aber Maria Thereſia trat, mit ihrem neugebornen Prinzen auf dem Arme, zu Preßburg in die Mitte ihrer braven ungeriſchen Großen. »In eure Hände,« rief ſie, »übergebe ich den Erben eurer Krone! ſchützet das Blut eurer Könige!« und von einem edlen Eifer entflammt, ſchützten ſie ihn.

Joſeph ſoll in ſeiner Jugend, vielleicht von

ſeinem zu lebhaften Geiſte gehindert, den Unterricht nicht mit der ganzen und ungetheilten Aufmerkſamkeit aufgefaßt haben, welche ſeine Lehrer wünſchten. Sonſt floſſen ſeine erſten Jugendzeiten, wie die Folge lehrte, unter Entſchlüſſen und Planen hin. 1760 vermählte er ſich mit Eliſabeth von Parma, dann nach ihrem frühen Tode 1765 mit Joſepha von Baiern, nachdem er vorher ſchon zum römiſchen Könige gewählt worden war.

Die Kaiſerin berief ihn 1765 zur Mitregierung und überließ ihm das Militärweſen ganz, auf deſſen Verbeſſerungen er dann ſein thätigſtes Beſtreben richtete. Aber Welt= und Menſchenkenntniß waren es, die, wie er ſelbſt fühlte und ſagte, dem Herrſcher ſehr nothwendig wären; ſehr rathſam ſey es, wenn der Monarch mit eigenen Augen den Zuſtand ſeiner und anderer Länder kennen lerne, und ſo durch Vergleichen und Nachdenken das Beſte für ſeine Unterthanen verordnen könne. Der Kaiſer bereiſete alſo Mähren, Schleſien, Ungern, Italien, und ging dann nach Preußiſch=Schleſien, wo er den großen Friedrich II. an der Spitze ſeines Heeres umarmte. Er durchreiſete wieder 1773 Böhmen, Ungern, Kroazien, Siebenbürgen, und das neu erworbene Pohlen. Im Jahre 1777 ging er nach Frankreich, wo er ſich längere Zeit in der Hauptſtadt aufhielt, und auch einen großen Theil der Provinzen beſuchte. Tauſend Züge beweiſen auf

dieſen Reiſen Joſephs Menſchenfreundlichkeit, ſeine Herablaſſung, ſeine Großmuth, ſeine Wißbegierde und Achtung gegen verdienſtvolle Männer, wie er denn auch den großen Haller beſuchte. Bald darauf, 1780, unternahm er eine Reiſe nach Rußland, das gute Vernehmen mit dieſem Staate wieder herzuſtellen, welches freilich durch Peters III. Betragen im ſiebenjährigen Kriege gelitten hatte.

Die große Maria Thereſia ſtarb; gleich ehrwürdig durch Geiſteskraft und äußerſte Willensgüte nahm ſie das Bewußtſeyn mit ſich, in ihrem Sohne einen würdigen Erben für das Glück ihrer Völker zu hinterlaſſen. Joſeph fand es zuerſt nöthig, die Staatseinkünfte zu vermehren, und er that das durch Einſchränkungen an ſeinem Hofe, und durch Einziehungen der Penſionen, welche bloß aus Gunſt oder Gnade, und nicht für geleiſtete Dienſte angewieſen worden. Dann ſuchte er den Krieg, welchen England damals mit ſeinen Kolonien führte, als Vermittler beizulegen, konnte aber für jetzt ſeine gutgemeinten Abſichten nicht durchſetzen. Darauf dachte er vorzüglich, wie er Männer zu öffentlichen Geſchäften verwenden könne, die mit ſeinen Planen übereinſtimmten; dieſen Zweck wollte er durch die Konduitliſten erreichen, der aber freilich auf dieſem Wege nur zu oft verfehlt wurde. Vorzüglich trachtete er ſeine Geiſtlichkeit von auswärtigen Verbindlichkeiten des Gehorſams zu befreien; ein Recht,

das ihm aus den Pflichten des Landesfürſten zuſtand, und das viele Kaiſer vor ihm ausgeübt hatten; deßwegen ſollten die päpſtlichen Bullen und Verordnungen, vor ihrer Kundmachung, noch der Hofſtelle vorgelegt werden. Ein Cenſuredikt begünſtigte die Freiheit im Denken und Schreiben, beſchränkte aber jenen Mißbrauch des Verſtandes, der nur Leidenſchaften aufwiegelt, der Religion ihre tröſtende Gewalt rauben will, oder durch ſchändliche Pasquille ſich nur für eine Kriminalbeſtrafung eignet. Leider, daß Joſeph — vielleicht aus zu weit getriebener Großmuth — doch viele ſolche Schandſchriften gegen ihn erlaubte; leider, daß er die Schriftſteller überhaupt und ihre Äußerungen über ihn zu gering ſchätzte. Viele ſeiner trefflichen Anſtalten ſcheiterten auch an dieſer Klippe.

Er unterſtützte nun die Manufakturen in Ungern und Mähren mit beträchtlichen Summen, bereiſete darauf die Niederlande, und beſchäftigte ſich an jedem Tage der Reiſe, eben mit einer ſolchen Thätigkeit in den Staatsgeſchäften, als ob er in Wien in ſeinem Kabinette gearbeitet hätte. Darauf gab er einige Verordnungen, welche auf die Beſchränkung der Kloſtergeiſtlichen hinwieſen, und legte den Biſchöfen einen neuen Eid gegen den Landesfürſten vor, den ſie ſchwören mußten. Dann gab er das Toleranzedikt, worin er den Reformir-

ten und Proteſtanten alle bürgerliche Rechte in ſeinen Staaten einräumte, und ihnen freie und ungeſtörte Religionsübung zuſagte. Zugleich wurde eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, binnen welcher alle ſeine nicht katholiſche Unterthanen die Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, angeben ſollten. Auch die Juden wurden von mehreren Laſten befreiet, unter andern durften ſie nicht mehr ein gewiſſes äußeres Kennzeichen ihrer Lehre tragen; doch mußten alle ihre Urkunden in deutſcher Sprache abgefaßt ſeyn. Alle jene Orden, die nicht Schulen halten, nicht Kranke bedienen, nicht den Beichtſtuhl verſehen, oder Sterbenden beiſtehen, oder ſich durch wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen auszeichneten, wurden aufgehoben, ihr Vermögen aber zu ſolchen Zwecken verwendet, welche die Aufnahme der Religion und das Beſte des Nächſten beabſichteten.

Joſeph beförderte den Handel, und ſuchte vorzüglich den Ackerbau höher zu bringen, deßwegen hob er auch die Leibeigenſchaft auf. Um die Ergänzung des Heeres leichter und ſicherer zu Stande zu bringen, wurden Bevölkerungstabellen entworfen, und ſo der genaue Stand der Landesbewohner und ſelbſt des Viehſtandes immer anſchaulich gemacht. Die ſogenannten Barrieren, Feſtungen in den Niederlanden, welche die Holländer bis jetzt beſetzt gehalten hatten, wurden auf Joſephs beharrliche Vorſtellungen endlich von den Ge-

neralſtaaten geräumt. Der Großfürſt Paul Petrowitz von Rußland beſuchte mit ſeiner Gemahlin um dieſe Zeit den Kaiſer in ſeiner Reſidenz.

Pius VI. war mit den Schritten nicht ganz zufrieden, welche Joſeph in Hinſicht ſeiner Geiſtlichkeit gethan hatte, und nachdem öftere ſchriftliche Vorſtellungen fruchtlos geblieben waren, beſchloß er 1782 selbſt eine Reiſe zu dem Kaiſer zu unternehmen. Der heilige Vater fand auf ſeinem ganzen Wege ſehr häufig Menſchen, die ſeinen Segen erflehten, der Kaiſer ſelbſt fuhr ihm vier Poſten weit entgegen, und zu Wien wurde er mit aller Ehrfurcht, ſowohl vom Kaiſer als den Großen und dem Volke aufgenommen. Aber ſo vertraut ſich auch Joſeph mit dem Papſte unterhielt, ſo ſehr ſich auch die beiden großen Männer ſchätzten, ſo gelang es dem letztern doch nicht, den Kaiſer von ſeinen Planen abzubringen; nur ſoll Joſeph Manches im Einzelnen zugeſagt haben.

Rußland und Öſterreich hatten ſich ſeit der Zeit immer mehr genähert, und die guten Geſinnungen noch mehr zu befeſtigen, wurde Eliſabeth von Würtemberg an den kaiſerlichen Hof gebracht, wo ihre Erziehung vollendet, und ſie in der katholiſchen Religion unterrichtet werden ſollte. Unermüdet fuhr Joſeph fort, durch innere Einrichtungen den Flor ſeines Staates zu vervollkommnen. Er hob die Leibeigenſchaft auch in Galizien und Lo-

domerien auf, und errichtete bei jedem Infanterie-regiment eine Schule, in welcher acht und vierzig Soldatenſöhne auf Koſten des Monarchen unterhalten und unterrichtet wurden. Im Bannat wurden eine Menge Einwanderer aufgenommen; für den Adel ein einziger Gerichtshof, die Landrechte, aufgeſtellt, und mehrere nützliche Veränderungen bei den Hofſtellen vorgenommen.

Endlich ſchloß Frankreich und Spanien mit England Frieden, der von Joseph II. garantirt wurde. Indeſſen waren zwiſchen den Ruſſen und den Türken ſchon wieder Dinge vorgefallen, die wohl einen Bruch fürchten ließen, und in welchen der Kaiſer nach ſeinen Verbindungen mit Rußland wohl auch gezogen werden konnte. Er machte vielleicht auch in dieſer Beziehung eine Reiſe durch Ungern, die Militärgränze und die öſterreichiſchen Küſtenländer, dann ging er nach Siebenbürgen, hob dort die Leibeigenſchaft auf, und kehrte über Lemberg nach Wien zurück, wohin der Kaiſer von Fez und Marokko eine Geſandtſchaft an ihn abgeſchickt hatte.

Joſeph fuhr fort, die Anſiedlung und den Handel in ſeinen Staaten zu befördern, hob alle Bruderſchaften auf, die er in eine einzige, der thätigen Menſchenliebe, verwandelte, und errichtete ein Findelhaus. Um den Unterthanen den Troſt der Religion ohne ſo viele Beſchwerde und Zeitver-

ſäumniß zufließen zu laſſen, wurde feſtgeſetzt, daß kein Seelſorger länger als eine Meile von ſeinen untergebenen Schafen entfernt ſeyn ſollte; dann wurden die Generalſeminarien errichtet, um darin würdige und aufgeklärte Prieſter zu bilden.

In Böhmen hatte ſich eine gewiſſe Gattung Schwärmer gefunden, welche von den Lehrſätzen der herrſchenden Kirche in vielen Punkten abwichen. Man gab ſich alle Mühe, ſie zur katholiſchen Religion zu bewegen; als dieß aber alles vergeblich war, wurden ſie unter die ungeriſchen Regimenter eingetheilt, ihre Witwen und Töchter aber an die türkiſche, dalmatiſche und pohlniſche Gränze gebracht, und dort ſo lange mit drei Kreuzern verpflegt, bis ſie Unterhalt fanden. Die Härte dieſes Ausſpruchs wird wohl dadurch gemildert, daß ihre Grundſätze wirklich auf Aufhebung des Eigenthums und Gemeinſchaft der Weiber abgezielt zu haben ſcheinen, welche doch ein wohlorganiſirter Staat unmöglich dulden kann.

Der Monarch wollte den Papſt mit einem Gegenbeſuche überraſchen, ertheilte aber noch vor ſeiner Abreiſe ein Handbillet, worin alle Pflichten des Staatsdieners auf das ſtrengſte auseinander geſetzt und gefordert werden. Er ging darauf durch Inneröſterreich und Tyrol und traf ganz unvermuthet bei dem Papſte ein; wo er auch die Ernennung zu den Pfründen in der Lombardie von dem Papſte

erhielt. Rußland und Öſterreich kamen jetzt mit der Pforte wieder in nähere und freundſchaftlichere Beziehungen, aber in Holland brachen dafür neue Streitigkeiten aus. Der Kaiſer wollte nämlich 1784 im Haag einige ſeiner alten Rechte in Anregung bringen, oder verlangte zum Äquivalente dafür die freie Schifffahrt auf der Schelde. Die Holländer wendeten ſich ſogleich an Frankreich, ließen Soldaten marſchiren, und feuerten auf eine Heerde Schafe, die ſie für Öſterreicher anſahen. Als auch die Holländer auf ein kaiſerliches Schiff gefeuert hatten, waren die Feindſeligkeiten ſo gut wie erklärt. Die Generalſtaaten wendeten ſich nun an Frankreich, das ſich an wirklich ihrer annahm, da hingegen Katharina II. ſehr vortheilhafte Erklärungen für den Kaiſer gab.

Ungeachtet dieſer äußern Angelegenheiten blieb Joſephs Blick auch immer auf das Innere ſeiner Staaten gerichtet. Es wurden nun die Ausländer Luxuswaaren verboten, oder vielmehr nur außer Handel geſetzt. Und nun fing der Monarch an, zuerſt ſeinen neuen Steuerfuß einzuführen, nach welchem alle Ländereien genau aufgenommen, und ihr Ertrag geſchätzt, die Steuern aber auch ganz allein aus ihnen bezogen werden ſollten. Man ſieht, daß hier das phyſiokratiſche Syſtem zum Grunde liegt, und kenntnißvolle Männer haben an der Möglichkeit der Ausführung eines ſolchen Ent-

wurfes, wie es ſcheint, nicht ohne Grund gezweifelt, aber Joſeph glaubte ihn wohlthätig für den Staat und das Glück ſeiner Völker, und ſo arbeitete er aus allen Kräften daran. Zugleich wollte er dieſes Syſtem nicht ſtückweiſe, ſondern auf ein Mal in allen Theilen ſeiner Monarchie eingeführt wiſſen.

An meiſten Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm in Ungern entgegen, beſonders als die deutſche Sprache ſtatt der bisherigen Lateiniſchen bei dem Geſchäftsgange eingeführt wurde, und dadurch manche Männer, wegen Unkenntniß dieſer Sprache, außer Thätigkeit geſetzt wurden, die wirklich ſonſt ſehr brauchbar und in mancher Hinſicht ſchätzenswerth waren. Auch war die Krone zum Mißvergnügen der Ungern von Ofen nach Wien gebracht worden.

Indeſſen wurden immer neue Bisthümer, Pfarren und Schulen errichtet, ein mäßiges Schulgeld aufgelegt, und die Intereſſen der dadurch eingegangenen Fonds zu Stipendien beſtimmt. Jetzt kam auch der Erzherzog Franz, unſer jetziger erhabener Monarch, nach Wien, und ward ſofort von Joſeph mit allen Lehrern verſehen, die ſeinem Geiſte die höchſte Bildung verleihen konnten. In Siebenbürgen hatten einige Wallachen einen Aufruhr erregt, der bald um ſich griff, die unmenſchlichſten Grauſamkeiten gegen die Edelleute veranlaßte, meh-

rere hundert adelige Sitze in Aſche legte, und erſt ſpät und mit Mühe gedämpft werden konnte. Auf dem Rade büßten die Anführer Horya und Klotſchka ihre ſchändlichen Thaten. Die Irrungen mit Holland wurden auch bald darauf beigelegt; der Kaiſer erhielt zwar die freie Scheldeſchifffahrt nicht, aber dafür einige andere Entſchädigungen, welche ihn vollkommen zufrieden ſtellten.

Schon vorher war ein alter Plan wieder zum Vorſcheine gekommen, nämlich die Niederlande gegen Baiern auszutauſchen, welches Oſterreich naher lag. Kaum hatte aber der König von Preußen etwas von dieſem Projekte vernommen, als er ſogleich den nächſten Agnaten, den Herzog von Zweibrücken, zur Verweigerung der Annahme bewog, und mit mehreren deutſchen Reichsſtänden 1785 einen ſogenannten Fürſtenbund ſchloß, der zwar zur Aufrechthaltung der deutſchen Verfaſſung geſtiftet ſeyn ſollte, allein eigentlich nur die Abſicht hatte, ja nicht zuzugeben, daß das kräftige Oſterreich etwa noch mächtiger werde. Als das Wiener Kabinet die abſchlägige Antwort des Herzogs von Zweibrücken hörte, ſtand es auch gleich ohne weitere Verhandlungen von ſeinem Vorſchlage ab, aber der Schriftenwechſel für und wider dieſe Sache dauerte ſo lange fort, bis von öſterreichiſcher Seite alles Schreiben darüber unterſagt wurde.

Joſeph fuhr fort in innern Einrichtungen zu

verbeſſern; er trachtete, ſo viel es möglich war, die Frohndienſte zu verringern, und ſetzte Prämien auf die Pferdezucht. Auch in Ungern ſetzte er königliche Kommiſſarien ein, welche ſtatt der bisherigen Obergeſpäne die Komitatsgeſchäfte verwalten ſollten. Dann wurden die Fideikommiſſe und Majorate beſchränkt, und die trefflich eingerichtete mediziniſch-chirurgiſche Akademie aus Josephs Privatvermögen geſtiftet.

Joseph ſah ſchon viele Früchte ſeiner Anſtrengungen um ihn entſtehen. Überall, ſagt der achtungswürdige Geſchichtſchreiber Cornova, deſſen treffliche Geſchichte Josephs II. dieſem gedrängten Auszuge zum Grunde liegt, erwachten Fleiß und Betriebſamkeit, und hatten den blühendſten Wohlſtand zur Folge. Seit dem Waarenverbote vermehrten ſich die Fabriken zuſehends, beſonders in Böhmen. Schon ſah man in Gallizien anſtatt der franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Tücher, faſt nur böhmiſche und mähriſche, die von dort auch großentheils nach Pohlen gingen; man berechnete den Werth der in Böhmen und Mähren verfertigten Tücher auf fünfzehn Millionen Gulden. Es wurden Straßen angelegt, eigene Schulkommiſſäre angeſtellt, über die Erziehungsanſtalten zu wachen, ein neues Ehepatent, eine Erbfolgeordnung, und 1786 der erſte Theil des neuen bürgerlichen Geſetzbuches herausgegeben, welchem bal

das Geſetzbuch über Verbrechen und Strafen folgte; und eine Kanzel für den Geſchäftsſtyl errichtet, welchen der verdienſtvolle Hofrath Sonnenfels vortrug.

In Ungern wurde auf den Religions- und Krongütern durchaus der Erbpacht eingeführt; und zum Beſten des Landvolkes eigene Wundärzte, Ärzte und Hebammen angeſtellt, auch eine Landtafel wurde errichtet. Darauf reiſete der Kaiſer nach Cherſon, und kam dort 1787 mit Katharina von Rußland zuſammen, ohne daß aber von den dort gepflogenen Unterhandlungen etwas Zuverläſſiges bekannt worden wäre. Aber ſchon zu dieſer Zeit hatte Rußland kriegeriſche Anſtalten gegen die Pforte gemacht, und dieſe dadurch bewogen, einen Theil ihrer Land- und Seemacht zuſammen zu ziehen.

Unterdeſſen hatten ſich in den Niederlanden Unruhen angeſponnen, welche durch die Geiſtlichkeit dieſes Landes unterſtützt wurden, denen manche nöthige und nützliche Beſchränkung läſtig fiel. Um für die Zukunft beſſere Seelſorger zu erziehen, wurden zwei Seminarien, eines zu Löwen und eines zu Antwerpen errichtet. Aber von den Biſchöfen aufgehetzt, fanden die Studierenden ihre Lehrbücher nicht orthodox genug, und es entſtanden eine Menge Bedenklichkeiten. Joſeph rief den Kardinal Erzbiſchof ſelbſt ſogar nach Wien, um ihm hier den Nutzen der neuen Einrichtungen bemerkbar zu machen.

Vergebens; die Stände verſammelten ſich und beſchloſſen nun wegen angeblicher Verletzung des Grundvertrags (Joyeuse Entrèe, froher Willkomm) die gewöhnlichen Subſidien zu verſagen, mit welchen die Landesausgaben beſtritten werden mußten, dann reichten ſie bei den Generalgouverneurs, der Erzherzogin Mariana Chriſtina, und ihrem Gemahle, dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, die Beſchwerden ein, deren Abſtellung ſie verlangten. Die aufrühreriſchen Auftritte gingen immer weiter, bis endlich die Generalgouverneurs, die Gemüther zu beruhigen, den Ständen eine gänzliche Befriedigung vom Kaiſer verbürgten. Joſeph erklärte auch wirklich, daß er nie die Abſicht gehabt habe, die Landesverfaſſung der niederländiſchen Provinzen umzuwerfen, und erlaubte den Ständen Deputirte nach Wien zu ſchicken, um mit ihnen alles Nöthige abzuhandeln.

Dieſe edle Sprache des Kaiſers wurde von den Ständen ſehr ſchlecht belohnt; ſie errichteten mehrere Militärkorps, wollten die Generalgouverneurs nicht reiſen laſſen, und ſchickten erſt ſpät Deputirte, die ohne alle Vollmacht bloß zum Ausſpähen beſtimmt ſchienen. Doch empfing ſie Joſeph aufs freundlichſte, ließ alle Regimenter Halt machen, die nach den Niederlanden beſtimmt waren, und verſprach den Ständen Abhülfe ihrer Beſchwerden; doch ſollte zuvor erſt alles wieder hergeſtellt

werden, dann wolle es der Kaiſer ſelbſt aufheben. Die bürgerlichen Korps ſollten ihre Waffenübungen einſtellen, Uniformen und Kokarden ablegen, und jeder Magiſtrat berechtiget ſeyn, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Aber auch das brachte nicht die geringſten Wirkungen hervor; die Forderungen der Stände wuchſen mit der Güte des Kaiſers. Er ſprach in einem ernſten Tone, der von unzähligen niedrigen Pasquillen beantwortet wurde. Von der andern Seite wurden die Ausſichten gegen die Türkei immer drohender. Rußland war mit der Pforte ſeit der Abtretung der Krimm immer in ſehr geſpannten Verhältniſſen, die dadurch noch erhöht worden, daß das erſtere dem flüchtigen georgiſchen Fürſten Heraklius Schutz verlieh. Der Kaiſer ließ durch ſeine Bothſchafter zu Konſtantinopel Vorſtellungen machen, aber vergebens. Der ruſſiſche Bothſchafter ward plötzlich in den Divan berufen, ihm Forderungen zur Bewilligung vorgelegt, die ſeine Vollmacht weit überſtiegen, und als er ſie verweigerte, wurde er, gegen ausdrückliche Verträge und mit Verletzung alles Völkerrechts, in die ſieben Thürme geworfen. Joſeph fand es nothwendig, jetzt zur Sicherheit ſeiner Staaten einen militäriſchen Kordon zu ziehen, beſonders da ein Angriff der Türken nicht unwahrſcheinlich war. Die Pforte forderte die Zurückziehung dieſes Kordons, ſie wurde von kaiſerlicher Seite verweigert, und

die nahe Kriegserklärung war leicht vorauszuſehen. Demungeachtet wandte Joſeph ſeine Sorgfalt von den innern Staatsgeſchäften nicht ab. Franz von Oſterreich wurde mit Eliſabeth von Würtemberg vermählt; es erſchien, nebſt mehreren Verordnungen, auch ein neues Zollpatent, und die Juden wurden zum Soldatenſtande angehalten.

In den Niederlanden war alles noch ſchwierig, obgleich die Generalgouverneurs dahin zurückgekehrt waren. Auf der Univerſität erſchien kein Zuhörer, und die Unreinheit der Grundſätze in den Lehrbüchern mußte ſchon wieder verbrecheriſchen Abſichten zur Entſchuldigung dienen. Joſeph erlaubte nicht allein den Biſchöfen, er ermahnte ſelbſt den theologiſchen Vorleſungen beizuwohnen, und dann ihre Zweifel anzugeben. Aber Ruhe lag nicht in dem Plane derer, welche die Flammen dieſes Aufruhrs gefliſſentlich nährten, und daraus Vortheile zu ziehen hofften.

Der Türkenkrieg ſchien unvermeidlich, mehrere beträchtliche Heere zogen an die Gränzen; die Hauptarmee an der Donau, bei welcher ſich auch der Kaiſer befinden würde, ſollte Lacy kommandiren. Nun folgte die kaiſerliche Kriegserklärung (6. Febr. 1788), bald darauf nahmen die Feindſeligkeiten ihren Anfang; Joſeph und der Erzherzog Franz gingen auch wirklich zur Armee ab. Koburg drang in die Moldau ein, weil aber der Großvezier

mit einem Heere über Adrianopel nach Servien rückte, fand man es nicht räthlich, vor ſeiner Ankunft das feſte Belgrad anzugreifen, ſondern nahm indeſſen die kleinere Feſtung Sabatz ein; auch wurden in der Moldau und an den Gränzen von Siebenbürgen einige Vortheile errungen. Der Kordon ſicherte von allen Seiten die Gränzen, und alle Verſuche der Türken, in die öſterreichiſchen Länder zu dringen, wurden ſiegreich abgeſchlagen. Die türkiſchen Gefangenen, welche nichts als den Tod, oder eine hartr Sklaverei erwartet hatten, wurden gut behandelt, und dadurch auch das traurige Los der öſterreichiſchen Gefangenen gemildert.

Der Großvezier Juſſuph Baſſa, ein Mann von Talenten und kriegeriſchen Einſichten, war in Bulgarien angekommen, und bedrohte von ſeiner einſichtsvoll gewählten Stellung aus zugleich das Banat und Siebenbürgen; zugleich ſandte er den Baſſa von Rumelien mit dreißigtauſend Mann gegen Belgrad ab, und das kaiſerliche Heer mußte ſich jetzt begnügen, ſeine Bewegungen zu beobachten. Während deſſen war eine türkiſche Flotte von den Ruſſen geſchlagen, und mehrere Schiffe davon zerſtört worden. Nachdem noch einige Angriffe der Türken auf ſiebenbürgiſche Päſſe mißlungen waren, berief endlich der Kaiſer den großen Loudon an die Spitze der kroatiſchen Armee, welcher auch bald darauf unter allgemeinem Jubel des Heeres den

Oberbefehl übernahm. Die türkiſche Hauptarmee kam an der Donau herab. Es wurde nun nöthiger, das Banat zu decken, und Joſeph führte das Hauptheer dorthin. Während deſſen war Koburg in der Moldau immer vorgedrungen, und hatte Jaſſy beſetzt. Im Banate indeſſen war bei dem Rückzuge nach Lugoſch, womit der Kaiſer das Land beſſer decken wollte, durch eine Verwirrung die Armee ſelbſt aneinander gerathen, hatte gefeuert und eingehauen. Jetzt gelang es dem feindlichen Heere ins flache Land einzudringen, und einen großen Theil desſelben zu verheeren. Doch zogen ſich ſpäter die Türken wieder zurück, und lagerten ſich mit ihrer Hauptmacht bei Belgrad. Indeſſen waren ſie auch in Siebenbürgen eingefallen, wurden aber nach einem blutigen Treffen wieder hinausgeſchlagen, und Novi von Loudon eingenommen. Der Feldzug war auf dieſe Art geendet, aber Joſeph hatte eine Krankheit mit nach Wien gebracht, von der er leider nicht mehr genas.

In Ungern wurde die Unzufriedenheit immer ſtärker, auch die Niederländer hatten es gewagt, die Subſidien aufs Neue zu verſagen. Nun erklärte Joſeph erzürnt, er halte ſich jetzt nicht mehr an den frohen Willkomm gebunden; und jetzt erſt ſchlug Joſeph verſchiedene Punkte einer neuen Verfaſſung vor. Die hartnäckige Widerſetzlichkeit der Stände wurde immer ſtärker, es wurden ſtrengere Maß-

regeln genommen, die Joyeuse Entrée aufgehoben, die Ständedeputazion abgedankt, und es ſollten die öffentlichen Abgaben regulirt, der Rath von Brabant aufgehoben ſeyn, u. ſ. f.

Joſephs Krankheit ſchien gebeſſert, und er wollte wieder dem neuen Feldzuge beiwohnen, aber das ernſtliche Anrathen der Ärzte hielt ihn von dieſem Vorhaben zurück. Die Krankheit wurde wieder ſchlimmer, doch beſorgte der Kaiſer ſeine Geſchäfte wie ſonſt, nahm öffentlich das heilige Abendmahl ein, erholte ſich aber wieder, und widmete zu Laxenburg wieder ſeine ganze Zeit dem Staate.

Mit den Türken war bei Belgrad ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, und die bourboniſchen Höfe verſuchten es, einen Frieden zu unterhandeln, den aber die Pforte für jetzt noch von der Hand wies. Es wurden alſo die Kriegsrüſtungen mit verdoppelter Thätigkeit fortgeſetzt, und Haddik, Loudon und Koburg zu Oberfeldherren ernannt. Auch von türkiſcher Seite wurde der Kommandirende geändert, der Baſſa von Widdin folgte ſeinem Vorfahrer nicht mit gleichem Ruhme nach. Haddik wurde ſeiner Geſundheit wegen bald vom Hauptheere abgerufen, und Loudon an ſeiner Stelle ernannt. Bei der Armee wurden zur Belohnung des gemeinen Kriegers Ehrenmünzen eingeführt, die mit einer Gehaltszulage verbunden waren.

Die Türken wollten in der Moldau vordringen, wurden aber von dem Prinzen Koburg bei Fokſan geſchlagen. Loudon ging indeſſen über die Save, und machte alle Anſtalten, Belgrad zu belagern. Die Feſtung war gut verſehen, die Türken wollten alſo zuerſt mit ihrer ganz unverhältnißmäßigen Überzahl Koburgs Heer zertrümmern, und dann dem Orte zu Hülfe eilen. Mit einer Armee, die über hunderttauſend Mann ſtark war, zog der Großvezier zu dieſem Zwecke gegen Koburg und Suwarow heran, die durch Eintracht und brave Truppen geſchützt, ſich ihm muthig entgegen ſtellten. Und wirklich wurde das ungeheuere türkiſche Heer bei Martineſtie am Rimnik (22. Sept. 1789) ganz aufs Haupt geſchlagen, gegen zwanzigtauſend Mann deſſelben waren außer Kampf geſetzt, die übrigen flohen in wilder Unordnung. Indeſſen hatte Loudon ein fürchterliches Bombardement auf Belgrad gemacht, und endlich auch die Übergabe dieſes wichtigen Platzes erzwungen, der nun, nachdem der Großvezier geſchlagen war, auch auf keinen Entſatz mehr hoffen konnte. Auch die Ruſſen drangen von ihrer Seite vor, und Bender mußte ſich an Potemkin ergeben.

Es wurden dem Divan durch die Vermittlung der Höfe von London und Berlin neue Friedensvorſchläge angetragen, aber dieſer zeigte ſich, trotz alles Verluſtes, nicht zur Annahme derſelben

bereit. In Niederland war die Empörung wieder in volle Flammen ausgebrochen; zu Tirlemont und Löwen waren die größten Ausſchweifungen begangen worden; in mehreren Städten erfolgten ähnliche Auftritte. Die aufgehobenen Stände von Brabant verſammelten ſich wieder, errichteten mehrere Freikorps, und als man ſich ernſtlich dieſem Unfuge widerſetzte, kam es zwiſchen den Rebellen und den kaiſerlichen Truppen zu blutigen Auftritten. Jetzt trieben die Stände ihre Verwegenheit aufs Höchſte, ſie erkühnten ſich, dem Kaiſer, als Herzog von Brabant, feierlich den Gehorſam zu verweigern. Endlich kam ein Waffenſtillſtand auf zwei Monate zu Stande, während deſſen die Sache vermittelt werden ſollte. Aber die Unruhſtifter wollten keinen Vergleich, wollten keine gütliche Beilegung; der Waffenſtillſtand wurde bald gebrochen, und Brüſſel, Antwerpen, Mecheln und Namur ging für die Kaiſerlichen verloren, welche nun das einzige Luxemburg noch inne hatten.

Endlich waren die Ausmeſſungen und Berechnungen der Ländereien ſo weit gediehen, daß das neue Steuerſyſtem am erſten November 1789 in den böhmiſchen, öſterreichiſchen und galiziſchen Erbländern eingeführt werden konnte. Bei allen möglichen guten Folgen hatte das neue Syſtem immer den unzertrennlichen Mangel, daß nur das Nothwendige der Abgabe unterlag, während gerade die

Luxusbedürfniſſe von allen Steuern frei blieben. In den Niederlanden hatten ſich aus den Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Antwerpen, Dornik, Geldern und Limburg ein ſogenannter ſouveräner Kongreß gebildet, der ſich ſichtbar auf den Einfluß mehrerer fremder Mächte ſtützte. Da auch die Preußen und Pohlen Bewegungen machten, ſo wurden auch gegen dieſe Mächte zwei Heere aufgeſtellt. Joſeph opferte jetzt ſelbſt mehrere ſeiner Lieblingsentwürfe den Wünſchen ſeiner Unterthanen. So wurden die Stempelreviſoren und die Konſkripzion in Tirol und der Grafſchaft Falkenſtein abgeſchafft, und auf einige Vorſtellungen der ungeriſchen Stände nicht nur die Krone wieder nach Ofen zurückgebracht, ſondern auch alles andere wieder auf den alten Fuß hergeſtellt.

Als Joſeph ſeine Kräfte immer abnehmen ſah, ſtellte er, damit die Geſchäfte doch gar nichts litten, eine Miniſterkonferenz her, und verwandte ſich noch zu Paris für jene Reichsfürſten, die durch die neue Umwälzung der Dinge in Frankreich litten. Jetzt bat er ſeinen Leibarzt, Quarin, um eine beſtimmte Erklärung, und belohnte deſſen Freimüthigkeit: »daß man für keinen Augenblick ſtehen könne,« mit dem Baronstitel und einem Geſchenke von zehntauſend Gulden. Noch hatte der große Dulder nicht alles überſtanden, ſein Liebling, Eliſabeth von Würtemberg, ſtarb noch vor ihm in den Wochen.

Darauf dankte er noch der ganzen Armee für ihre Treue und Liebe, beurlaubte ſich von allen ſeinen vertrauten Freunden durch rührende Briefe, die ganz die großen Geſinnungen dieſes erhabenen Monarchen ſchildern, und entſchlief am 20. Febr. 1790, von allen denen beweint, welche die Größe und den Werth eines ſo ſeltenen Mannes zu ſchätzen wußten, für deſſen Handlungen und Geſinnungen aber freilich der Maßſtab der Gewöhnlichkeit nicht zureichend iſt.

Er war ein ſehr großer, aber ſehr unglücklicher Regent. Seine beſten Abſichten ſah er vereitelt, alle ſeine Plane beinahe hintertrieben, die er ſo warm, mit Aufopferung aller Lebensfreuden, bloß für das Beſte ſeiner Unterthanen entwarf. Aber doch werden die Spuren ſeiner Regierung nie in Öſterreich verlöſchen, und die vaterländiſche Geſchichte in ihm immer einen der erſten, kräftigſten und vortrefflichſten Regenten ehren.

Inhalt
des dritten Bandes.

	Seite
Solon, ein athenienſiſcher Geſetzgeber . . .	3
Aeſop, ein berühmter Fabeldichter . . .	11
Anakreon, ein griechiſcher Dichter . . .	13
Leonidas, ein ſpartaniſcher Held	17
Thucydides, ein griechiſcher Geſchichtſchreiber	19
Cimon, athenienſiſcher General	20
Ariſtophanes, komiſcher Dichter Griechenlands	26
Diogenes, ein cyniſcher Philoſoph . . .	27
Phozion, athenienſiſcher Feldherr	33
Pyrrhus, König von Epirus	43
Pompejus der Große, römiſcher Feldherr . .	49
Marius, römiſcher Feldherr	59
Cato von Utica, ein tugendhafter römiſcher Bürger	71
Plinius, ein römiſcher Naturforſcher	75
Seneka, ein ſtoiſcher Philoſoph	83
Trajan, römiſcher Kaiſer	89
Tacitus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber . .	96
Julian, römiſcher Kaiſer	98

Seite

Theodoſius der Große, römiſcher Kaiſer . . . 104
Attila, König der Hunnen . . . 108
Alfred, König von England . . . 113
Otto der Große, deutſcher Kaiſer . . . 117
Stephan der Heilige, König von Ungern . . . 121
Gottfried von Bouillon, König von Jeruſalem . . . 127
Richard Löwenherz, König von England . . . 130
Ottokar, König von Böhmen . . . 124
Dante, ein italieniſcher Dichter . . . 137
Berthold Schwarz, Erfinder des Schießpulvers . . . 141
Bertrand von Guesclin, ein franzöſiſcher Feldherr . . . 144
Tamerlan, Regent der Mongolen . . . 151
Ziska, Anführer der Huſſiten . . . 155
Albrecht II., deutſcher Kaiſer . . . 157
Guttemberg, Erfinder der Buchdruckerkunſt . . . 160
Georg Caſtriotto, Fürſt von Albanien . . . 163
Johanne d'Arc, das Mädchen von Orleans . . . 167
Mahomed II., türkiſcher Kaiſer . . . 170
Kardinal Ximenes, ſpaniſcher Miniſter . . . 175
Gonſalvo von Cordova, ein ſpaniſcher Feldherr . . . 182
Ludwig XII., König von Frankreich . . . 186
Erasm von Rotterdam, ein berühmter Gelehrter . . . 190
Barbaroſſa, Regent von Algier . . . 195
Andreas Doria, Doge von Genua . . . 197
Albrecht Dürer, ein berühmter deutſcher Mahler . . . 202

Seite

Michael Angelo, ein ſehr berühmter Mahler, Bildhauer und Baumeiſter 204
Las = Caſas, ein berühmter menſchenfreundlicher Biſchof 207
Thomas Morus, ein berühmter engliſcher Gelehrter 209
Martin Luther, ein berühmter Reformator . 211
Nikolaus Graf von Zriny, ein berühmter ungeriſcher Held 214
Friedrich II., König von Preußen 217
Joſeph II., deutſcher Kaiſer 228

Wien, gedruckt bei Carl Gerold.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Mar. Theresia.
Catharina II.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeſchreibungen

der

berühmteſten Männer und Frauen aller Nationen

von den älteſten bis auf unſere Zeiten.

Nach dem Franzöſiſchen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgeſetzt

von

Friedrich Kraft.

Vierter Band.

Mit fünfzig Porträten.

Peſth 1815, bei C. A. Hartleben.

Neuer Plutarch.

Vierter Band.

Cosmus v. Med.
P. Sixtus V.
Philipp II.
Bathori.
Montaigne.
Don Juan.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Kosmus v. Medizis,

Herzog zu Florenz.

Geboren 1519. Geſtorben 1574.

Johann von Medizis, der berühmte Krieger, dem ſeine Tapferkeit den Beinamen der Blitz, verſchaffte, und Marie von Salviato waren die Eltern dieſes Kosmus, der im Jahre 1719 zur Welt kam. Allgemein und ſelbſt vom Pabſt Klemens VII., wurde er der ſeltenen Talente wegen geſchätzt, die in früher Jugend ſich an ihm entdeckten. Nach Ermordung des Medizäers, Herzogs Alexander, wurde er im ſiebenzehnten Jahre ſeines Alters zum Oberhaupte von Florenz gewählt. Aber der Glanz ſeiner Herrſchaft wurde bald durch eine Empörung getrübt. Nur durch Hülfe der kaiſerlichen Truppen brach er ihre Gewalt, die indeß durch Pabſt Paulus des III. Beiſtand bald wieder erneuert wurde.

Kurz hierauf beredete man ihn, dem Fürſtenthume zu entſagen, vom Kaiſer abzufallen und zur franzöſiſchen Partei überzutreten. Als nun der Kardinal Salviato ſich überzeugt hatte, daß alle Ver-

ſuche, Kosmus zu gewinnen, vergeblich ſeyen, ſo regte er alle Bundesgenoſſen gegen ihn zum Kriege auf. Dieſe rückten dann unter Peter Strozza's Anführung, Kosmus entgegen, unterlagen aber gänzlich im Treffen bei Montemurlo.

Der kühne Muth, die vorſichtige Tapferkeit, welche Kosmus bei dieſem Anlaſſe bewieſen, beſtimmten Karl, ihm ſein Zutrauen zu ſchenken und den Titel eines Herzogs von Florenz zu verleihen (1537). Eine perſönliche Zuſammenkunft überzeugte den Monarchen, daß er Kosmus nicht zu glänzend belohnt habe. Dieſer erneuerte ſowohl die Feſtungswerke, als die Univerſität zu Piſa, und beſorgte die Wahl der trefflichſten Lehrer für ſelbe. Peter Strozza vertrieb zu Gunſten des Kaiſers aus dem mailändiſchen Gebiete, Hariaden Barbaroſſa aus Orbitello im Toskaniſchen. Nachdem er in dieſem Lande die Ruhe gänzlich wieder hergeſtellt hatte, errichtete er den Stephansritterorden gegen die Seeräuber und eine bewaffnete Macht von vierhundert leichten und zweihundert ſchweren Reutern zur fortwährenden Beſchützung der Grenzen, unter dem Namen Ordinanza. Die Städte Heliopoli, Pieraſimone und Kosmopoli verdankten ihm ihre Schöpfung.

Getreu und mit ausgezeichnetem Erfolge unterſtützte er die Sache großer Monarchen, die ihn in ihr Intereſſe zu ziehen verſtanden. Kaiſer Karl, Kaiſer Maximilian, König Philipp von Spanien

benützten ihn auf das Vortheilhafteſte gegen gläubige und gegen ungläubige Feinde. Des ſpaniſchen Monarchen Dankbarkeit belohnte ihn auch mit dem Geſammtbeſitze von Toskana, in welchem jener mehrere feſten Plätze inne hatte.

Dieſer lobenswerthe Fürſt ſtarb im fünf und fünfzigſten Jahre ſeines Alters (1574) und der ruhmvollſte, freilich oft verſchwendete Ehrenname: Vater des Vaterlandes, ſchallte ihm, mit Herzlichkeit, in die Gruft nach.

Sixtus V.,

römiſcher Pabſt.

Geboren 1521. Geſtorben 1590.

Felix Peretti, der Sohn eines armen Winzers, wurde 1521 im Dorfe des Grottes, nahe beim Schloſſe von Montalto, in der Mark Ankona geboren. Ein Franziskaner fand ihn, wie er die Schweine hütete, fragte ihn um den Weg und da er Anlagen bei ihm bemerkte, nahm er ihn in ſein Kloſter, wo Peretti's Erziehung anfing. Er machte ſchnelle Fortſchritte, wurde in den Orden aufgenommen, 1545 zum Prieſter geweiht, erhielt bald darauf den Dok-

torshut und endlich die Kanzel der Theologie zu Siena, wo er den Namen Montalto annahm. Hier, wie in ſeinem Kloſter, erweckte er durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe den Neid ſeiner Mitbrüder, und erbitterte ſie durch ſein ſtolzes Betragen. Er verließ alſo dieſen Platz und predigte in Genua, Rom und Peruſa. Zum Lohne erhielt er den Poſten eines Generalkommiſſärs zu Bologna und venezianiſchen Inquiſitors. In Venedig aber zertrug er ſich mit dem Senate und nahm die Flucht.

Als er in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt angekommen war, wurde er Generalprokurator ſeines Ordens, ging nach Spanien und wurde bei ſeiner Rückkunft nach Rom von Pius V. zum Kardinal ernannt. Von dieſem Augenblicke bewies er gegen Alle, die ihn umgaben, eine außerordentliche Sanftmuth, entfernte ſich von Geſchäften, klagte über häufige Unpäßlichkeiten und lebte in der tiefſten Zurückgezogenheit, bis 1585 nach dem Tode Gregor XIII. ein Konklave gehalten wurde. In dieſem erſchien er auf einen Stock geſtützt und kam nur langſam den übrigen Kardinälen nach. Als man ihm ſagte, daß die Wahl ihn treffen könnte, behauptete er, daß er dieſer Ehre nicht würdig ſey, und daß er, wenn er zum Pabſte erhoben würde, die Leitung der Geſchäfte anderen ſtärkeren Händen anvertrauen müßte. Dieſe Worte beſtimmten das Konklave und Sixtus wurde einſtimmig zum Pabſte gewählt. Jetzt

warf er auf einmal ſeinen Stock weg und ſtimmte das Te Deum mit einer Stärke an, worüber alle Anweſenden erſtaunten. Erſtaune nicht über dieſe Veränderung, ſagte er zum Kardinal von Medizis, der ihm Glück wünſchte; ich habe die Schlüſſel zum Paradieſe geſucht, und meinen Kopf gebückt, um ſie gewiſſer zu finden; jetzt habe ich ſie und betrachte nunmehr den Himmel, ohne mich um irdiſche Dinge zu bekümmern.

Wenige Tage darauf gab er ſtrenge Geſetze gegen die Ehebrecher, Diebe und Meuchelmörder, er behauptete, daß ihre Köpfe, die auf den Thoren der Stadt und auf der Engelsbrücke aufgeſtellt wären, einen minder anſteckenden Geruch verbreiteten, als jene der Straßenräuber. Er ſtrafte die Männer mit dem Tode, welche das ſchlechte Betragen ihrer Weiber nicht anzeigten. Zur Zeit des Karnevals waren in allen Stadtvierteln Galgen errichtet, woran diejenigen ſogleich aufgehangen wurden, die ſich die geringſte Vergehung erlaubten. Ein Fürſt muß aufgerichtet ſterben, ſagte er, wie Veſpaſian, und ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.

Durch dieſe Strenge wußte er, ohne militäririſche Hülfe, bloß durch die Kraft des Geſetzes, Italien von Räubern zu reinigen und die Frechheit einzuſchränken, welche ſo weit gediehen war, daß keine Frau zu Rom in einer Straße gehen konnte, ohne

den Beleidigungen der Unverſchämtheit ausgeſetzt zu ſeyn.

Er erhob vor der Peterskirche den ungeheuren Obelisk von Granit, den Kaligula aus Spanien nach Rom bringen ließ; er baute jenen Theil des Vatikans, in welchem die Bücher aufbewahrt werden, die neue Stadt Montalto und mehrere andere Monumente.

Im Jahre 1586 verbot er die auslegende Aſtrologie, ſetzte die Zahl der Kardinäle auf ſiebenzig feſt, und obgleich er die Unternehmungen der Ligue nicht begünſtigte, gab er doch eine Bulle gegen Heinrich III., und exkommunizirte Heinrich IV. von Navarra, obſchon er ihn ſchätzte.

Sixtus V. ſtarb 1590, neun und ſechszig Jahre alt. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo zerbrach das Volk die Bildſäule, welche ihm früher errichtet worden war. Die Geſchichtſchreiber konnten an ſeinem Privatleben nichts tadeln, ein Beweis, daß er auch gegen ſich ſo ſtreng als gegen andere war.

Philipp II., König von Spanien.

Geboren 1527. Geſtorben 1598.

Philipp II., ein Sohn Karls V., war durch Ausdehnung und Reichthum ſeiner Staaten noch mächtiger, als dieſer. Zur Herrſchaft über Spanien, Mailand, Neapel und Sizilien, dann über die Niederlande, fügte er den Mitbeſitz von England durch eine Heirath mit Maria, Tochter Heinrichs VIII.; ferner Portugall, die Grafſchaft Charollais, die Städte Thionville, Montmedi, Hesdin, Marienburg und den Alleingenuß der Schätze der neuen Welt, die unter Karl noch nicht ergiebig waren. Sein Vater hatte ihm die ſtärkſte, disziplinirteſte und ruhmvollſte Armee Europa's hinterlaſſen und ſie ſtand unter den Befehlen der berühmteſten Generale dieſes Jahrhunderts. Ohne Einführung neuer Steuern bezog er dreyßig Millionen Dukaten von ſeinen Ländern; alſo mehr als alle übrigen chriſtlichen Fürſten jener Zeit zuſammengenommen. Das Gefühl ſolcher Kraft gab ſeinem Ehrgeize den höchſten Schwung und den Entwurf einer Univerſalherrſchaft verlor er nicht mehr aus dem Blicke.

— — Frankreich, England, Deutſchland waren von Religionskriegen beſtürmt und geſchwächt. Die ſpaniſche Sprache glänzte zu Paris, Wien, Turin, Mailand und Neapel. Man ahmte die Moden, die Art zu denken und zu ſchreiben nach, wie man ſie bei den Spaniern fand, mit einem Worte, überall war der Einfluß dieſer Nation unverkennbar. Indeß führte Philipp in einer langen Regierung, ohne große Kriege mit ſeinen Nachbarn, den Verfall Spaniens herbei, er verlor die Niederlande, zog ſeinen Finanzen eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten und ſich den Haß ſeines Namens zu. So lieferte er den Beweis, daß die Macht noch nicht hinreichend ſey, daß ein König Klugheit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und Liebe der Völker beſitzen müſſe. Und nun einige Thatſachen, in welchen ſich die Urſachen entdecken, welche Philipp II. hinderten, Spanien auf jene Höhe zu heben, die ihm ſchien beſtimmt zu ſeyn.

Er war im Jahre 1527 geboren. In einem Alter von neun und zwanzig Jahren folgte er ſeinem Vater in der Regierung, und brach alsbald den Frieden mit Frankreich. Im darauf folgenden Jahre gewann ſeine Armee unter dem Oberbefehl Emanuels von Savoyen die Schlacht von St. Quentin, eine der unglücklichſten, welche Frankreich verlor. Wieder ein Jahr ſpäter entſchied Graf Egmont jene von Gravelines für ihn, welche den Traktat von Chateau-

Cambreſis und den Beſitz der vier obenbenannten feſten Plätze herbeiführte.

Niemals erſchien Philipp an der Spitze ſeiner Armee. Während der Schlacht von St. Quentin befand er ſich zwiſchen zwei Mönchen in einer Kapelle und machte das Doppelgelübde, nie wieder ſo nahe einem Schlachtfelde ſich zu wagen, und zur Ehre des heiligen Laurenz das prächtige Eskurial erbauen zu laſſen, wenn er dieſe Schlacht gewänne. Er geſtattete ſeiner ſiegreichen Armee nicht, nach Paris zu marſchiren, obgleich nicht ein bedeutendes Hinderniß ihr im Wege ſtand. Nach der Schlacht von Gravelines kehrte er nach Spanien zurück, und ſchien die Errichtung des Inquiſitionsgerichtes und die Vertilgung des Kalvinismus zum Hauptgegenſtande ſeines Ehrgeizes zu machen.

Er ſchrieb dem Großinquiſitor, auf ſeine Rückkunft das Schauſpiel eines Auto — da — fe zu geben. Vierzig Schlachtopfer wurden in ſelbem in Gegenwart des Monarchen verbrannt. Dem Gouverneur von Mailand befahl er, dreißig Kalviniſten, die in die dortige Gegend ſich geflüchtet hatten, aufknüpfen zu laſſen. In dem Königreiche Neapel, in welchem ſie viel zahlreicher waren, ließ er ſie über die Klinge ſpringen, mit Ausnahme von ſechszig, die zur Hälfte gehangen, zur Hälfte verbrannt wurden. Aber nichts läßt ſich mit den Hinrichtungen in Flandern und Spanien vergleichen. Der Herzog von Alba prahlte,

daß er achtzehntauſend Flamänder in einem Zeitraume von fünf Jahren durch den Henker habe hinrichten laſſen.

Indeß ſchüttelte das Land dieß Joch ab und machte ſich zur ſelbſtſtändigen Republik, deren Leitung einem großen Manne, Wilhelm von Naſſau, Prinzen von Oranien vertrauet wurde. Philipp konnte mit allen ſeinen Truppen, mit ſeinen großen Generalen und ſeinen Schätzen dieſe kleine Republik nicht vernichten; ſie, die das glänzendſte Beiſpiel von Heldenmuth und Feſtigkeit gab, welches die neuere Geſchichte zeigt; eine Republik, die bald nachher auch das bewundernswertheſte Muſter der Induſtrie und des Glückes wurde.

Durch den Abſcheu, welchen die Inquiſition einflößte, und durch die Beſchäftigung, welche ſie Philipp gab, trug ſie nicht wenig zur Befreiung Europens bei. Er hatte ſich zum Oberhaupte der Ligue gegen Heinrich IV. und die Proteſtanten erklärt. Sein Intriguen und ſein Gold nährten die Uneinigkeit. Auch Eliſabeth wollte er vom Throne Englands ſtürzen! er hatte zu dieſem Zwecke die furchtbarſte Bewaffnung veranſtaltet, die er ſchon vorläufig die unbeſiegbare nannte. Doch ſeine Flotte wurde ein Spiel der Wellen. Er verlor bei dieſer Gelegenheit hundert Schiffe, zwanzig tauſend Mann und vierzig Millionen Dukaten, ohne geſtritten zu haben. Ungefähr drei tauſend Millionen Livres laßt

ſich die Summe feſtſetzen, die er zur Beunruhigung Frankreichs und Englands und zur Errichtung des Inquiſitionsgerichtes verwendete.

Seine geheimgehaltenen Intriguen, ſeine Thätigkeit in den Arbeiten des Kabinetes, ſeine Wachſamkeit gegen die Miniſter, die Aufmerkſamkeit auf Handhabung der Gerechtigkeit bei den Tribunalen, mehrere Verbeſſerungen in der Gerichtsordnung, ſeine bei politiſchem Verdruſſe und heftigen Leidenſchaften immer heitere Stirne, nöthigten ihm Eigenſchaften zuzugeſtehen, die ihn zu einem großen Könige gemacht hätten, wenn nur die Natur ihm ein beſſeres Herz verliehen hätte.

Man hat ihn beſchuldigt, er habe ſeinen erſtgebornen Sohn, Don Karlos tödten laſſen. Nun ſteht ſein Charakter mit einem ſolchen Verdachte zwar nicht im Widerſpruche, indeß fehlt es doch an vollſtändigen Beweiſen. Man weiß nur, daß er den Prinzen habe gefangen habe nehmen laſſen und daß im Sarge der Kopf deſſelben vom Rumpfe getrennt war. —

Niemals hat Philipp gelächelt. Man ſprach ihn nur auf den Knieen liegend. Als einſt der Herzog von Alba, einer ſeiner erſten Generale, unangemeldet in ſein Zimmer trat, ſagte Philipp zu ihm: Eine ſolche Kühnheit, wie die Ihrige verdiente das Beil. Mit Mühe überredet man ſich, daß ſein Jahrhundert des eines Hein-

rich IV., einer Eliſabeth, eines Prinzen von Oranien und eines Sully war.

Marie von Portugall war ſeine erſte Gemahlin; ſie ſtarb, nachdem ſie ihm Don Karlos gegeben hatte. Hierauf heirathete er Marie von England, dann Eliſabeth von Frankreich, Tochter Heinrichs II.; endlich Anne, eine Tochter Maximilians II., welche Philipp III. gebar.

Philipp II. ſtarb im Jahre 1598, im zwei und ſiebenzigſten ſeines Lebens und dem drei und vierzigſten Jahre ſeiner Regierung. Selbſt die für ihn eingenommenen Schriftſteller geſtehen, daß verſchiedene Krankheiten, die Früchte ſeiner Ausſchweifungen, ihm ein höchſt ſchmerzliches Ende verurſachten. Vierzehnmal empfing er die heiligen Sakramente, ehe er verſchied.

Stephan Bathori,

König von Polen.

Geboren 1531. Geſtorben 1586.

Der Woiwode Stephan von Somlio und Anna Thelyd, waren Bathoris Eltern, der im Jahre 1531 geboren, unter der Leitung geſchickter Lehrer, früh

zu großen Hoffnungen berechtigte. In dem kräftigeren Alter wurde er vom Kaiſer Ferdinand an ſeinen Hof gezogen. Hier fiel er durch ein gefälliges Betragen, durch den gewählteſten Anzug und durch einen brennenden Eifer für die Kriegswiſſenſchaft auf.

Bald glänzte er als Erfinder und Einführer einer beſſern Art von Schießkugeln, und von Fürſt Johann Sigmund von Siebenbürgen wurde er mit großem Erfolge mit mehreren diplomatiſchen Sendungen an den römiſch-deutſchen Kaiſerhof verwendet. Als aber ſein Fürſt bei einer Gelegenheit die Friedensartikel gebrochen hatte, behielt Kaiſer Maximilian dieſen Geſandten in zweijähriger Verwahrung, ein Zeitraum, den er mit ununterbrochenen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ausfüllte. Bald bewies ſich die große Achtung, welche ſeine Landsleute, die Siebenbürger, für ihn hatten; denn als Johann Sigmund geſtorben war, wurde er dem ernannten Nachfolger, Kaſpar Bekeß, vorgezogen (1571). Vergebens flüchtete dieſer zu Kaiſer Maximilian, um mit einigen Truppen aus den ungariſchen Feſtungen, anzugreifen; er wurde von Bathori geſchlagen.

Indeß war der polniſche Thron erledigt worden, da Heinrich von Valois nach Karl IX. Tode die Krone Frankreichs ſich beſtimmt ſah. Wie gewöhnlich waren die Meinungen der Polen über die Königswahl getheilt; ſie entſchieden ſich bei dem An=

laß theils für Kaiſer Maximilian, theils für Fürſt Bathori. Durch eine äußerſt ſchnelle Ankunft in Polen kam aber Letzterer dem Erſteren zuvor (1575). Er dämpfte die Unruhen; beſtrafte Beleidigungen der Majeſtät mit dem Tode; beſtimmte die Macht des Adels, ſeine Verwaltung der Rechtspflege in Zeitpunkten des erledigten Thrones nach weiſen Grundſätzen; verjagte ſeine Gegner aus der Feſtung Landskron, und bekämpfte ſiegreich das empörte Danzig.

Schon lange hatte der tyranniſche Herzog von Moskau, Johann Baſilides, Liefland durch Verheerungen in den kläglichſten Zuſtand verſetzt. Ihm zog der polniſche Landtag, der Bathori auf den Thron hob, den Krieg zu. An einem entblößten Säbel hängend, wurde ihm der Abſagebrief geſendet, und indem Baſilides nach mehreren Niederlagen Liefland und Polozk abtreten mußte, hatte er in einem dreijährigen Kriege Vortheile verloren, an welchen er dreißig Jahre geſammelt hatte. Nicht minder glücklich und ſchlau ſicherte Bathori ſeine Staaten gegen Türken und Tartaren; den ſeit Langem leidenden Provinzen gab er den vorigen Wohlſtand wieder, errichtete und erneuerte Schlöſſer, bauete Kirchen und Schulen.

Dieſer humane und muthvolle Fürſt ſtarb nach einer kinderloſen Ehe mit Anne, der Tochter Königs Sigmund von Polen (1586).

Michael Montaigne,

ein franzöſiſcher Philoſoph.

Geboren 1533. Geſtorben 1592.

Michael von Montaigne wurde in dem Schloſſe dieſes Namens 1533 ſeinem Vater Peter Eyquem, Herrn von Montaigne, geboren. Sein Vater ließ ihn auf eine ausgeſuchte, aber ungewöhnliche Art erziehen. Um ihm nämlich die lateiniſche Sprache leicht beizubringen, hatte der Knabe von Kindheit auf einen Deutſchen bei ſich, der immer Latein ſprach, ſo, daß Michael in ſeinem ſechsten Jahre dieſe Sprache vollkommen inne hatte. So wurde ihm auch das Griechiſche geſprächweiſe beigebracht, und Montaigne, der das Alles ſelbſt erzählt, bemerkt dabei, daß er nie gewußt habe, was ein Subſtantiv oder Adjektiv ſey. Er berichtete uns auch, daß ihn ſein Vater täglich durch den Klang von Inſtrumenten wecken ließ, weil er glaubte, daß das gähe Aufſchrecken aus dem Schlafe der Urtheilskraft der Kinder ſchädlich wäre.

Mit dreizehn Jahren ſchon hatte Montaigne ſeine Studien geendet. Sein Vater beſtimmte ihn

zum Zivilſtande und vermählte ihn mit der Tochter eines Parlementsrathes von Bordeaux. Er ſelbſt beſaß durch einige Zeit eine ähnliche Stelle, aber er verlor bald den Geſchmack daran und überließ ſich ſeinem Lieblingsſtudium — der Kenntniß des menſchlichen Herzens. So durchreiſte er einen großen Theil von Europa, nämlich Frankreich, Deutſchland, die Schweiz und Italien. Zu Rom erhielt er den Titel eines römiſchen Bürgers, welcher wenigſtens die Achtung zeigt, in welche ſich Montaigne zu ſetzen gewußt hatte. Bei ſeiner Rückkunft nach Bordeaux wurde er zum Maire gewählt und an den Hof geſchickt, die Geſchäfte der Stadt dort zu betreiben.

Er dachte nun nur darauf, ſich ganz der Philoſophie zu widmen. Sein Schloß bot ihm einen angenehmen Ruheſitz und er begab ſich auch dahin. Eine ſeiner größten Unterhaltungen beſtand darin, daß er den Bauernkindern und Landleuten plaudern zuhörte; ſo glaubte er, die ungeſchminkte Menſchennatur am beſten herauszufinden. Sein Betragen war frei und ungezwungen. Warum, ſagte er, ſollte ich die Sklaverei der Höfe fliehen, wenn ich ſie auch in meine Hütte mitnehmen wollte? Die gewöhnlichen Freundſchaften hatten keinen Reiz für ihn; er ſuchte vielmehr die Bekanntſchaft einſichtsvoller und gebildeter Männer, deren Geſpräche, wie er ſich ausdrückt, Reife und Feſtigkeit haben und mit Güte, Offenheit und Freundſchaft ausgeſtattet ſind. Die

Mäßigkeit im Vergnügen, glaubte er, könne allein deſſen Dauer ſichern. Die Einbildungskraft hielt er für eine Quelle von vielen Übeln. Der Arbeiter, ſagte er, fühlt das Übel nur, wenn es ihn gerade drückt, der andere hat den Stein ſchon eher im Herzen, als er ihn an den Schläfen fühlt. Sich mit künftigen Übeln quälen, heißt ſeinen Pelz zur Johanniszeit anziehen, weil man ihn zu Weihnachten brauchen wird.

In ſeinem Werke, das den Titel: Verſuche, führt, hat Montaigne alle ſeine Unterſuchungen über die Moral und ſeine ganze Denkungsart niedergelegt. Man findet kaum ein Buch, welches ſo nachläſſig und ungezwungen geſchrieben wäre. Man ſieht, daß der Verfaſſer nur ſich ſelbſt Rechenſchaft gibt, daß er weder an einen Leſer, noch an eine Ordnung der Materien denkt, ſondern nur ſeine Gedanken vortragen will.

Montaignes Alter wurde durch Kolik und Steinſchmerzen verbittert, aber er wollte nie ärztliche Hülfe gebrauchen, zu der er kein Zutrauen hatte. Die Mediziner, ſagte er, kennen den Galenus ſehr wohl, deſto weniger aber den Kranken. Seine Laufbahn beſchloß er mit einem Scherze; als er nämlich ſein Ende herannahen fühlte, ließ er drei ſeiner Nachbaren, die er für die vernünftigſten hielt, zu ſich kommen, damit ſie ihm zum Sterben Muth zuſprächen. Die drei letzten Tage konnte er nicht mehr reden, ſondern

mußte ſich ſchriftlich verſtändlich machen. So ſtarb er, während in ſeinem Zimmer Meſſe geleſen wurde, den 13. September 1592.

Die größte Lobrede, die man dieſem berühmten Manne halten kann, beſteht darin, daß er ſeiner Philoſophie nicht allein in der Theorie, ſondern auch im Leben treu blieb.

Don Juan von Oeſterreich,

ein berühmter ſpaniſcher Held.

Geboren 1547. Geſtorben 1578.

Kaiſer Karl V. und Barbara Blomberg, aus Regensburg, waren Don Juans (Johanns) Eltern. Glühenden Thatendurſt und Hoheit der Geſinnung athmete er ſeit dem erſten Jünglingsalter. Im Jahre 1570, dem drei und zwanzigſten ſeines Alters, brach et den Muth der aufrühreriſchen Mauren in Grenada, gegen welche ihn ſein königlicher Bruder, Philipp von Spanien beordert hatte. Großes hatte er nun geleiſtet; aber die Vorzüge ſeines Geiſtes, ſeines Charakters, erregten die allgemeine Erwartung, daß er noch Größeres bewirken werde.

In dieſer Zuverſicht wählte Pabſt Pius V.,

ſein Bruder Philipp und die Republik Venedig ihn zum Oberbefehlshaber einer gemeinſchaftlich ausgerüſteten Flotte gegen die Türken. Der glücklich erfochtene Seeſieg in dem Golfo von Lepanto gab den ſprechendſten Beweis für die Richtigkeit ihrer Vermuthung. Dieſer Sieg war einer der denkwürdigſten und einflußreichſten auf die bald belebende, bald darniederdrückende Gewalt der Meinung. Denn dieſes Seetreffen war es, was auf einer Seite den ſchon ſinkenden Muth der chriſtlichen Mächte aufrichtete, während es auf der Seite der Türken den Dünkel der Unüberwindlichkeit auffallend herabſtimmte (1571). Erſtaunt über ſein Talent und Glück, gebot Sultan Selim ſeiner Seemacht, ſich in kein Treffen mit den Chriſten einzulaſſen, wenn Don Johann kommandire.

Thätig arbeitete indeß dieſer, die Früchte ſeines Sieges zu genießen und neue Triumphe ihm beizugeſellen. Er wendete ſich gegen Afrika, nahm die Städte Biſerta, eroberte das Königreich Tunis, ſetzte den vertriebenen König wieder ein, erbaute in der Nähe von Tunis eine Feſtung, und ſendete den gefangenen König Amida nebſt ſeinem Sohne nach Sizilien.

Groß war ſein Einfluß auf den Muth der Truppen; perſönlich ordnete, überſah er jedesmal das Ganze ſeiner Schlachtordnungen; perſönlich beſchäftigte er ſich mit dem Einzelnen, jedem maß er mit

aufopfernder Beſcheidenheit ſein Verdienſt zu. So erfahren in der Kunſt den Krieger zu behandeln, den Krieg zu führen, wurden ihm von den verſchiedenſten Seiten Oberbefehlshaberſtellen zu Waſſer und zu Lande angeboten. Aber von ſeinem Bruder Philipp zum Gouverneur der Niederlande und zum Oberbefehlshaber gegen die Kämpfer für Unabhängigkeit ernannt, ſtarb er 1578, im ein und dreißigſten Jahre ſeines Alters.

Michael Cervantes,

ein ſpaniſcher Schriftſteller.

Geboren 1547. Geſtorben 1616.

Michael Cervantes de Saavedra, deſſen Schriften Spanien ſo viel Ehre brachten, Europa ſo viele Unterhaltung und ſeinem Zeitalter ſo vielen Nutzen verſchafften, lebte arm, unglücklich und ſtarb beinahe ganz vergeſſen. Cervantes, wie Homer, Kamoens und viele andere große Männer, fanden erſt nach ihrem Tode ein mannichfaltiges Vaterland, während ſie im Leben darbten.

Cervantes wurde zu Alkala de Henares, einer Stadt in Neu-Kaſtilien geboren. Sein Vater, ein

Cervantes:
Sully.
Tilly.
Galilei.
Moritz v. Oran.
Kepler.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Edèlmann, hinterließ ihm eine gute Erziehung, aber kein Vermögen. Man wollte einen Mediziner oder Geiſtlichen aus ihm machen, aber er wurde ſeinen Verwandten zum Trotz ein Dichter. Seine erſten Verſuche waren nicht glücklich, und aller Hülfe beraubt, mußte er endlich beim Kardinal Aquaviva als Kammerdiener in Dienſte treten. Das Militär bot ihm bald eine ehrenvollere, aber auch mehr gefährliche Stelle an, er wurde in der berühmten Schlacht bei Lepanto 1571 in die rechte Hand verwundet und blieb auch die übrige Lebenszeit an dieſem Gliede lahm. Zu Meſſina ließ er ſich in einem Spitale heilen, und ging dann nach Neapel, wo er von Neuem bei der Garniſon dieſer Stadt Dienſte nahm. Drei Jahre darauf, als er auf einer Galeere nach Spanien zurückkehrte, wurde er von Arnauto Mami, dem berüchtigſten Seeräuber ſeiner Zeit, gefangen genommen und nach Algier geführt.

Das Schickſal, welches ſeine ganze Strenge an Cervantes ausübte, konnte doch ſeinen Muth nicht beugen. Der Sklave eines grauſamen Herrn, eines martervollen Todes gewiß, wenn er den mindeſten Verſuch zu einer Flucht machte, entwarf er doch mit vierzehn ſpaniſchen Gefangenen den Plan zu ſeiner Befreiung. Man wollte einen davon loskaufen, der in ſein Vaterland zurückkehren und von da eine Barke zurückbringen ſollte, auf welcher die übrigen entfliehen könnten. Die Ausführung dieſes

Planes war nicht leicht; man mußte zuerſt das Löſegeld für einen Gefangenen zuſammenbringen, dann mußten die Gefangenen ihren verſchiedenen Herren entwiſchen und ſich ungeſehen verſammeln können, um den Augenblick, wo die Barke erſchien, abzuwarten.

Die Liebe zur Freiheit überwand alle dieſe unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe. Ein gefangener Navarrer, der über einen großen, am Meere gelegenen Garten geſtellt war, nahm es über ſich, an einem verborgenen Orte eine Grube auszugraben, in die ſich die vierzehn Spanier verbergen konnten. Der Navarrer brachte mit dieſer Arbeit zwei Jahre zu. Während dieſer Zeit wurde entweder durch Almoſen, oder durch Arbeiten das Löſegeld für einen Sklaven, Namens Vione, zuſammengebracht, auf welchen man ſich verlaſſen konnte, und der die Küſte der Barbarei genau kannte. Vione kaufte ſich alſo los, und entfernte ſich, nachdem er wieder zu kommen verſprochen hatte.

Cervantes war die Seele der Unternehmung geweſen; er war es auch, der, als vierzehn ſich in der Höhle verſammelt hatten, alle Nacht um Lebensmittel für ſeine Gefährten ausging. Mit Tagesanbruch kam er mit ſeinen Vorräthen in die Grube zurück. Der Gärtner, welcher ſich nicht zu verbergen brauchte, hatte die Augen immer aufs Meer gerichtet, ob ſich keine Barke ſehen ließe.

Vione hielt Wort, einen Monat nach ſeiner Abreiſe kam er mit einer Brigantine zurück. Schon berührte er das Ufer, wo man ihn ſo ungeduldig erwartete. Es war Nacht und der Spanier rief ſeinen dreizehn Gefährten. Sie umarmten ſich, ſie betrachteten das Schiff mit Freudenthränen, ſie laufen gegen das Schiff, da kommen Mauren und erkennen die Chriſten, ſie ſchreien: Zu den Waffen! und Vione erſchreckt, ſucht das hohe Meer, verſchwindet und die unglücklichen Gefangenen, aller Hoffnung beraubt, müſſen ſich wieder in ihre Höhle verbergen.

Cervantes war es, der ſie aufrichtete, er machte ihnen Hoffnung, er ſchmeichelte ſich ſelbſt, daß Vione zurückkommen würde — aber dieſer wurde nicht mehr geſehen. Der Kummer und die Feuchtigkeit ihrer engen und ungeſunden Wohnung hatte mehreren dieſer Elenden ſchreckliche Krankheiten zugezogen. Cervantes konnte nicht mehr zureichen, die einen zu ernähren, für die andern zu ſorgen, und Allen Muth einzuflößen. Er nahm alſo einen ſeiner Gefährten zu Hülfe, der, ſtatt ſeiner, Lebensmittel einkaufen ſollte. Dieſer aber war ein Verräther, er ging zum Könige nach Algier, wurde ein Muſelmann und führte ſelbſt einen Haufen Soldaten zu dem Orte, wo ſich die gefangenen Spanier aufhielten. Sie wurden vor den König geführt, der ihnen das Leben zu ſchenken verſprach, wenn ſie den Urheber

des Komplottes anzeigten. Ich bins, ſagte Cervantes, verſchone meine Brüder und laß mich ſterben. Der König ehrte ſeine Unerſchrockenheit und gab ihn ſeinem Herrn zurück, der einen ſo wackern Mann nicht umkommen laſſen wollte. Der unglückliche Gärtner aber wurde bei einem Fuße aufgehangen.

Vom Geſchicke nochmal in Feſſeln geſchmiedet, dachte Cervantes nur noch eifriger darauf, ſie zu brechen. Viermal ſcheiterte er, und war auf dem Punkte geſpießt zu werden. Sein letzter Verſuch war, alle Sklaven zu empören, und ſich mit ihnen Algiers zu bemächtigen. Man entdeckte den Anſchlag und Cervantes Muth flößte den Barbaren ſo viel Achtung ein, daß ſie ihn nicht zum Tode verurtheilten. Im Gegentheile ließ der König von Spanien auf die Auslöſung dieſes Gefangenen antragen.

Cervantes Mutter, Leonore von Cortinas, eine arme Wittwe, verkaufte Alles, was ſie hatte, und lief nach Madrid, den frommen Vätern der Dreieinigkeit, welche die Auslöſung der Gefangenen beſorgten, dreihundert Dukaten zu bringen. Dieſes Geld aber reichte bei weitem nicht hin; der König verlangte fünfhundert Goldthaler. Die Geiſtlichen, vom Mitleide gerührt, machten die Summe vollſtändig, und Cervantes wurde den 19. September 1580 nach einer fünfjährigen Gefangenſchaft ausgelöſet.

Bei ſeiner Rückkunft in Spanien war er des militäriſchen Lebens ſatt und beſchloß, ſich ganz den

Wiſſenſchaften zu widmen; er ging auch deßwegen zu ſeiner Mutter, die er durch ſeine Arbeiten erhalten wollte. Damals war er drei und dreißig Jahre alt. Hier verfaßte er die erſten ſechs Bücher ſeines Schäferromanes Galathea. In eben dem Jahre heirathete er auch die Tochter eines Edelmannes, die ihm nichts zubrachte. So war er denn gezwungen, ſchlechte Theaterſtücke zu verfertigen, um ſeine Familie erhalten zu können, und er lebte ſehr elend, bis er zu Sevilla eine kleine Bedienſtung erhielt.

So war er fünfzig Jahre alt, ohne etwas geſchrieben zu haben, das auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Endlich erſchien der erſte Theil ſeines Don Quichotte, aber dieſes genievolle Werk, das in der Folge ſo viele Verehrer fand, ward zuerſt kalt aufgenommen. Cervantes darüber aufgebracht, ſchrieb eine kleine Satyre dagegen, dieſe wurde geleſen und auf dieſe Art auch Don Quichotte bekannt. Nun erwachten ſeine Feinde, Neider und Kritiker. Er ſchwieg lange Zeit und erſt neun oder zehn Jahre ſpäter gab er den zweyten Theil ſeines Don Quichotte. Sein elender Zuſtand wäre ohne Grenzen geweſen, hätten nicht der Graf von Lemos und der Kardinal von Toledo ihn durch geringe Unterſtützung vom Hungertode gerettet. Vier Tage vor ſeinem Tode dedizirte er dem Grafen von Lemos ſeinen Roman Perſilles und Sigismonda, den er eben geendet hatte. Endlich ſtarb er mit Muth und Ruhe 1616.

Cervantes Meiſterſtück bleibt ſein Don Quixotte. Verſtand, Heiterkeit, Laune und die feinſte Ironie ſind überall in dieſem Werke verbreitet, die herrlich getroffenen Gemälde, der reine und natürliche Styl haben es unſterlich gemacht. Jedermann kennt es, hat es öfter geleſen; wir finden den Ritter auf unſern Tapeten, Gemälden und Fächern, und ſelbſt die kleinen Kinder lachen, wenn ſie Sancho Panſa erkennen. Die Novellen des Cervantes ſind nicht ſo ausgezeichnet, aber doch intereſſant und ausgeſucht; Perſilles aber iſt nur eine Reihe unwahrſcheinlicher und unintereſſanter Begebenheiten.

Sully,

Freund und Miniſter Heinrichs IV. von Frankreich.

Geboren 1559. Geſtorben 1641.

Maximilian von Bethüne, Baron von Rosni, Herzog von Sully, wurde zu Rosni geboren. Mit eilf Jahren brachten ihn ſeine Eltern zu der Königin von Navarra und zum jungen Heinrich. Florentin Chretien, der Hofmeiſter dieſes Prinzen, gab auch Rosni Unterricht, der Heinrich nach Paris folgte.

In der ſchrecklichen Bartholomäusnacht befand er ſich in dieſer Stadt, und entwiſchte nur im Kleide eines Schulknaben, indem er eine große Menge Bücher unter dem Arme trug. Er hielt ſich drei Monate verborgen, darauf ſetzte er in Paris ſeine Studien fort.

Seine Zuneigung zu Heinrich wuchs immer mehr, und als ſich dieſer Fürſt an die Spitze der Hugenotten ſtellte, verſuchte Rosni unter ihm ſeine erſten Waffen. Er wurde zum Obriſten eines Regiments befördert, und zeichnete ſich durch ſehr viele tapfere Thaten aus. Er veruneinigte ſich mit Heinrich und trat auf die Seite des Königs, verſöhnte ſich aber bald und kam wieder zum Könige von Navarra zurück, der ihn zu verſchiedenen politiſchen Unterhandlungen verwendete. In der Folge vertraute ihm Heinrich einen großen Theil ſeiner Artillerie, weil ſie Rosni ſchon oft mit dem beſten Erfolge geleitet hatte.

Der König von Frankreich wünſchte eine Vereinigung mit dem Könige von Navarra. Rosni wurde zu Heinrich III. geſchickt und erfüllte ſeine Sendung mit aller Auszeichnung. Jetzt zeichnete er ſich wieder in vielen Schlachten aus, und verrichtete beſonders bei Jvre Wunder der Tapferkeit. Er wurde hier gefährlich verwundet und ließ ſich auf ſein Gut nach Rosni bringen, kam aber noch mit ungeheilten Wunden zur Belagerung nach Paris zurück, welche Heinrich unternommen hatte.

Nach der Einnahme dieſer Stadt wurde Rosni noch zu verſchiedenen wichtigen Geſchäften verwendet, und endlich erhielt er den Lohn ſo vieler und ausgezeichneter Dienſte. 1594 wurde er Staatsſekretär, 1596 Mitglied des Finanzrathes, 1597 Oberintendant der Finanzen, 1601 Großmeiſter der Artillerie, Gouverneur der Baſtille und erhielt die Oberaufſicht über alle Befeſtigungen.

So viele Geſchäfte vermehrten nur ſeine Thätigkeit. Aus einem tapfern Krieger wurde er ein geſchickter Miniſter, aber ſeine Einſicht wurde noch von ſeiner Redlichkeit übertroffen; er erfüllte ſeine Pflicht, wenn er ſich dadurch auch noch ſo viele Feinde zuzog.

Um einzuſehen, wie es ihm möglich war, ſo viele Geſchäfte zu beſtreiten, muß man ſeine Lebensordnung kennen lernen. Er ſtand alle Tage Morgens um vier Uhr auf. Die beiden darauf folgenden Stunden wendete er an, die Memoires zu leſen, welche in ſein Büreau gebracht wurden, das nannte er den Teppich reinigen. Um ſieben Uhr ging er in Rath, und brachte den übrigen Vormittag bei dem Könige zu, der dann in Hinſicht auf die verſchiedenen Zweige, denen Sully vorſtand, Befehle ertheilte. Nach dem Eſſen gab er eine ordentliche Audienz, wo Jedermann zugelaſſen wurde. Von da arbeitete er wieder ununterbrochen bis zum Abendeſſen. Dann ließ er aber ſeine Thüre verſchließen;

er vergaß alle Geſchäfte und überließ ſich mit einer kleinen Anzahl von Freunden dem Vergnügen der Geſellſchaft. Alle Tage ging er um zehn Uhr ſchlafen, wenn aber ein unvorgeſehener Zufall den Lauf ſeiner ordentlichen Beſchäftigungen unterbrochen hatte, ſo nahm er die Nacht zu Hülfe, das Verſäumte wieder nachzuholen. Übrigens lebte er nach alt franzöſiſcher Sitte, liebte einfache Speiſen und gemeine Weine. Als man ihm darüber Vorwürfe machte, antwortete er mit den Worten des Sokrates: Wenn die Gäſte vernünftig ſind, werden ſie zufrieden ſeyn; ſind ſie es nicht, ſo kann ich ſie leicht entbehren.

Sullys Strenge machte ihm viele Feinde, und Heinrich lieh ſein Ohr oft den Verläumdern. Einmal, 1605, war er nahe daran, zu unterliegen. Broſchüren, anonyme Briefe, heimliche und künſtliche Warnungen, Alles wurde in Bewegung geſetzt. Heinrich faßte auch wirklich Argwohn, aber da er bemerkte, daß Sully ſich gar nicht zu vertheidigen ſuchte, ſondern ſich nur in einer gewiſſen Entfernung hielt, ſo fragte er ihn öfter: Sully, haben Sie mir nichts zu ſagen? Sully antwortete mit: Nein. Gut, ſagte der König, ſo habe ich mit Ihnen zu ſprechen, und ſo führte er ihn in den Park von Fontainebleau, wo ſie ſich während vier Stunden, von dem Gefolge entfernt, unterhielten. Hier öffnete ihm der König ſein Herz, und hörte ſeine Rechtfertigung an, welche dem Unſchuldigen ſehr leicht war.

Heinrich hatte das beſte Herz von der Welt, er ward gerührt und Sully wollte ſich ihm zu Füßen werfen. Heinrich hielt ihn ab. Thun Sie es nicht, ſagte er, man beobachtet uns und würde glauben, daß ich Ihnen verzeihe.

Die erneuerte Freundſchaft mit dem Könige machte Sully noch ſtrenger, ſelbſt gegen dieſen. Vor Sullys Miniſterium hatten mehrere Große nach Gefallen, oder Kraft erſchlichener Edikte, Abgaben erhoben. Sully beſchränkte dieſe ſo ſehr als möglich. Weil aber ſein ſtrenger Charakter ſich auch bald zu dem Nützlichen neigte, ſo wollte er bloß den Flor des Ackerbaues begründen, und widerſetzte ſich der Beförderung der Manufakturen, welche dem Luxus dienen. Aber zu Frankreichs Glück gab ihm Heinrich IV. in dieſem Punkte nicht nach. Ungeachtet aber Sully dem König ſo häufig widerſprach, ſo liebte ihn dieſer doch ungemein und ernannte ihn, als er von einer Geſandtſchaft aus England zurückkam, zum Großmeiſter aller Häfen des Reiches und zum Gouverneur von Poitou.

Sully würde ſeinem Lande noch größere Dinge erwieſen haben, wenn ihn nicht der unerwartete Tod Heinrichs IV. daran gehindert hätte. Die Königin Maria von Medizis, die Galigai, ihre Amme und der Gemahl dieſern Letztern, Concinni, ein italieniſcher Abenteurer, bemächtigten ſich aller Macht und wirkten ſo viel Übels, als Heinrich und Sully Gutes

Gutes gethan hatten. Dieſer Letztere mußte ſich vom Hofe entfernen, verlor alle ſeine Chargen und erhielt dafür einen Gnadenbrief auf einmalhundert tauſend Thaler, den er zurückgab. Er hatte ſich nur den Poſten eines Großmeiſters der Artillerie vorbehalten, man wollte ihn davon entfernen, und gab ihm den Marſchallsſtab von Frankreich dafür. Die Herzogin von Sully, die ſo lange am Hofe geglänzt hatte, ſah ſich nicht ohne Mißvergnügen in ein Dorf gebannt; aber Sully tröſtete ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften und ließ unter ſeinen Augen ſeine Memoires verfertigen.

Nach langer Zeit ließ ihn Ludwig XIII. einmal nach Hofe kommen, um ihn über eine Angelegenheit um Rath zu fragen. Die Hofleute machten ſich über Sully luſtig, weil ſeine Tracht und Manier noch nach alter Sitte war. Sully bemerkte es und ſagte zum König: Euer Majeſtät, wenn ich mit Ihrem Vater zu ſprechen hatte, ſo ließ er die Hofnarren in die Vorzimmer treten. Nicht lange darauf ſtarb Sully auf ſeinem Schloſſe zu Villebon 1641, in ſeinem zwei und achtzigſten Jahre, von ſeinen Zeitgenoſſen beinahe vergeſſen, unſterblich fortlebend durch ſeine Thaten.

Tilly,

ein öſterreichiſcher Feldherr.

Geboren um 1559. Geſtorben 1632.

Johann Tzerclas Graf von Tilly erſcheint unter den ausgezeichneten Feldherren des dreyßigjährigen Krieges in der erſten Reihe. Er wurde bei Brüſſel von einer angeſehenen Familie geboren und trat ſehr jung in Kriegsdienſte. Indem er von Grad zu Grad bis zum General ſtieg, war jeder Schritt mit ehrenvollen Thaten bezeichnet. Das Glück, welches ihm ſo lange treu geblieben war, verließ ihn endlich in der Schlacht bei Leipzig (7. September 1631). Guſtav Adolph entriß ihm hier den Beinamen des Unüberwundenen, welchen er ſo lange behauptet und durch ſo viele Siege errungen hatte. Im April des folgenden Jahres wurde er, indem er den Übergang über den Lech vertheidigte, tödtlich verwundet und ſtarb zu Ingolſtadt in ſeinem drei und ſiebenzigſten Jahre.

Tilly, Wallenſteins würdiger Nebenbuhler und treuerer Unterthan, vereinte mit vielen Feldherrentalenten auch manche Eigenſchaften, welche ihm die

Liebe und Zuneigung ſeiner Soldaten erwarben. Er war nüchtern, ſtreng in ſeinen Sitten, beſcheiden und ſelbſt menſchlich, wenigſtens gegen ſeine Soldaten. Vor der Schlacht von Leipzig behauptete man von ihm, er ſey nie durch die Liebe hingeriſſen, vom Weine betäubt, oder von einem Feinde geſchlagen worden. Bis an ſeinen letzten Athemzug dachte er an das Beſte ſeines Fürſten und an ſeine Pflicht, und ſterbend noch ſprach er mit verlöſchender Stimme: »Rettet Regensburg, wenn dieſe Stadt verloren geht, iſt der kaiſerliche Thron erſchüttert.«

Ein ſo edler Eifer und ſo glänzende Thaten würden Tilly den unbefleckten Ruhm zurückgelaſſen haben, wenn nicht die Einnahme von Magdeburg ſeinen Lorbeer befleckt hätte, wo ſich ſeine Soldaten unter ſeinen Augen die größten Grauſamkeiten erlaubten.

Galilei,

ein berühmter Aſtronom.

Geboren 1564. Geſtorben 1642.

Galilei war der natürliche Sohn des Vinzenz Galilei, eines geſchickten Muſikers und Mathematikers.

Der junge Menſch machte in der letztern Wiſſenſchaft große Fortſchritte, blieb aber in der Muſik zurück. Er verlegte ſich mit allem Eifer auf die Philoſophie, weil er dieſe Wiſſenſchaft am meiſten liebte, und erhielt auch die Lehrkanzel zu Padua, wo er eilf Jahre mit Beifall ſeine Materie vortrug. In der Folge berief ihn der Herzog von Toskana nach Florenz und gab ihm den Titel ſeines erſten Philoſophen. Galilei hatte das kopernikaniſche Syſtem ſtudirt, er ſchätzte es ſehr, und verbreitete neues Licht darüber.

Man fand dieſe Meinung damals anſtößig und Galilei wurde der Inquiſition angezeigt. Der Pabſt übergab die Sache einer Kommiſſion, und dieſe verbot Galilei ferner zu lehren, daß die Erde ſich um die Sonne drehe, weil Gideon ihr ſtill zu ſtehen geboten habe. Sonſt bezeugte man doch einige Achtung gegen einen Mann, der ſie von ſo vielen Seiten verdiente. Lange Zeit ſchwieg Galilei, endlich konnte er ſeiner Begierde, ſeine Mitmenſchen beſſer zu belehren, nicht widerſtehen, und er gab neue Proben von der Richtigkeit des kopernikaniſchen Syſtems.

Dieſe Kühnheit betrachtete man als ein neues Laſter, er wurde von Neuem vor die Inquiſition gefordert, die ihn 1623 zu folgendem Widerrufe zwang: daß die Sonne im Mittelpunkte des Planetenſyſtems und unbeweglich ſey, ſey eine ungereimte, thörichte und ſelbſt ketzeriſche Behauptung. Eben ſo ſey es

ungereimt zu behaupten, daß die Erde nicht im Mittelpunkte und unbeweglich ſey. Die Abſchwörungsformel, wozu Galilei gezwungen wurde, lautete: Ich, Galilei, ſiebenzig Jahre alt, perſönlich vor Gericht gefordert, ſchwöre auf den Knieen jene Irrthümer ab ꝛc. Im Augenblicke, wo er aufſtand, beſtürzt darüber, einen falſchen Eid geſchworen zu haben, ſchlug er ſeine Augen nieder, und ſagte, indem mit dem Fuße ſtampfte: Und ſie bewegt ſich doch! Galilei wurde noch zu einer dreijährigen Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Galilei hatte auch ſonſt viel mechaniſches Genie und machte wichtige Entdeckungen. Als er von den Gläſern reden hörte, die Jakob Metius in Holland erfunden hatte, und wodurch entfernte Gegenſtände näher erſchienen, ſo dachte er ſo tief und richtig darüber nach, daß er, ohne jemals eines geſehen zu haben, ein Teleskop zu Stande brachte. Mit dieſem Inſtrumente entdeckte er den erſten der vier Trabanten des Jupiters, die Sonnenflecken, und machte mehrere Beobachtungen am Himmel, durch die ſein Name unſterblich geworden iſt.

Der große Mann ſtarb zu Florenz 1642, in ſeinem acht und ſiebenzigſten Jahre. Seit drei Jahren war er blind geweſen.

Moritz von Naſſau,

Staatsmann und Feldherr.

Geboren 1566. Geſtorben 1625.

Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, Sohn Wilhelms, war erſt achtzehn Jahre alt, und ſtudirte zu Leyden, als ſein Vater 1584 durch Meuchelmord fiel. Die Lage der Verbündeten war damals ſehr zweifelhaft. Nur fünf Provinzen hatten die Unionsakte unterzeichnet, zwei noch unſchlüſſig, hingen beinahe auf ſpaniſche Seite, die andern alle hatte der Herzog von Parma entweder gewonnen, oder unterworfen. Meiſter der vorzüglichſten Städte in Brabant, im Beſitze von Frießland, eines Theiles von Geldern und bald auch von Nimwegen, drängte er die Verbündeten von allen Seiten. Die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, der Haß gegen den ſpaniſchen Namen, das Bündniß mit Eliſabeth, und vor Allem die Thätigkeit und Talente Moritzens, retteten die Holländer. Nach dem Tode Wilhelms erbte Moritz das Zutrauen, welches ſein Vater in ſo großem Maße verdient hatte; er wurde Generalkapitän und als man ihm den Grafen Hohenlohe zugab, um ihn

mit ſeinen Rathſchlägen zu unterſtützen, zeigte Moritz bald, daß er nur auf ſein Genie hören durfte, um alle fremden Einflüſſe entbehren zu können.

Wir können die einzelnen Thaten dieſes Fürſten nicht aufzählen, der ſich für den größten Feldherrn in Europa hielt und den ſeine Gleichzeitigen ſowohl, als die Nachwelt, für eines der größten Militärtalente erklärten, das ſeit den Zeiten der Römer erſchienen war. Sein Leben war eine ſelten unterbrochene Kette von Schlachten, Belagerungen und Siegen. Er wußte vortrefflich ſeine Stellungen zu wählen und dem Feinde durch Märſche zu ſchaden, nicht minder klug vertheidigte er Feſtungen, oder eroberte ſie. Die ſchwere Kunſt, die Krieger zur Verachtung der Beſchwerden zu begeiſtern, beſaß er in einem hohen Grade, er war kühn und unternehmend, und wußte in den Schlachten immer den entſcheidenden Augenblick zu faſſen. Das kleine Theater, auf welchem er durch vierzig Jahre gegen die Anſtrengungen des Herzogs von Parma und Spinolas kämpfte, wurde die Schule der berühmteſten Feldherren, und hier war es auch, wo Türenne, ſein Neffe, den erſten kriegeriſchen Unterricht erhielt.

Moritz befeſtigte das Werk, welches ſein Vater angefangen hatte. Ein größerer Feldherr machte er ſein Vaterland durch ſeine Waffen unabhängig, aber ehrgeiziger als Jener, oder weniger vorſichtig, zeigte er bald, daß der Ruhm nicht die einzige Be-

lohnung wäre, welche er für ſeine Dienſte erwartete. Olden Barneveld, Großpenſionär, ein geſchätzter Staatsdiener und tugendhafter Bürger wollte ſich ſeinen Planen widerſetzen, und bezahlte dieſe Widerſpenſtigkeit mit ſeinem Kopfe. Der Generalkapitän benutzte nämlich die religiöſen Spaltungen, welche die Republik nach dem Waffenſtillſtande 1609 zerrütteten, dieſen ehrwürdigen Alten in Verhaft zu nehmen, verurtheilen und hinrichten laſſen. Von dieſer Zeit an war Moritzens Gewalt ohne Gränzen, und vielleicht hätte er auch den ſo ſehnlich gewünſchten Titel erhalten, wenn er nicht 1625, vier Jahre nach dem Wiederanfange der Feindſeligkeiten mit den Spaniern, geſtorben wäre.

Kepler,

ein berühmter Aſtronom.

Geboren 1571, Geſtorben 1631.

Es iſt das Vorrecht großer Geiſter, die empfangenen Begriffe zu verwandeln und Wahrheiten zu verkünden, welche ihren Einfluß über die kommenden Jahrhunderte verbreiten. In dieſer zweifachen Beziehung verdient denn auch Kepler als einer der größ-

ten Männer betrachtet zu werden, die auf dieſem Planeten ſich zeigten; er iſt wahrhaft der Stifter der neuern Aſtronomie.

Zu Wiel, im Würtembergiſchen, wurde er im Jahre 1571 geboren. Im achtzehnten Jahre ging er nach Tübingen, die Philoſophie zu hören, und fand dort einen geſchickten Aſtronomen, Michael Möſtlin, der ſein Lehrer ſowohl in dieſer Wiſſenſchaft, als in der vorbereitenden Mathematik wurde. Möſtlin war einer der erſten Bekenner des kopernikaniſchen Syſtems; auch Kepler, der wahrſcheinlich bei ſeinen erſten Schritten in der Wiſſenſchaft die Fruchtbarkeit dieſer Hypotheſe ahnte, entſchloß ſich ſogleich zur Annahme derſelben. Sein Ruf verſchaffte ihm bald eine Anſtellung in der Hauptſtadt Steyermarks.

Hier entſpann ſich zwiſchen ihm und Tycho-Brahe ein Briefwechſel, welcher dieſem das lebhafteſte Verlangen einflößte, Keplern bei ſich zu ſehen, ihn, den er ſchon als ſeinen Nachfolger betrachtete. Die dringenden Vorſtellungen dieſes berühmten Sternkundigen und der Titel eines Hofmathematikers, beſtimmten Keplern, im Jahre 1600 mit ſeiner Familie in Prag ſich niederzulaſſen. Schon im folgenden Jahre ſtarb Tycho-Brahe, und hinterließ ſeinem Zöglinge den reichen Schatz ſeiner Beobachtungen und das Geſchäft, die Rudolphiniſchen Tafeln fortzuſetzen, die er begonnen hatte.

Kepler beſaß in der Phyſik nicht weniger Stärke als in ſeiner Hauptwiſſenſchaft. Ausgerüſtet mit dem ſeltenen Vereine von durchdringendem Scharfſinn und lebhafter Einbildungskraft, fand er ſich abſichtslos zur Wiſſenſchaft der Urſachen hingezogen; er konnte es nicht über ſich gewinnen, ein Phänomen zu bemerken, ohne ſeiner innerſten Natur nachzuſpähen. Seine Nachforſchungen führten ihn auf die Fortpflanzungsart des Lichtes und auf die noch wenig gekannte Erſcheinung der Strahlenbrechung. Er ſchuf eine neue Wiſſenſchaft, welche er optiſche Aſtronomie benannte, und ſeine glückliche Anwendung der Phyſik auf die Aſtronomie wurde das Vorſpiel der erſtaunenswürdigſten Entdeckungen.

Die Meinung von der zirkelförmigen Bewegung, als dem einfachſten und natürlichſten Gange der Himmelskörper charakteriſirt das Alterthum. Kepler aber zerriß den Schleyer, den zwanzig Jahrhunderte geſchont hatten, indem er die wahre Form der planetariſchen Kreisbewegung entdeckte, und in dem berühmten Kommentar über die Bewegung des Mars bekannt machte, ein Werk, das unter die außerordentlichſten gehört, welche der menſchliche Geiſt mit den Waffen des Scharfblickes und der Geduld zu Stande brachte. Als nun die Aſtronomie dieſe Bereicherung erhalten hatte, fielen die Epizikles Kopernik's und Tycho's ſelbſt. Die Ein-

fachheit der Naturgeſetze war auch hierin entſchieden; ihre Anerkennung trat an die Stelle der zuſammengeſetzten Vermuthungsſätze, ohne welche man bis dahin die Bewegungen der Himmelskörper nicht erklären konnte.

Dieß Werk, das im Jahre 1619 erſchien und jenes, das er im Jahre 1609 bekannt machte, ſtellten die drei großen Wahrheiten auf, die man mit Recht als Grundfeſten der neueren Aſtronomie betrachtet, und die noch den Namen der Geſetze Keplers führen. Die Planetenbahnen ſind Ellipſen in ungleicher Bewegung und mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß der Raum immer mit der Zeit im Verhältniſſe bleibt; das Quadrat der Zeit ihrer Umwälzungen iſt gleich dem Kubus ihrer Entfernung von der Sonne. — In dem Augenblicke, als Kepler das letzte dieſer Geſetze entdeckte, konnte er ſich nicht überreden, daß er endlich eine Wahrheit ſollte gefunden haben, die er ſeit ſiebenzehn Jahren vergeblich geſucht hatte. Wie ſehr würde er nicht erſtaunt ſeyn, wenn er die Folgerungen hätte vorausſehen können, die man aus dieſem Geſetze zog? Nothwendig leitete man hieraus ab, daß die Zentralkraft, oder die Schwere der Planeten gegen die Sonne mit dem Quadrate der Geſchwindigkeit im umgekehrten Verhältniß ſtehe; eine Entdeckung, welche Newtons ſchönſte war.

So ſchließen auch Keplers Werke den Keim

faſt aller neuern aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Ideen in ſich. Er ergründete die Geſetze der Bewegung, erkannte die Kraft der Trägheit, errieth die Umwälzung der Sonne um ihre Achſe und begabte dieſes Geſtirn mit einer beſonderen Kraft, die Planeten in ihren Bahnen zu halten und darin ſich zu bewegen. Doch muß man geſtehen, daß ungeachtet der großen Wahrheiten, die er mitunter mehr wahrgenommen und angedeutet, als erwieſen hatte, ſich in ſeine Werke Fehler ſchlichen, die heut zu Tage lächerlich erſcheinen. Er, der ſein Jahrhundert in ſo vielen Hinſichten umſtaltete, mußte doch auch der Erziehung, der Gewohnheit und der menſchlichen Schwäche einen Tribut zollen.

Die Rudolphiniſchen Tafeln, welche für ihn der Gegenſtand ſo vieler Arbeiten und der Anlaß ſo vieler Entdeckungen waren, erſchienen im Jahre 1627. Sie ſind das ſchönſte Denkmal, welches je ein Schüler dem Ruhme ſeines Meiſters errichtet hat, und beinahe die letzte Arbeit des großen Mannes. Er ſtarb zu Regensburg am 16. November 1631. Sein ſo beſchäftigtes und den Wiſſenſchaften ſo nützliches Leben wurde fortwährend durch Erhaltungsſorgen beunruhigt. Bei dem kargen Einfluſſe kleiner Penſionen mußte er Wahrſagerkalender ſchreiben, um nur einigermaßen ſich und den Seinigen das Leben zu friſten. So war denn Keplers Loos, das ſo vieler großen Männer: Ruhm und Armuth.

Rubens.
Gustav Adolph.
Aurengzeb.
Ninon de Lenclos.
Colbert.
Condé.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Rubens,

ein berühmter Maler.

Geboren 1577. Geſtorben 1640.

Rubens iſt das Haupt der Flamändiſchen Schule und der gleichgroße Nebenbuhler der berühmteſten Maler Italiens und Frankreichs, deren Geſchmack dem ſeinen am meiſten entgegengeſetzt iſt. Und ſelbſt die meiſten dieſer großen Künſtler läßt er hinter ſich durch Feuer der Einbildungskraft, Reichthum an Ideen, Kraft und Wahrheit der Charaktere, durch Friſchheit und Abwechslung in der Farbengebung, Vertheilung des Lichtes und durch ſeinen kräftigen, lebhaften und doch weichen Pinſelſtrich, der das Einzelne beſeelen und in harmoniſche Verbindung zu ſetzen weiß. Um der größte aller Maler, oder vielmehr um ein vollkommener Maler zu ſeyn, fehlte ihm nur größere Reinheit in der Zeichnung und Zierlichkeit in der Geſtaltung.

Er wurde im Jahre 1577 in Köln geboren, ſeine Eltern hatten ſich hierher während der Unruhen in den Niederlanden aus Antwerpen geflüchtet. Nach ihrer Rückkehr dahin verſchafften ſie ihrem

Sohne die Stelle eines Edelknaben bei der Gräfin Labain, aber er behielt ſie nur kurze Zeit. Bei ſeiner lebhaften Vorliebe für Malerei erhielt er bald durch Van-Ooſt Unterricht, und vervollkommnete ſich bei Otto Vänius.

In einem Alter von drei und zwanzig Jahren ging er nach Italien und hatte ſo Gelegenheit genug, die Gemälde zu ſtudiren, mit welchen Julius Romanus den fürſtlichen Pallaſt gezieret hatte. Hierauf verfügte er ſich nach Rom und Venedig. In den Meiſterwerken Tizians und Paul Veroneſe's fand er die Regeln des Kolorits und der Lichtvertheilung. Durch ſolche Vorbilder belehret, von tiefem Studium der Natur geleitet, gelangte er dahin, ſich eine eigene Manier zu ſchaffen.

Nach einem Aufenthalte von ſieben Jahren verließ er Italien, als er zu Genua die Nachricht von einer gefährlichen Krankheit ſeiner Mutter erhielt. Aber als er in ſein Vaterland zurückkam, lebte ſie nicht mehr. Schmerz über ihren Tod verurſachte ihn, ſich in die Abtei des heiligen Michael zurückzuziehen, wo er ſich mit keinem andern, als dem Gegenſtande ſeiner Kunſt beſchäftigte. Sein rühmlich bekannter Name verſchaffte ihm die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs Albert und ſeiner Gemahlin Iſabella, welche ihm denn auch eine ſehr beträchtliche Penſion zuſicherte. Rubens ſetzte ſich nun in Flandern feſt und heirathete.

Der Ruhm ſeiner künſtleriſchen Größe vermehrte ſich mit jedem Tage; Königin Marie von Medizis, ließ ihn nach Frankreich kommen und beauftragte ihn, die Gallerie von Luxemburg zu malen. Er vollendete dieſe Gemälde in Antwerpen und ſtellte ſie im Jahre 1625 im königlichen Pallaſte zu Paris auf. In vier und zwanzig Darſtellungen enthalten ſie die Geſchichte der Fürſtin, in allegoriſchem Style behandelt. Einige davon ſind ganz von ſeiner Hand, andere von ihm nur ſkizzirt.

Rubens hatte die Bemerkung gemacht, daß Maler, die ſich zu knechtiſch nach den Antiken bilden, ihren Figuren unwillkürlich ein ſteinartiges Anſehen geben; daß ſie ſich in der Eigenheit der Umriſſe, in den Stellungen ſelbſt wiederholen. Die Furcht, in dieſen Fehler zu verfallen, mag ihn nun allzuſehr von dem Charakter der koſtbaren Vermächtniſſe des Alterthums, dieſen ächten Typen des Idealiſch-Schönen entfernt haben, aber er fühlte dagegen mächtig, daß die Natur immer reich und mannichfaltig in ihren Schöpfungen, für einen Genius, wie der ſeine, kein allzuweites Feld ſey; er erhob ſich aus den engen Räumen froſtiger Nachahmung, und bewies, daß man um den höchſten Regeln zu gehorchen, ſich oft von vielen Regeln befreien müſſe.

Ausgerüſtet mit Lebhaftigkeit und Thätigkeit, mit mehrſeitiger Bildung, gefällig, beredet, vorſich-

tig, war er für das praktiſche Leben, als für das künſtleriſche geeignet. Die Infantin erwählte ihn im Jahre 1628 zu einer Sendung nach Spanien, um den König von den Vorfallenheiten in Flandern zu unterrichten und ihm gewiſſe Maßregeln, als beförderlich für ſein Intereſſe anzuempfehlen. Einige Zeit ſpäter wurde er zum Friedensgeſchäfte zwiſchen Karl I. und dem Könige von Spanien verwendet. Er benahm ſich bei dieſen verſchiedenen Anläſſen mit großer Klugheit und erhielt von beiden Souveränen Beweiſe ihrer Achtung und ehrenvolle Belohnungen.

Nachdem er ſich ein beträchtliches Vermögen geſammelt hatte, lebte er auf einem ziemlich glänzenden Fuße, jedoch ohne Verſchwendung und Prunk. Beſcheiden und verbindlich im Betragen gegen Kunſtgenoſſen, machte er ſichs zuweilen zum Vergnügen, ihre Werke ſich zu verſchaffen.

Nach zweimaligem geſegneten Eheſtande ſtarb er am 30. May 1640, in einem Alter von drei und ſechszig Jahren. Ein Verzeichniß ſeiner Werke läßt ſich hier nicht aufnehmen und man begnügt ſich mit der Bemerkung, daß es in Europa nicht eine bedeutendere Bilderſammlung gibt, die nicht irgend eines ſeiner Werke beſäße. Das Pariſer Muſäum hat ſich mit einer Anzahl ſeiner vorzüglichſten Meiſterwerke bereichert.

Er hatte eine große Anzahl von Zöglingen, hierunter waren: Vandyk, Diepenbek, Wildens,

Sneyders, Van-Mol, Van-Tulden, Jakob Jordans, Erasmus Quellinus und Gerhard Seghers. Auch hinterließ er einige Schriften über die Malerei; ſie waren in lateiniſcher Sprache abgefaßt und wurden nie gedruckt.

Keine Gemälde wurden mit größerem Erfolge nachgeſtochen, als die ſeinigen und vorzüglich durch Künſtler ſeiner Zeit, deren Platten er oft verbeſſerte. Die vorzüglichſten waren Lukas Woſtermann, die Brüder Bolswert, Paul Pontius, Viſcher und Van-Schuppen.

Guſtav Adolph,

König von Schweden.

Geboren 1594. Geſtorben 1632.

Guſtaph Adolph, Enkel Guſtav Waſas, Königs von Schweden, zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend die größten Anlagen. Mit zwölf Jahren war er ein guter Offizier und kannte die vorzüglichſten eurpäiſchen Sprachen, mit ſechszehn nahm er ſchon in die Geſchäfte Einfluß, erſchien im Rathe und an der Spitze der Heere, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Miniſter und befahl als König. Im

Jahre 1611, nach Karls IX. Tode, gaben ihm die Stände die Krone und erklärten ihn für großjährig.

Schweden brauchte damals einen Monarchen, der es vertheidigen konnte: unter einer bloßen Reichsverweſung wäre es zu Grunde gegangen. Zutrauen, Enthuſiasmus und Nothwendigkeit hießen die Geſetze ſchweigen, die Talente und die Entſchloſſenheit des jungen Königs retteten den Staat. Der nächſte und gefährlichſte Feind war Dänemark; Guſtav ſchlug ſeine Angriffe zurück, errieth ſeine Plane und wußte durch ſeine weiſen Maßregeln den Frieden herbeizuführen, der 1613 geſchloſſen wurde. Dann wandte er ſeine Waffen gegen die Ruſſen, ſchlug ſie und zwang ſie 1617 zu einem Frieden, deſſen Bedingungen er vorſchrieb.

Nun blieb Sigmund, König von Polen, übrig, ein perſönlicher Feind, der ihn durch die Waffen vom ſchwediſchen Throne ſtürzen wollte, welchen er ſelbſt wegen ſeiner Zuneigung für die katholiſche Religion 1600 verloren hatte. Nach ſeiner Gewohnheit reichte ihm Guſtav mit einer Hand das Schwert, mit der andern den Ölzweig. Sigmund, durch den Kaiſer Ferdinand II. geſtimmt und ſich auf deſſen Hülfe verlaſſend, zog den Krieg vor; aber der lange Krieg, welcher nun entſtand, entwickelte nur die Talente des jungen Helden, bildete die ſchwediſchen Truppen und verbreitete ihren Ruf. Endlich 1630 gelang es dem franzöſiſchen Geſandten, die beiden

Könige zu verſöhnen und einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre zu Stande zu bringen.

Guſtav dachte jetzt darauf, ſeine Waffen nach Deutſchland zu wenden. Als ſich Guſtav über die Hülfe beklagt hatte, die der Kaiſer Sigmunden geleiſtet hatte, ſo antwortete Wallenſtein dem Schneekönige, wie er Guſtav nannte: ſein Kaiſer habe zu viele Truppen, er müſſe einige davon verleihen. Guſtavs Geſandte wurden mit Stolz vom Lübecker Kongreſſe zurückgewieſen, Ferdinand wollte ſie nicht anerkennen. Nebſtdem waren auch die Herzoge von Pommern und Meklenburg ihrer Beſitzungen beraubt worden, und die Kaiſerlichen hatten Sachſen, Brandenburg und die Ufer des baltiſchen Meeres beſetzt, und lebten dort auf Unkoſten dieſer Länder. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland wünſchte Guſtavs Hülfe, und Frankreich und Holland lagen Guſtav an, ſich an die Spitze einer neuen Ligue zu ſetzen.

So viele Beweggründe und die Begierde, ſich zu rächen, vielleicht aus Ehrgeiz, beſtimmten endlich Guſtavs Entſchluß. Er trug zuerſt Ferdinand den Frieden an; der Baron von Dohna antwortete ihm: wenn man ſeine Bedingungen annehmen ſolle, müſſe er mit einem Heere im Herzen von Deutſchland ſtehen. Guſtav brach alſo auf. Im Juni 1630 landete er mit achtzehntauſend Schweden an der Inſel Uſedom bei der Mündung der Oder, bemächtigte ſich Pommerns, drang nach Brandenburg vor und

vergrößerte ſeine Armee durch Talente, Tapferkeit und Milde. Im folgenden Jahre ſchloß er ein Freundſchaftsbündniß mit Frankreich, verband ſich enger mit Heſſen und Sachſen, gewann gegen die Kaiſerlichen die berühmte Schlacht bei Leipzig, vertrieb ſie aus Franken und der Pfalz, unterwarf ſich alles Land von der Elbe bis zum Rheine und drang gegen Elſaß vor. Im Jahre 1632 überſetzte er den Lech, ungeachtet aller Anſtrengungen, welche ihm Tilly entgegenſtellte, und bemächtigte ſich Baierns. Die Fortſchritte der Kaiſerlichen unter Wallenſtein rieſen ihn nach Sachſen zurück, er konnte ihr verſchanztes Lager nicht erobern, aber er wußte ſie durch kluge Bewegungen hinzuhalten und endlich bot er ihnen den (6. November 1632) in der Ebene bei Lützen die Schlacht an. Die Schweden blieben Meiſter von der Wahlſtatt, aber ihr Sieg war theuer bezahlt, Guſtav wurde ſchon zu Anfang des Treffens getödtet. So ſtarb in ſeinem acht und dreißigſten Jahre der vortrefflichſte Fürſt ſeiner Zeit.

Guſtav Adolph gehört unter die größten Feldherren ſeiner Zeit; man kann ihn mit Recht als den Gründer der neuen Schule betrachten. Seine Zöglinge Wrangel, Torſtenſohn, Weimar, Horn, Banner, haben lange nach ihm noch den Glanz ſeines Namens erhalten. Er gab Schweden eine neue militäriſche Verfaſſung und ſchuf eine bleibende Landmiliz, welche zugleich die innere Ruhe ſicherte und

die Armeen mit brauchbarem Nachwuchs verſah. Er führte bei ſeiner Armee eine ſtrenge Kriegszucht ein und unterrichtete ſie auf eine ganz neue Art. Er gab zuerſt Beiſpiele von jenem Zuſammenwirken, von dieſer Ordnung und Schnelligkeit der Bewegungen, wovon der Erfolg der Schlachten abhängt. Aber auch die bürgerlichen Geſchäfte wurden nicht vernachläſſiget. Durch die Rathſchläge ſeines berühmten Kanzlers Axel Oxenſtiern unterſtützt, verbeſſerte er die Gerechtigkeitspflege, die Finanzen, errichtete Univerſitäten und ſtiftete eine indiſche Geſellſchaft. Seine unermüdete Thätigkeit erſtreckte ſich bis aufs Kleinſte. Eben ſo groß in der Mitte ſeiner verſammelten Stände, als an der Spitze ſeiner Heere, wußte er ſich überall Liebe, Zutrauen und Ehrfurcht zu erwerben. Guſtav trieb ſeine Tapferkeit zuweilen zum Verwegenen; er glaubte, daß es nicht allein ſeine Pflicht ſey, die Bewegungen der Truppen zu leiten, ſondern auch Beſchwerden und Gefahr mit ihnen zu theilen. Vor der Schlacht vor Lützen hatte er ſchon vierzehn Wunden auf dem Schlachtfelde erhalten. Er achtete alle Religionen und bat Gott, wie er ſagte, alle Menſchen durch die Liebe zu vereinigen, weil dieß durch den Glauben unmöglich ſey.

Aurengzeb,

Regent der Mongolen.

Geboren um das Jahr 1607. Geſtorben 1707.

Dieſen Fürſten hat man den Auguſt der Mongolen genannt, allein dieſer Parallele mangelt es an Richtigkeit. Auguſt war im eigentlichen Sinne des Wortes kein Vatermörder, während Aurengzeb ſich mit einem ſeiner Brüder verſchwor, dem Vater die Krone zu entreißen. Als dieſer entthront, eingekerkert war, ließ er ihn vergiften, und, um ſich aller Nebenbuhler zu entſchlagen, ſeine Brüder erwürgen. Nach dieſem Verbrechen gab er ſich der Mäßigung, Andacht, religiöſer Demuth und Reumüthigkeit, Masken, durch die man ſicherer als anderswo, in Indien täuſchen kann. Er begnügte ſich mit grobem Brode und mit Hülſenfrüchten im Waſſer gekocht; er verdankte, ſagte er, das Reich der Mongolen der Gnade Gottes, welcher die Stolzen darniederbeuge und die Demüthigen erhebe.

Seine Verbrechen, ſeine Heuchelei waren für ihn günſtig, darin ähnelt er dem Auguſt. Seine Regierung war glänzend, er vermehrte ſeine Staa-

ten mit den Reichen Viſtapour, Dekan, Golkonda und mit dem Karnatik.

Ein Zeitgenoſſe von Ludwig XIV. regierte er über ein halbes Jahrhundert und ſtarb im Jahre 1707, in einem Alter von ungefähr hundert Jahren. Er beſaß Tapferkeit, Thätigkeit und Mäßigung. Seine Kinder fürchtete er, wie ſein Vater eigentlich die ſeinen hätte fürchten ſollen, und um es zu verhüten, daß ſie nicht das ſchreckliche Beiſpiel nachahmten, welches er ihnen gegeben hatte, hielt er ſich oft in der Mitte ſeines Lagers auf.

Zwar war er ein Mohamedaner, aber ſehr gleichgültig in Religionsmeinungen, wie dieß die Ehrſüchtigen meiſtens ſind. Einſt befragte er — ſo erzählte der Jeſuite Catrou — einen Rabbi, welche der drei herrſchenden Religionen die wahre ſey? Der Rabbi antwortete durch folgende Erzählung:

Ein Hausvater beſaß einen Diamant von unſchätzbarem Werthe; jedem ſeiner drei Söhne gelüſtete, ihn einſt zu beſitzen. Um nun den Streitigkeiten vorzubeugen, welche der Beſitz des Diamants nach ſeinem Tode veranlaſſen könnte, ließ der Vater noch zwei andere Steine und zwar mit ſolcher Kunſt ſchleifen, daß es nicht möglich war, ſie von dem ächten zu unterſcheiden. Er vertheilte die beiden falſchen Steine ſammt dem ächten unter ſeine Söhne, und Jeder hielt nur ſich für den glücklichen Beſitzer des Steines, den er gewünſcht hatte.

Ruyter,

ein holländiſcher Seeheld.

Geboren 1607. Geſtorben 1676.

Michael Adrian de Ruyter, erſter Admiral der vereinten Provinzen, wurde zu Vlieſſingen in Seeland geboren. Er war ein Bürgersſohn und verließ mit eilf Jahren ſein väterliches Haus, weil ihn ein unüberwindlicher Hang zur Schifffahrt trieb. Ruyter ohne Vermögen und Freunde, erhielt doch alle Ehrenſtellen und kam durch ſeine großen Talente zu dem höchſten Poſten in der Marine. Beinahe immer auf dem Meere hatte er in ſeiner Jugend zwei Reiſen nach Amerika gemacht. Seine Tapferkeit zeigte er zu Dublin, als dieſe Stadt von den Irrländern überfallen wurde, vor Salé gegen die Korſaren von Algier, und in der Expedition, die 1641 an den portugieſiſchen Küſten unternommen wurde; hier war es, wo die Spanier großen Verluſt erlitten und Ruyter zum Vizeadmirale befördert wurde.

Ruyter, wiewohl noch jung, hatte beſchloſſen, von ſeinen Beſchwerden auszuruhen und wollte deßwegen die Seedienſte verlaſſen, aber er konnte dem

Andringen der Seeländer nicht widerſtehen, die ihm in dem erſten Kriege mit England den Oberbefehl über die Eſkadre dieſer Provinz antrugen. Er unterſtützte auch den Admiral Tromp in drei Schlachten ſehr kräftig, welche 1653 an den engliſchen Küſten vorfielen. Drei Jahre darauf wurde er zur Züchtigung der Barbaresken in das mittelländiſche Meer abgeſchickt, und nahm ihnen eine große Anzahl von Schiffen weg. 1659 erhielt er von den Staaten den Auftrag, dem Könige von Dänemark beizuſtehen, welcher damals mit den Schweden im Kriege verwickelt war und erfüllte ſeine Sendung mit ſo glänzendem Erfolge, daß der König ihn und ſeine Familie in den Adelſtand erhob und ihm eine beträchtliche Penſion zuſicherte. 1661 wurde Ruyter zum zweiten Male gegen die Algierer und Tuneſer abgeſchickt, ſie für die Raubereien zu beſtrafen, welche ſie gegen die Schiffe der Republik ausübten, und er wußte ſie durch neue errungene Vortheile zum Frieden zu zwingen.

Im Jahre 1665 war der Krieg mit England ausgebrochen; Ruyter verheerte die Beſitzungen dieſer Macht an den Küſten von Guinea, Terreneuve und nahm eine große Anzahl von Schiffen. Als der Admiral D'Opedam in einer Schlacht gegen den engliſchen Admiral Prinz Robert geblieben war, wurde Ruyter der Oberbefehl über die große Flotte anvertraut. In beiden Feldzügen von 1666 und 1667

ſchlug er die Engländer in mehreren wichtigen Treffen und trug den Schrecken bis in die Mitte der Hauptſtadt, indem er zu Rocheſter, Chatam und andern Häfen der Themiſe eine große Menge Schiffe zerſtörte oder verbrannte.

Ludwig XIV. hatte 1672 den Holländern den Krieg erklärt und ſeine Flotte zu der engliſchen ſtoßen laſſen. Ruyter beſiegte die vereinte Kraft beider Nationen. Während Ludwig XIV. Holland eroberte, hielt dennoch Ruyter die Ehre ſeiner Flotte aufrecht und ſicherte ihm die Herrſchaft des Meeres. Der Marſchall von Eſtrees, welcher die franzöſiſche Flotte befehligte, ſchrieb an Kolbert von dieſem Tage: »Ich würde mein Leben für den Ruhm hingeben, welchen ſich Ruyter erworben hat.«

Auf dem Gipfel ſeines Glückes fand Ruyter ſeinen Tod mitten in der Schlacht; er wurde den 21. April 1676 bei Agoſta in Sizilien in dem Treffen hart verwundet, welches er mit dem franzöſiſchen Seehelden Duguesne ſchlug und ſtarb acht Tage darauf. Sein Verluſt wurde allgemein betrauert und ſelbſt Ludwig XIV. zeigte nach Ruyters Tode öffentlich ſeine Achtung für den Helden.

Ruyters Körper wurde nach Holland geführt, dort mit den größten Ehren empfangen und die Staaten errichteten ihm ein Denkmal, das noch heute an ſeine Siege erinnert. Kurz nach ſeinem Tode hatte ihn der König von Spanien zum Herzoge erhoben,

aber ſeine Familie wollte einen ſo berühmten Namen ohne Zuſatz erhalten, und nahm keinen der Titel an, womit die Könige von Dänemark und Spanien Ruyters Dienſte belohnt hatten.

Ruyter vereinigte alle moraliſchen Vorzüge mit den Eigenſchaften eines großen Feldherrn, er war immer glücklich, bis ihm der Tod von dem Schauplatze ſeines Ruhmes wegriß. Er war in fünfzig Schlachten geweſen und nie anders, als ſehr leicht verwundet worden. Einigemale war er in den ſchrecklichſten Stürmen zur See geweſen, aber ihm war kein Unfall begegnet.

Man muß bedauern, daß die Berichte, welche Ruyter von ſeinen Schlachten zurückgelaſſen hat, denen, welche die nämliche Bahne betreten, doch nicht von großem Nutzen ſind. Aber in jenen Zeiten waren die Gewohnheit des Elementes, Muth und Verwegenheit die erſten Eigenſchaften des Seemannes. Die Kunſt der Signale in der Kindheit, geſtattete jene klugen Bewegungen nicht, welche jetzt gemacht werden. Nebſtdem war auch der Bau der Schiffe zum Entern vortheilhaft, man ſchlug ſich gewöhnlich mehr in der Nähe; und war der Streit einmal begonnen, ſo brachen ſich die Linien, die Schiffe vermiſchten ſich, und Tapferkeit und Verwegenheit allein entſchieden das Schickſal der Schlachten.

Ninon de Lenklos,

eine ſchöne und geiſtreiche Franzöſin.

Geboren 1616. Geſtorben 1706.

Wenn es auch wahr iſt, daß Ninon's Vater ſich hauptſächlich mit Muſik beſchäftigte, ſo vereinte er doch mit dieſer Lieblingsneigung einen Hang zum Philoſophiren. Seiner erſt zehnjährigen Tochter wußte er an Letzterem Gefallen einzuflößen. Sie las unter ſeinen Augen Montaigne's und Charron's Werke. Das Vergnügen war ihm die höchſte Weisheit; er fügte zum Unterricht das Beiſpiel und, der Widerſtrebungen einer verſchieden denkenden Mutter ungeachtet, bekannte Ninon ſo aufrichtig ſich zur Lehre des Vaters, daß ſie wie Epikur dachte und Aſpaſia handelte.

Lebhaft und wohlgeſtaltet, voll Geiſt und anziehend, trat ſie kaum aus den Kinderjahren, und man ſprach von ihren Reizen, ihren witzigen Einfällen, ihrem Unterrichte und ſelbſt von ihrem philoſophiſchen Geiſte. Sie ſang mit bezaubernder Stimme, ſpielte verſchiedene Inſtrumente und tanzte zum Entzücken. Sie erklärte Schönheit ohne Grazie für einen Angel ohne Lockſpeiſe. Mit ſolchem Verlan-

gen zu gefallen, ſolchen Waffen Männerherzen zu beſiegen, würde ſie ohne Zweifel eine ſehr glänzende Heirath gemacht haben; allein ſie wollte nur Verehrer.

Es fanden ſich deren, und Graf Coligny erhielt unter den erſten, die ihr huldigten, den Vorzug. Er war wenig älter, als Ninon, ihre Leidenſchaft für ihn, die erſte, die ſie fühlte, war lebhaft, allein — von kurzer Dauer. Die Urſache war auf Seite des Grafen und Ninon fand ſich dadurch weder beleidigt noch überraſcht; ſie hatte die Liebe ohnehin nur für ein launenhaftes Bedürfniß gehalten, deſſen Dauer vom Entſchluſſe keine Geſetze annimmt, für ein blindes Gefühl, das keinen Vorzug in dem Gegenſtande vorausſetzte, der es für ſie erweckte und das folglich keinen Anſpruch auf Dankbarkeit machen könne.

Es würde ſchwer ſeyn, ein Syſtem zu erfinden, das angenehmer und bequemer wäre, als dasjenige, zu welchem ſie ſich bekannte; auch ſagte ſie zu Saint-Evremont: »Alle Abende danke ich dem »Himmel für meinen Geiſt, und alle Morgen bitte »ich ihn, mich vor den Übereilungen meines Herzens »zu bewahren.« Doch ihre Bitte wurde ſelten erhört und wechſelweiſe gab ſie bald Coligny, Villarceaux, Sevigné, Condé, dem Marſchall Albret, dem Herzog la Rochefoucauld den Vorzug. La Chartre, der Graf Palluan, der Abbé Effiat, der

Marſchall d'Eſtrées und viele andere gehörten in dieſe Zahl, und ſie wurden von dem Augenblicke zurückgeſetzt, als ſie aufhörten, intereſſant zu erſcheinen.

Immer bereit, ein näheres Verhältniß zu zerreißen, hielt ſie doch nichts für unerlaubter, als Verſtellung und Lüge. Die Geſetze des Anſtandes, eingepropfte Vorurtheile, nichts vermochte ſie irre zu machen, und Ninon hatte ſich vorgenommen, ſich zum Manne zu machen. Rouſſeau verſichert zwar, daß er dieſen Mann weniger zum Freunde, als zur liebenden Freundin wünſchte, allein hätte er nur zu ihrer Zeit gelebt, er würde höchſt wahrſcheinlich wie Gourville gedacht haben. Dieſer mußte ſie einer dringenden und langen Reiſe wegen verlaſſen. Er vertraute ihrer Bewahrung eine Schatoulle mit zehntauſend Thalern; und eine gleiche Summe übergab er einem Abbé. Bei ſeiner Zurückkunft läugnete dieſer die Thatſache und zehntauſend Thaler waren für Gourville verloren. Neuer Schrecken befiel ihn, als er bei Ninon eintrat, und ſie ihm mit einer Umarmung ſagte: »Ach Gourville! Mir iſt in Ihrer »Abweſenheit ein großes Unglück begegnet, ein Un»glück, das durch nichts kann gehoben werden. Ich »habe nämlich den Geſchmack verloren, welchen ich »an Ihnen fand, aber nicht das Gedächtniß des »Abends vor Ihrer Abreiſe, an dem Sie mir zehn»tauſend Thaler anvertrauten. Hier ſind ſie, blei»ben Sie mein Freund.« Gourvilles Dank nahm ſie

als Beleidigung auf, und der junge Mann fand ſich von achtungsvoller Freundſchaft für die treuloſe Geliebte erfüllt.

Was aber den Werth und die Liebenswürdigkeit Ninons am beſten beweiſet, iſt, daß Damen vom erſten Range es nicht unter ſich hielten, ſie öfter zu ſehen. Die Königin Chriſtina von Schweden, als ſie im Jahre 1656 nach Paris kam, beehrte ſie beinahe ausſchließend vor andern Frauen mit ihren Beſuchen. Auch weiß man, daß Marion de Lormes und Madame Scarron ihre Freundinnen waren. So viele Anbeter ſie auch hatte, war dennoch die Zahl ihrer Freunde ungleich größer, und Alles, was die Stadt und der Hof Ausgezeichnetes beſaß, gehörte in ihren Zirkel. Die Frauen von la Fayette, la Sabliere, Sevigné, Grigean und Coulanges zogen ihr Haus jedem andern vor; denn hier traf man Künſtler und Gelehrte aller Art: St. Evremont, la Rochefoucauld, Chapelle und Bachaumont, Moliere und Chaulieu, Fontenelle und den Grafen von Grammont.

Voltaire wurde ihr noch als Knabe vorgeſtellt, und ſeine geiſtvollen Antworten drangen ihr die Weiſſagung ab: daß er einſt einer der größten Männer ſeines Jahrhunderts ſeyn werde, und in ihrem Teſtamente fand ſich für ihn eine Summe, um Bücher zu kaufen.

Ninon verlor ihre Schönheit; aber bis auf die

letzten Augenblicke erhielt ſie ihre Anmuth des Geiſtes. Der Tod hatte für ſie keinen Schrecken und ihr Herz hatte keine andere Sehnſucht, als in jener Welt die Freunde wieder zu finden, welche ihr dieſe verſchönert hatten. Sie ſtarb im Jahre 1706, dem neunzigſten ihres Alters. — Man hat zwei Geſchichten ihres Lebens bekannt gemacht, der Verfaſſer der einen iſt Brét, der andere iſt Damours.

Colbert,

franzöſiſcher Staatsminiſter.

Geboren 1619. Geſtorben 1683.

Colbert wurde zuerſt von dem Kardinale Mazarin bemerkt, der ihn von einem Banquier, bei welchem er arbeitete, wegnahm, ihn bei ſich anſtellte und endlich zu ſeinem Intendanten machte. Da er ſeine Talente immer deutlicher wahrnahm, ſo empfahl er ihn bei ſeinem Tode Ludwig XIV. aufs kräftigſte. Ich danke Euer Majeſtät Alles, ſagte er, aber ich glaube einen Theil meiner Schuld abzutragen, indem ich Ihnen Colbert ſchenke. Auch ſah man bald, daß Colbert nur ſeinen Verdienſten ſeine Beförderung danke. Denn zum Hofmanne und zur Intrigue war

er ſehr ſchlecht geeignet. In ſeiner Geſtalt hatte er etwas Zurückſtoßendes, er hatte graue Augen und ſchwarze und dichte Augenbraunen. Ernſt und trocken konnte er ſich in die Hofmanieren nicht ſchicken, und Ludwig XIV. ſagte ſelbſt: Colbert habe am Hofe die Sitten eines Bürgers aus Paris beibehalten. Er ſprach wenig, vielleicht gefliſſentlich, und eine Dame, die ihm einmal gar keine Rede abgewinnen konnte, ſagte endlich verdrießlich: So geben Sie mir doch wenigſtens durch ein Zeichen zu verſtehen, daß Sie mich hören!

Colbert kam gerade zu dem rechten Zeitpunkte, durch ſeine Kenntniſſe und die Ordnung, welche er einführte, die Finanzen zu verbeſſern, welche Mazarin und Fouquet im ſchlechteſten Zuſtande verlaſſen hatten. Ohne Colbert hätte Ludwig XIV. nie ſeine großen Unternehmungen ausführen können. Es iſt wahr, daß Colbert an Fouquets Sturze arbeitete, aber dieſer war auch wirklich ſtrafwürdig, und kaum trat Colbert in ſeine Stelle, ſo begann Frankreichs goldnes Alter. Colbert hatte große Anſichten, den vortrefflichſten Willen und er war ſo glücklich, einen König zu finden, der gerne das Gute that, wenn er es einſah. So wurde Colbert der Rathgeber Ludwigs XIV. Von ihm aufgemuntert, unterſtützte der König die ſchönen Künſte und belohnte die Talente darin. Die Akademie der Inſchriften entſtand 1663 in ſeinem Hauſe, die der Wiſſenſchaften wurde

drei Jahre ſpäter errichtet, und 1671 die der Architektur. Als Colbert 1664 Oberaufſeher der Gebäude geworden war, ſuchte er den öffentlichen Gebäuden jenen Glanz und das Anſehen zu geben, die eines großen Volks würdig ſind. Es handelt ſich nicht bloß darum, ſagte er, Stein auf Stein zu ſetzen, und er erprobte ſeine Worte, indem er die Façade des Louvre aufführen ließ, dann die Säulengallerie, die Ställe von Verſailles, das Obſervatorium von Paris, und auch die Malerei, die Bildhauerkunſt und alle andere Künſte ermunterte.

Aber nicht allein Glanz und Schimmer wollte Colbert ſeiner Nation geben, auch Manufakturen und Ackerbau, dieſe Grundpfeiler der Reichthümer des Staates, zogen vorzüglich ſeine Sorge auf ſich. Unter ſeinem Schutze erhoben ſich eine Menge Manufakturen, wurde der Kanal von Languedok gegraben, drei Handelsgeſellſchaften errichtet, die eine für Indien, die andere für Amerika und die dritte für Afrika. Durch ſeine Bemühungen wurde die Marine wieder hergeſtellt, neue Häfen gegraben und die alten befeſtigt; alles erhob ſich, alles kündete Größe an und den Einfluß eines Mannes von Genie. Unglücklicherweiſe zerſtörte Ludwig XIV. durch ſeine Luſt zum Kriege viele ſeiner Bemühungen, und leider lebte dieſer große Mann nicht lange genug, alle aus dieſer Neigung entſtandenen Uebel zu heilen.

Von Verdruß und Unmuth erſchöpft, den ihm Louvois verurſachte, ſtarb Colbert nach einer achttägigen Krankheit 1683, in ſeinem vier und ſechszigſten Jahre. Seit dem tugendhaften Sully hatte niemand für Frankreich ſo viel Gutes bewirkt, und doch wurde er vom Volke nicht geliebt. Der Pöbel, immer der nämliche, wollte ihn zu St. Euſtache ausgraben; denn ihm ſchrieb man die öffentlichen Uebel zu: beſonders waren die Rentierer ſeine unverſöhnlichſten Feinde, weil er durch die Umſtände gezwungen, einige Renten unterdrückte, die ihre Beſitzer auf eine ſehr wohlfeile Art an ſich gebracht hatten.

Conde,

ein großer franzöſiſcher Feldherr.

Geboren 1621. Geſtorben 1686.

Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Conde, erſter P[illegible] vom Geblüte und Herzog von Enghien, wa[illegible] [illegible]einem Vater Heinrich II., Prinzen von Conde, zu Paris geboren. Die meiſten großen Feldherren, ſagt Voltäre, ſind es nach und nach geworden. Conde war aber ein geb[illegible] General,

und die Kriegskunſt ſchien bei ihm Inſtinkt zu ſeyn. Er war erſt zwei und zwanzig Jahre alt, als er 1643 die berühmte Schlacht von Rocroy gegen die Spanier gewann, welche der alte Graf von Furetes befehligte. Man bemerkte, daß der Prinz, nachdem er des Abends vorher alles geordnet hatte, ſo tief einſchlief, daß man ihn aufwecken mußte. Der Prinz gewann die Schlacht nur durch ſeine Talente, durch jene ſchnelle Ueberſicht, die mit einem Blicke die Gefahr und das Hülfsmittel dagegen entdeckt, durch ſeine Thätigkeit ohne Verwirrung, die ihn zum Herrn aller Poſitionen machte. Er war es, der mit ſeiner Kavallerie die bis jetzt für unüberwindlich gehaltene ſpaniſche Infanterie angriff. Kaum aber hatte er geſiegt, ſo that er dem Blutvergießen Einhalt. Die ſpaniſchen Officiere warfen ſich auf die Kniee nieder, um bei ihm eine Zuflucht gegen die erbitterten Sieger zu finden. Der Graf von Furetes war mit vielen Stichen getödtet worden. Wie er, ſagte Conde, hätte ich zu ſterben gewünſcht, wäre ich nicht Sieger geblieben.

Auf dieſen Sieg folgte die Einnahme von Thionville und mehreren andern feſten Plätzen. Das folgende Jahr ging Conde nach Deutſchland, griff den General Mercy an, der auf den Anhöhen bei Freiburg gelagert war, und ſchlug ihn in einem dreitägigen Treffen; dann eroberte er alles

Land von Mainz bis Landau. Einmal ſoll er ſeinen Marſchallsſtab in die feindlichen Verſchanzungen geworfen haben, dann ſtellte er ſich an die Spitze des Regiments Conti, ihn wieder zu erobern.

Der Marſchall von Türenne, dem er ſeine Armee übergeben hatte, war bei Marienthal geſchlagen worden. Conde hört das zu Paris, fliegt zum Heere zurück, und macht Türennes Fehler wieder gut. Von Neuem greift er Mercy in den Ebenen von Nördlingen an, und ſchlägt ihn den 3. Auguſt 1645 in einem entſcheidenden Treffen. Der feindliche General bleibt auf dem Kampfplatze und wird auf dem Schlachtfelde begraben. Eine Schrift meldet dem Wanderer, daß er hier den Staub eines Helden trete.

Im folgenden Jahre belagerte Conde Dünkirchen im Angeſichte der ſpaniſchen Armee, und er brachte den Ort an Frankreich. So viele Verdienſte, vom Hofe mehr gefürchtet als belohnt, machten, daß das Miniſterium ihn ſo ſehr als die Feinde ſcheute. Er wurde alſo von dem Schauplatze ſeines Ruhmes und ſeiner Thaten abgerufen, und mit ſchlecht bezahlten Truppen nach Catalonien geſchickt; hier belagerte er Lerida, und mußte die Belagerung aufheben. Bald zwang die ſchwankende Lage der Dinge den Hof, Conde nach Flandern zurückzurufen. Der Erzherzog Leopold, Bruder des Kaiſers Ferdinands III., belagerte Leas in

Artois. Conde führte ſeine ſiegreichen Truppen gerade dem Erzherzoge entgegen; das war das dritte Mal, daß er mit einer viel geringern Truppenzahl ſchlug. Seinen Soldaten ſagte er bloß folgende Worte: Freunde, denkt an Rocroy, Freiburg und Nördlingen! — Die Spanier und Kaiſerlichen wurden zerſtreut, und verloren 100 Fahnen und 38 Kanonen.

Während der Prinz von Conde ſeine Jugendjahre nach ſeinen Siegen zählte, ward Kardinal Mazarin die Urſache eines Bürgerkrieges. Die Königin, welche den Miniſter erhalten wollte, rief Conde zu Hülfe, welcher endlich den Streit beilegte. Als der Vertrag durch die Fronde gebrochen wurde, belagerte er Paris, welches von einer ungeheuern Menſchenzahl vertheidigt wurde, mit 7000 bis 8000 Mann, und führte den König, die Königin und den Kardinal Mazarin in dieſe Stadt zurück.

In der Folge gab ſich Conde keine Mühe, ſeine Verachtung gegen Mazarin zu verbergen, und er verband ſich mit ſeinem Bruder, dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Longueville. Der Kardinal gebrauchte eine niedrige Liſt, ſich dieſer Prinzen zu bemächtigen. Einige wurden nämlich angeklagt, Conde nach dem Leben geſtrebt zu haben, ihre Anſchläge zu vereiteln, mußte die Garde im Louvre verſammelt werden. Conde gab ſelbſt den Befehl und — wurde verhaftet. Ob man ihm gleich

gar kein Verbrechen zur Laſt legen konnte, ſo wurde er doch zu Vincennes eingeſchloſſen, von einem Gefängniſſe ins andere gebracht, und erhielt erſt nach einem Jahre ſeine Freiheit wieder. Der Hof glaubte, durch ſeine Ernennung zum Gouverneur von Guienne alles wieder gut zu machen. Conde begab ſich auch ſogleich dahin, aber nur um den Krieg vorzubereiten und mit Spanien zu unterhandeln.

Hier erhielt ſein Ruhm einen Flecken, daß er ſich mit den Feinden ſeines Vaterlandes vereinigte. Er zog von Bordeaux bis Montauban, indem er die Städte wegnahm und überall ſeine Parthei vergrößerte. Von Agra ging er unter tauſend Abentheuern, und als Kurier verkleidet, hundert franzöſiſche Meilen weit zu einer Armee, welche die Herzoge von Nemour und Beaufort befehligten. Hier benützte er die Zuverſicht, welche ſeine Erſcheinung den Soldaten einflößte, griff den Marſchall von Hacquincourt an, und würde ihn ganz vernichtet haben, wenn Türenne nicht der königlichen Armee zu Hülfe geeilt wäre. Nach dieſem Kampfe fliegt er nach Paris, um ſeinen Sieg und die günſtige Stimmung des Volkes zu benützen. Türenne eilt ihm nach, und die beiden Helden halten ſich in einer merkwürdigen Schlacht die Wage.

Einige Zeit darauf wurde der Friede hergeſtellt, aber Conde wollte daran keinen Antheil nehmen, er ging in die Niederlande, wo er die Sache

der Spanier aufrecht erhielt, bis ihn Türenne endlich ſchlug. Der Pyrenäer Friede gab 1659 den Prinzen endlich ſeinem Vaterlande zurück.

Dieſem diente er in zwei ſpätern Kriegen mit aller Treue. Nach Türennes Tode ſetzte er 1673 den Krieg in Deutſchland mit Vortheil fort, aber das Podagra zwang ihn, ſich von der Armee zu entfernen. Den Reſt ſeines Lebens brachte er zu Chantilly zu, wo er die erſten Geiſter Frankreichs oft um ſich verſammelte. Moliere, Boileau, Racine traf man nicht ſelten bei ihm, und er war im Stande, ihre Verdienſte zu würdigen. Der Prinz wurde noch in ſeiner Zurückgezogenheit bewundert, aber das Feuer, welches die Jugend dieſes Helden ſo leidenſchaftlich und ſtürmiſch gemacht hatte, verzehrte auch ſeine Kräfte, und in ſeinen letzten Jahren wurde ſein Geiſt ſchwächer, und von dem großen Conde blieb nichts mehr übrig. So ſtarb er in einer kindiſchen Schwäche 1686, im fünf und ſechszigſten Jahre.

B. IV. S. 73.

Alg. Sidney.
Sobiesky.
Ruyter.
Fenelon.
Lichtenstein.
Van Swieten.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Algernon Sidney,

ein englischer Staatsmann.

Geboren 1622. Geſtorben 1683.

Algernon Sidney war der jüngere Sohn des Grafen Leiceſter, und durch ſeine Mutter ein Enkel des Grafen Northumberland. Seine Geburt, ſeine Erziehung, ſeine Verhältniſſe mit dem Hofe, die Aemter und das Anſehen ſeiner Familie, alles hieß ihn, als die Unruhen in England anfingen, ſich an die Parthei Karls I. anzuſchließen. Demungeachtet zog ihn ein innerer Hang auf die entgegengeſetzte Seite, und mit ein und zwanzig Jahren trat er auf die Seite des Parlaments. Fairfax vertraute ihm ein Regiment, er zeichnete ſich durch Eifer und Strenge im Dienſte aus. 1647 erhielt er das Commando vom Tower, und das folgende Jahr wurde er zum Mitgliede der Kommiſſion ernannt, welche Karl I. verurtheilte; aber er wohnte dem gerichtlichen Verfahren nicht bei, und hielt ſich rein von dem Morde des Königs. Darauf wandte er ſich zu den Indepen-

denten, welche die republikaniſche Regierungsform einführen wollten.

In dieſen Grundſätzen unveränderlich, widerſetzte er ſich auch Cromwells Abſichten, und nahm an den Geſchäften keinen Antheil mehr, ſeit dieſer den Titel und die Gewalt eines Protektors angenommen hatte. Es ſcheint, als ſey es in dieſem Zeitpunkte geweſen, daß er in einer Zurückgezogenheit zu Poushurſt ſein erſtes Geſpräch über die Regierung ſchrieb. 1659, nachdem der Protektor geſtorben war, und ſein Sohn abgedankt hatte, erſchien Sidney wieder im Parlamente, wurde zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt, und erhielt den Auftrag, zwiſchen Dänemark und Schweden den Frieden zu vermitteln. An der Wiederherſtellung des Königthumes hatte er keinen Antheil, im Gegentheile that er alles, ſie zu verhindern.

Sey es Mißtrauen oder Anhänglichkeit an ſeine Meinung, er widerſtand Monks Anerbietungen, wollte die angebotene Amneſtie nicht annehmen, und irrte durch ſiebenzehn Jahre in den vorzüglichſten Staaten Europa's herum. Seine Familie hatte ihn vergeſſen; das Gefährliche ſeiner Lage und ſelbſt ſeine Armuth fingen an ſeinen Muth niederzuſchlagen. Endlich erhielt 1677 Lord Leiceſter für ſeinen Sohn Verzeihung, weil er ihn vor ſeinem Tode noch ſehen wollte, und Sidney

kam in ſein Vaterland zurück. Zweimal verſuchte er es, ins Parlament zu kommen, aber der Hof hinderte ſeine Erwählung.

Lebhafte Unruhen ließen die Erneuerung der alten Auftritte fürchten. Der Einfluß des Herzogs von York, Bruder des Königs, und ſeine bekannte Anhänglichkeit an die katholiſche Religion gaben den Häuptern der Volksparthei Anlaß oder Vorwand zur Klage. Sidney vereinigte ſich mit ihnen, und wurde mit Eſſex, Ruſſel, Shaftesbury u. a. in eine Verſchwörung verwickelt, von welcher man vorgab, ſie habe den Zweck gehabt, den König umzubringen und einen allgemeinen Aufſtand zu bewirken.

Der Prozeß gegen Sidney wurde regellos geführt. Eine einzige Perſon hatte gegen ihn ausgeſagt; um auch einen zweiten Zeugen zu erhalten, ſuchte man ſein Geſpräch über die Regierung wieder hervor, ein Buch, das vor langer Zeit geſchrieben und gar nicht öffentlich bekannt geworden war; das er ſelbſt Niemandem mitgetheilt hatte. Als er nun verurtheilt wurde, war Sidney ein und ſechszig Jahre alt. Nachdem er ſich während des Laufes ſeines Prozeſſes mit Feuer vertheidigt hatte, ging er ſeinem Tode unerſchrocken entgegen. Der Vorſitzer des Gerichts, Jeſſeries, ermahnte ihn zur Standhaftigkeit; froſtig antwortete Sidney: Befühle meinen Puls, und

ſehe, ob er unruhig iſt; ich habe mich nie ruhiger gefühlt. Den 7. Sept. 1683 wurde er enthauptet; nach der Revolution von 1688 aber wurde das Urtheil vernichtet, und ſein Andenken wieder zu Ehren gebracht.

Johann Sobiesky,

König von Pohlen.

Geboren 1629. Geſtorben 1696.

Johann Sobiesky wurde in Pohlen unter der Regierung Sigmunds III. geboren. Er war ein Sohn der Theophila Zolkiewska und des Jakob Sobiesky, welchen ſeine Tapferkeit und ſeine Tugenden auszeichneten. Beide übertrug er an ſeine Söhne Markus und Johann, welche eben von einer großen Reiſe zurückkamen, als die Pohlen bei Pilawiecz die Flucht genommen hatten. Rächet euch, ſagte ihre Mutter, indem ſie ſie weinend umarmte, euer Vater iſt nicht mehr, und ich erkenne euch nicht mehr für meine Söhne, wenn ihr den Streitern von Pilawiecz gleicht.

Theophila wurde befriedigt. Zwar blieb Markus in einem zweiten Gefechte an den Ufern des

Bogh, aber Johann war glücklicher, und ſeine Verdienſte erwarben ihm die Poſten eines Großmarſchalls und Kronfeldherrn. Voll Eifer und Muth wagte er ſich in's Treffen, wie der Letzte ſeiner Krieger, und als ihn Einige beſchworen, doch ſein Leben in Sicherheit zu bringen, ſo antwortete er: Ihr würdet mich verachten, wenn ich euern Rath befolgte.

Er wurde das Schrecken der Tataren und Koſaken, die er immerfort beſiegte, und endlich 1674 zum Könige von Pohlen gewählt. Den 11. Nov. des vorigen Jahres hatte er bei Chotzim die berühmte Schlacht gegen die Türken gewonnen, welche er ſpäter 1683 vor Wien wieder fand. Kaum war er hier angekommen, ſo beſetzte er die vortheilhafteſten Poſten, ſtieg auf eine Anhöhe, beobachtete die Verſchanzungen des Großveziers, und ſagte: Der Mann hat ſich übel poſtirt; ich kenne ihn, er iſt unwiſſend und aufgeblaſen, es wird wenig Ehre zu verdienen ſeyn. Sobiesky hatte richtig vorgeſagt; die Türken wurden am folgenden Tage geſchlagen, mußten das Lager verlaſſen, wo ſie ſelbſt die große Fahne Mahomeds nicht retten konnten, und der Sieger ſchrieb an den Papſt: Ich bin gekommen, habe geſehen und Gott hat geſiegt.

Sobiesky fand in den Zelten viele tauſend Dukaten; er ſchickte ſie ſchnell ſeiner Gemahlin,

die ihn am Tage ſeiner Abreiſe mit Thränen umarmt, und ihm ſeinen jungen Sohn entgegengehalten hatte, welcher die Arme nach ihm ausſtreckte. Warum weinen Sie? fragte der König. Ueber dieſes Kind, antwortete ſie, daß es Sie noch nicht begleiten kann.

Im Jahre 1693 verfiel er in eine gefährliche Krankheit, und ſogleich erhoben ſich die Kabalen der neuen Thronerben. Die Faktionen vermehrten ſich, die äußern Feinde vermehrten ihre Kräfte, und Sobiesky konnte ihnen nichts mehr entgegen ſtellen; es nahte die Zeit heran, wo er Krone und Leben verlaſſen ſollte. Die Königin wünſchte, daß er ſein Teſtament machen möge, ſie ſchickte deswegen einen Prälaten zu ihm. »Wozu?« ſagte der König, »weißt du nicht, daß alle Herzen verwildert ſind, und daß ſich ein ungeſtümer Geiſt der Pohlen bemächtigt hat? Unglückliche Fürſten! Lebend gehorcht man unſern Befehlen nicht, und man ſollte es thun, wenn wir nicht mehr ſind? Bei einer Nation, wo das Gold befiehlt, richtet das Silber. Und ich ſoll ein Teſtament machen? man rede mir nicht mehr davon!«

Am 17. Juni 1696 ſtreckte ihn ein gäher Anfall von einem Schlagfluſſe zur Erde, in einer Stunde erholte er ſich wieder, und ſagte in einer Sprache, die ihm geläufig war, und mit Lächeln: Slava bene: Mir war wohl. Schrecken zeigte ſich auf

allen Geſichtern, nur das ſeinige blieb ruhig, aber überzeugt, daß ſeine letzte Stunde nahe, ermahnte er ſeine Kinder zur engſten Eintracht, beſchwor die Königin, nur für ihr Beſtes zu ſorgen, und ſtarb in ſeinem ſieben und ſechszigſten Jahre, dem drei und zwanzigſten ſeiner Regierung.

Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als Haß und Neid ſein Andenken zu verunehren ſich beſtrebten. Die einen tadelten ihn, daß er Güter angekauft habe, ohngeachtet die pohlniſchen Geſetze dieß ihren Königen unterſagten; die andern behaupteten, daß der chriſtliche Bund, in den er getreten war, ihrem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekoſtet habe; andere noch beſchuldigten ihn, daß er das Geld geliebt habe. An dem letzten Punkte war etwas Wahres, aber Sobiesky liebte es nur, um es nützlich zu verwenden.

Die Nachwelt hat ihm ſeinen Platz angewieſen, und die Geſchichtſchreiber geſtehen ihm die meiſten Eigenſchaften eines vorzüglichen Regenten zu. Voll Geiſt und Genie kannte er die Geſetze, war ausgezeichnet in der Politik und im Kriege, eben ſo beredt auf den Reichstagen, als unternehmend in Schlachten, und hatte den Pohlen bewieſen, daß er ſie zu regieren und zu vertheidigen wiſſe.

Sobiesky liebte die Wiſſenſchaften, ſprach mehrere Sprachen, und hatte einen ſanften, einneh-

menden und gefälligen Charakter. Karl XII. beſuchte ſein Grab, nnd rief mit Thränen: Ein ſo großer König ſollte nicht ſterben!

Fenelon,

ein berühmter franzöſiſcher Biſchof.

Geboren 1651. Geſtorben 1715.

Franz von Salignac von Lamothe Fenelon wurde zu Perigord am 6. Auguſt 1651 geboren. Einen Theil ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung erhielt er auf der Univerſität zu Cahors, und zu Paris beendete er unter den Augen ſeines Oheims die Studien. Marquis von Fenelon, ſo hieß der Oheim, war nach der Meinung des Prinzen von Conde gleich geſchaffen für den geſellſchaftlichen Umgang, für das Cabinet und für das Schlachtfeld. Ein ſolcher Führer war denn auch ganz gemacht, die glücklichen Anlagen ſeines Zöglings zu entwickeln, und dieſer hatte noch nicht das neunzehnte Jahr erreicht, als er ſich durch Kanzelreden auszeichnete, und eine ſo große Anzahl Zuhörer an ſich zog, daß der Oheim befürchtete, Eitelkeit möchte die Fortſchritte des jungen Predigers hemmen, und dieſer

begab ſich auf ſeinen Rath in das Seminarium des heiligen Sulpitius. Dort empfing er im vier und zwanzigſten Jahre die Prieſterweihe, vereinigte ſich mit den Prieſtern der Pfarrei, und wurde nach drei Jahren zum Superior der Nouvelles Catholiques in der Annenſtraße in Paris ernannt.

Bekannt geworden mit ſeinem Eifer und dem glücklichen Erfolge ſeiner geiſtlichen Bemühungen, wünſchte Ludwig XIV., daß er in Aunis das Bekehrungsgeſchäft beſorge, und gab ihm zu dieſem Ende eine Militärbedeckung. Aber Fenelon nahm das Geſchäft nur unter der Bedingung auf ſich, daß die Maßregeln wegen der Militärbegleitung unterblieben, denn nie bediente er ſich anderer Waffen, als der ſanften der Überredung, und ſeine Bekehrungen waren zwar nicht ſehr ſchnell, aber um ſo wahrhafter.

Nach Beendigung dieſer Sendung übernahm er wieder ſeinen Poſten bei den Nouvelles Catholiques; hier zeichnete er ſich durch Predigten aus, und durch eine Schrift über die Verrichtungen des Seelenhirten. Der Biſchof von Meaux bewunderte ihn; Viele, die ſein aufkeimendes Glück um eigene Plane beſorgt machte, verläumdeten ihn. Als er nun nach einiger Zeit die Schrift über weibliche Erziehung bekannt machte, ſo erkannte man darin eine ſo genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens, daß er, ohne ſein Anſuchen,

zum Lehrer der Herzoge von Burgund, Anjou und Berri ernannt wurde. Dieſe Beſtimmung forderte große Eigenſchaften, und bald bewies Fenelon, daß man in ihm die glücklichſte Wahl getroffen habe.

Indeß hatte er keine anderen Einkünfte, als jene, die er von einem kleinen Priorat bezog, welches ihm einer ſeiner Verwandten eingeräumt hatte, und die Abtei des heil. Valerius war die erſte Wohlthat, die ihm der König zukommen machte, der ſich auch wirklich darüber entſchuldigte, daß er ſo ſpät anfange, ihn zu belohnen. Bald aber erfüllte der Monarch die allgemeinen Wünſche Frankreichs, indem er ſchon an demſelben Tage, als das Erzbisthum von Cambrai erledigt wurde, ihm ſelbes verlieh. Doch Fenelon war der Einzige, der für dieſen Poſten einen Würdigeren wünſchte; er ſuchte ihn auch aus dem Grunde abzulehnen, weil die Vereinigung ſeiner Eigenſchaft als Prinzenerzieher mit der als Erzbiſchof nicht verträglich wäre, und er die erſte als ſeine weſentlichſte Pflicht betrachte, der er nicht entſagen könne. Allein Ludwig XIV. entſchied, daß Fenelon von jedem Jahre neun Monate in ſeiner Diözeſe zuzubringen, deren drei aber auf die ohnehin ſchon vorgerückte Erziehung der Prinzen zu verwenden habe. Fenelon gehorchte, er verließ ſeine Abtei; die Mehrheit ſeiner Benefizien ſtritt mit ſeinem Zartgefühle. Zwar wagte keiner ſeiner Neider ſelbe laut zu mißbilligen; aber die glücklichen

Tage, die ein günſtiges Geſchick ihm ſchien vorgezeichnet zu haben, wurden durch ſeine Verbindung mit der Schriftſtellerin Guyon unterbrochen.

Einige Jahre früher, als dieſe bekannte Andächtlerin das kurze Mittel zur Verrichtung des Gebetes hatte drucken laſſen, war die Lehre der Moliniſten verworfen worden, eine Lehre, die die Liebe der geſchaffenen Weſen mit der des Schöpfers zu verſchmelzen, und durch Liebe Erſtere an Letzteren zu ketten ſuchte. Dieſe Lehre nun glaubte man in dem Quietism wieder zu finden, welche das kurze Mittel verrieth. Fenelon war entgegengeſetzter Meinung; er ſtellte ſeine Gründe in einer Broſchüre auf, die er die Grundſätze der Heiligen betitelte. Zwar wandte er die Vorſicht an, dieſe Schrift nicht ohne Gutheißung eines berühmten Doktors der Sorbonne drucken zu laſſen; dieſer urtheilte aber, daß die Schrift reines Gold wäre, und ſie wurde gedruckt. Doch plötzlich ſah ſich Fenelon von einer Schaar Gegner angefallen, die der Biſchof von Meaux gegen ihn aufgereizt hatte; denn dieſer Prälat ſah in Fenelon, deſſen Freundſchaft er vormals ſeinen Stolz nannte, nur einen gefährlichen Nebenbuhler. Madame de Maintenon zog ſich von Fenelon zurück, Ludwig XIV. wies ihn in ſeinen Kirchenſprengel zurück, ſeine Grundſätze wurden nach Rom geſendet, und von Innozenz XII. verdammt.

Nun verſammelte Fenelon die Gläubigen in ſeiner Diözeſe, und erklärte laut, daß er ſich ſeinem Schickſale ohne den kleinſten Widerſpruch unterwerfe. »Gott gebe,« ſagte er bei dieſer Gelegenheit, »daß man ſich Unſerer nur als eines Hirten »erinnere, der es für ſeine Pflicht hielt, mehr Er»gebuug zu zeigen, als das letzte Schaf ſeiner »Heerde.« — In dieſer Epoche verzehrte eine Feuersbrunſt ſeinen Pallaſt; nicht die koſtbaren Meublen waren es, deren Verluſt er betrauerte, nur den ſeiner Bücher.

Einige Jahre ſpäter entfremdete ihm einer ſeiner Hausgenoſſen ein Manuſcript des Telemach; er erſchien ohne Wiſſen des Prälaten, und während ſeine Bewunderer ihn mit Enthuſiasmus laſen, benützten ſeine Feinde dieſen Anlaß, den Schriftſteller in die gänzliche Ungnade des Hofes zu bringen. Sie ſahen Ludwig XIV. im Seſoſtris, Madame de Montespan in der Calipſo, die Herzogin von Burgund in der Antiope, Louvois im Proteſilaus, und König Jakob im Idomeneus. Der König maß dieſen erdichteten Anſpielungen Glauben bey und wurde höchſt ungehalten.

Während dieſer Zeit beſchäftigte ſich der würdige Prälat mit Prüfung junger Leute, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten; er erleichterte das Schickſal der Armen, beſuchte die Spitäler, verſah die von Magazinen entblößte Armee in Flan-

dern mit Getreide, öffnete ſein Haus den Offizieren, beſorgte die Verwundeten, welche aus der Schlacht von Malplaquet in ſeine Gegend gebracht wurden, und genoß die ausgezeichneteſte Hochachtung der Generale der feindlichen Armee, welche ihm bei Bereiſung ſeines Kirchenſprengels immer Sicherheitswachen beigaben, und ſo wurde Fenelon von keinem Lande, außer von dem ſeinigen, mißkannt.

Im Jahre 1693 nahm er Peliſſons Stelle an der franzöſiſchen Akademie ein; man erſtaunte dort über die Schönheit ſeiner Reden, und verſprach ſich ungemein viel von einem Schriftſteller, der in allen ſeinen Produkten Weihe, Kraft, Geſchmack und Gedrungenheit zu vereinen wußte.

Fenelons Ruhm wird noch lange nicht erkalten. Streng, wenn es Gewiſſenhaftigkeit erheiſchte, war er doch immer geneigt zu entſchuldigen und zu verzeihen, beherrſchte er die Gemüther, behauptete eine Würde im Umgange mit Großen, und ward zum Kinde unter den Kindern.

Seine Ungerechtigkeit wegzutilgen, hatte Ludwig XIV. ſeine Zurückberufung entſchieden, aber der Erzbiſchof wurde von einer Bruſtentzündung befallen, die ihn im Jahre 1715 nach drei und ſechszig Lebensjahren hinwegnahm. Ihm hatte der Tod die Herzoge von Beauvilliers, Burgund und Chevreuſe geraubt, nichts knüpfte ihn mehr an die

Erde, und in ſeinem Teſtamente erbat er ſich vom Könige nur eine zweifache Gnade, die eine nämlich, ihm einen frommen Nachfolger zu geben, die andere, ſein Seminar vollenden zu laſſen. Er hinterließ weder Vermögen noch Schulden, die Armen hatten ſeine Verlaſſenſchaft geſpeiſet.

Johann Wenzel Fürſt von Lichtenſtein,

ein öſterreichiſcher General.

Geboren 1696. Geſtorben 1772.

Fürſt Johann Wenzel von Lichtenſtein, aus einer der reichſten und edelſten öſterreichiſchen Familien, ward ſeinem Vater, einem appanagirten Prinzen und kaiſerlichen Generalfeldmarſchall, 1696 geboren. Ob er gleich nun von ſeinem Vater kein beträchtliches Vermögen erbte, ſo wurde er doch einer der reichſten Fürſten, als die Sarotiniſche Linie ausſtarb, und ihre ſehr anſehnlichen Güter der Gundackeriſchen zufielen. Wenzel aber hatte ſchon vom Jahre 1716 an auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn Muth und Geſchicklichkeit bewieſen; beſonders ward ihm das Artilleriewesen wichtig, und bald erwarb er ſich in dieſem Fache ſo gründliche Kennt-

niſſe, daß er von einer Stufe zur andern ſtieg, und endlich 1745 Feldmarſchall, Inhaber des Artillerieregiments, Gouverneur von Mailand, und kommandirender General in Italien wurde. Bald darauf übernahm er den Oberbefehl über die kaiſerliche Armee in Italien, und traf dort mehrere gute Anſtalten, bis er im März des folgenden Jahres die Spanier aus Mailand vertrieb, und am 16. Junius den Marſchall von Maillebois bei Piacenza ſchlug. Maria Thereſia weihte dem Feldherrn eine Bildſäule im Zeughauſe zu Wien, und Friedrich II. ließ ſeiner Geſchicklichkeit in der Schlacht von Prag und Collin Gerechtigkeit widerfahren.

Auch als Staatsmann erwarb ſich Lichtenſtein große Verdienſte. Im Jahre 1737 wurde er kaiſerl. geheimer Rath, nachdem er ſchon als Geſandter am preußiſchen Hofe und in verſchiedenen anderen Geſchäften ſeine Geſchicklichkeit bewieſen hatte. Da er ein gewandter Weltmann war, und dieſes Talent durch einen großen und geſchmackvollen Aufwand noch mehr heben konnte, ſo wurde er beſonders zu großen Geſandtſchaften verwendet. Am Ende des Jahres 1737 ging er in dieſer Eigenſchaft nach Paris, und erwarb ſich dort allgemeine Liebe und Hochachtung. 1760 kam er als Geſandter nach Parma, wo er die Vermählung der Prinzeſſin Iſabella mit dem Erzherzoge Joſeph zu Stande brachte. 1764 war er kaiſerlicher Prinzipalkommiſſarins bei

dem churfürſtlichen Kollegialtag, der wegen der römiſchen Königswahl angeſtellt wurde, und welcher dem deutſchen Reiche den nachmaligen Kaiſer Joſeph II. zum Oberhaupte gab. Im Jahre 1769 hatte er die Freude, dieſen großen Monarchen und erhabenen Menſchenfreund auf ſeinem Gute Poſeritz in Mähren zu bewirthen, und ihn ein Stück ſeines Feldes mit dem Pfluge bearbeiten zu ſehen. Das Andenken an dieſe Begebenheit wurde durch ein marmornes Denkmal verewiget. Nicht lange darauf ſtarb er den 9. Februar 1772.

Lichtenſteins perſönliche Tapferkeit ſetzte ihn öfter in Lebensgefahr. In dem Treffen zwiſchen Czaslau und Chotuſitz führte er den rechten Flügel der Cavallerie an, und half die Reiterei des Königs von Preußen zu Grunde zu richten. Er verfolgte einen feindlichen Trupp eine große Strecke. Sein Feuer führte ihn zu tief in die Schlacht, ſo daß man ihn einige Stunden für todt hielt, bis er endlich mit dem Generale Birkenfeld aus dem Gemenge wieder zum Vorſcheine kam. Seine Uniform und der Degen waren ganz mit Blut beſpritzt.

Lichtenſtein beſchützte und ermunterte die Künſte, jedes wahre Talent konnte bei ihm Belohnung hoffen; nichts aber übertraf ſeine Milde gegen die Armen. Er verwendete zu ihrer Unterſtützung beträchtliche Summen, gab ſehr Vielen Penſionen, und ließ nie einen, der ihn um Hülfe an-

ſprach, ohne eine Gabe von ſich gehen. Hausarmen ließ er ſeine Gaben ſogar ohne ihr Anſuchen in die Wohnungen bringen.

Zum Schluſſe noch eine Anekdote, die das Vorgeſetzte beweiſen kann. Gleich außer Feldſperg liegt ein Kloſter der barmherzigen Brüder. Bei dieſem ſah Lichtenſtein im Vorbeifahren einen Kranken an der Pforte liegen. Er hielt ſtill und ließ den Prior rufen. »Warum nehmen Sie dieſen Elenden nicht in Ihr Krankenzimmer?« fragte der Fürſt. »Weil wir kein leeres Bett haben,« war die Antwort. »So mögen Sie ihm das Ihrige einräumen!« rief der Fürſt, und der Kranke mußte aufgenommen werden.

Van Swieten,

ein berühmter Arzt.

Geboren 1700. Geſtorben 1772.

Van Swieten wurde zu Leyden im Jahre 1700 geboren. Frühzeitig entſchied er ſich für das Studium der Arzneikunde. Bald zeichnete er ſich unter Boerhave's Schülern aus, und im Jahre 1725 erhielt er den Doktorshut. Eilf Jahre hierauf ſetzte

er ſeine Gegenwart bei Boerhave's Vorleſungen fort, und erſt als er Profeſſor wurde, hörte er auf Schüler zu ſeyn. Seine Auszeichnung erregte die Eiferſucht, dieſe benützte den Umſtand, daß er ein getreuer Katholik war, um ihm die Lehrkanzel in Leyden zu entziehen.

Hierauf erhielt er vom engliſchen Miniſterium einen Ruf mit Zuſicherung eines jährlichen Genuſſes von tauſend Pfund Sterling, der ſelbſt auf ſeine Nachkommen übergehen ſollte. Allein ſein Geſchmack an einem einfachen und unabhängigen Leben machte ihn dieſen Antrag, ſo wie jenen der großen Maria Thereſia ablehnen. Allein dieſe Fürſtin unterließ nichts, um ſeinen Entſchluß zu ändern; ſie lud ihn durch ein Handſchreiben, welches ihm die ungeſtörteſte Fortſetzung ſeiner Lebensweiſe einräumte, und er kam nach Wien.

Hier wurde er zum erſten Leibarzte der Kaiſerin, zum Reichsfreiherrn, Oberleiter des öffentlichen Unterrichts und Generalbücherzenſor u. ſ. w. ernannt. Auf dieſem Standpunkte benützte er die Gunſt ſeiner Lage und die Wichtigkeit ſeines Einfluſſes nur zum Vortheile der Wiſſenſchaften und der Gelehrten. Mit immer gleicher Thätigkeit beſuchte er die Kranken in den Spitälern, mit Bereitwilligkeit leiſtete er den Armen ärztlich Beiſtand.

Van Swieten dankte ſeine Berühmtheit dem

Linné.
Kienlong.
Haddik.
Kaunitz.
Gluck.
Winkelmann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Enthuſiasm für Boerhaves Lehre, deren Kommentator er bis an das Ende ſeines Lebens war, und ſeine Kommentarien werden immer als ein Werk von ungemeinem Werthe geſchätzt werden. Er ſtarb in Wien, im Jahre 1772, in einem Alter von zwei und ſiebenzig Jahren.

Linné,

ein berühmter ſchwediſcher Naturforſcher.

Geboren 1707. Geſtorben 1778.

Karl Linné wurde im Dorfe Rasfult in Schweden geboren. Sein Vater, ein Geiſtlicher, war ein großer Verehrer der Naturgeſchichte, und hatte die Gegend um ſeine Wohnung mit allen nahen Pflanzen verſchönert. Der junge Linné erbte den Geſchmack ſeines Vaters, und wurde bald davon in einem ſolchen Grade begeiſtert, daß er an nichts anders mehr denken konnte. Sein Vater, der ihn zum Geiſtlichen beſtimmt hatte, ließ ihn die Studien anfangen; aber Linné zeigte ſo wenig Luſt und Geſchicklichkeit zu theologiſchen Unterſuchungen, daß ſeine Eltern, über ſeine Ungelehrigkeit und wenige

Verwendung aufgebracht, ihn zu einem Schuſter in die Lehre gaben.

Aber Linné war zu einer ausgezeichneteren Rolle beſtimmt. Ein Phyſiker, Namens Rothmann, der Anlagen in dem Knaben bemerkte, wurde von ſeinem Zuſtande gerührt, und nahm ihn zu ſich, ihn die Arzneykunde ſtudiren zu laſſen. Zufällig fielen Tourneforts Elemente der Botanik in ſeine Hände; Dieſe Lektüre erweckte ſeinen alten Geſchmack für dieſe Wiſſenſchaft, und beſtimmte ſeine Zukunft; denn jetzt verwendete er alle Zeit bloß darauf. So bald er konnte, ging er auf Reiſen, die Naturprodukte der verſchiedenen Länder und Klimaten zu unterſuchen. Da er ſehr wenig Geld hatte, ſo lebte er äußerſt eingeſchränkt, und kam auf ſeiner erſten Reiſe bis nach Holland, wo er ſich aber nicht lange aufhalten konnte, weil ſeine Börſe ganz leer geworden war. In der Reiſe, welche er 1732 nach Lappland unternahm, gab er Beweiſe ſeines Muthes; er verachtete die Schrecken der Wüſte, Abgründe, Hunger, Durſt, Hitze und Kälte. 1736 kam er nach England, und ſetzte ſich hier mit den vorzüglichſten Aerzten und Phyſikern in Verbindung. Das folgende Jahr gab er denn ſeine Geſchlechtsmethode der Pflanzen nach Staubwegen und Staubfäden heraus. Dieſes neue Syſtem machte großes Aufſehen, und trug bald über die Tourneforte Methode den Sieg davon. Nun gab er ſein Syſtem der Natur

in den drei Reichen, ein Werk voll neuer Beobachtungen und Anſichten, worin er eine neue Eintheilungsart für die Naturprodukte vorſchlug, welche bis jetzt beynahe allgemein angenommen iſt. Auch ſchrieb er mehrere andere naturhiſtoriſche Werke, alle in lateiniſcher Sprache, welche ſeinen Namen erhalten werden, ſo lange man ſich auf die Naturgeſchichte verlegen wird.

Wenige Phyſiker haben eine ſolche Geſchicklichkeit in Beobachtung der kleinſten Umſtände und Verhältniſſe gezeigt, und ſo lange und unangenehme Verſuche gemacht. Sein Name verbreitete ſich durch ganz Europa, und beinahe alle Akademien der Wiſſenſchaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er wurde Ritter des Polarſterns, und errichtete eine botaniſche Kanzel auf der Univerſität zu Upſal. Guſtav III., König von Schweden, ließ, um ſeine Verdienſte zu ehren, nach Linné's Tode eine Medaille auf ihn prägen. Sie zeigte auf der einen Seite das Porträt dieſes weiſen Mannes, auf der andern die Göttinn Cybele, das Symbol der Natur, ſitzend und von den drei Weiſen umringt.

Dieſer berühmte Naturforſcher ſtarb den zehnten Jannar 1778 in ſeinem ein und ſiebenzigſten Jahre. Er war klein, hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge, und ein vortreffliches Gedächtniß, welches im Alter ſchwächer wurde. Sein Charakter war ſanft und feſt zugleich. Man konnte ihn

leicht aufbringen, aber auch ſehr geſchwind wieder beſänftigen.

Kien-Long,

Kaiſer von China.

Geboren 1710. Geſtorben 1786.

Kien-Long, mehr durch ſeine Liebe für ſein Volk noch berühmt, als auch durch mehrere glücklich geführte Kriege, ſtammte aus dem tartariſchen Geſchlechte Tſinn, das den Chineſen vier ausgezeichnete Kaiſer gab. Im Jahre 1735 beſtieg er den Thron; er betrat die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren, bemühte ſich, die Reichsverwaltung zu verbeſſern, und durch gute Anſtalten den Flor des Landes zu befördern. So blieb er ruhig, bis er gegen das Jahr 1754 in mehrere Kriege verwickelt wurde, die er beynahe alle glücklich führte und ruhmvoll endete.

Zuerſt nämlich griffen ihn die Songaren an; aber ſie wurden geſchlagen und ihre Macht zernichtet. Kien-Long nahm nun die ganze Kalmukey in Beſitz, und ſein Reich wurde dadurch, daß er ſeine Grenzen bis an Sibirien und die Bucharey ausdehnte, das weitläufigſte in Aſien. Ein Theil der

Songaren wurde in andere G⸗genden verſetzt, ein anderer ging nach Rußland und wurde dort aufgenommen. 1757 bis 1760 breiteten die Chineſen ihre Eroberungen noch weiter im weſtlichen Aſien aus, und ſchlugen die mahomedaniſchen Fürſten von Kasgno und Jerten, der große und kleine Hotchem genannt. Die Eroberung der Kalmuken gab dem Kaiſer auch zur Beſitznahme von Tibet Gelegenheit, wo die chineſiſchen Kaiſer ſchon lange Hoheitsrechte ausgeübt hatten. Kien-Long übte ebenfalls ſolche Handlungen der Oberherrſchaft dort aus, und als darüber Mißhelligkeiten entſtanden, ſchloß er den nordöſtlichen Theil in die Grenzen ſeines Reiches ein, und beſetzte Tibet mit ſeinen Befehlshabern und Beſatzungen. Nicht ſo glücklich kriegten die Chineſen gegen die Bramas von Ava, die 1768 in ihr Land eingefallen waren, und bei einer kriegeriſchen Unternehmung gegen die Nation der Minotſer im ſüdlichen Theile von China finden wir ein einzelnes Weib eine Bergfeſtung zwei Monate lang mit Flintenſchüſſen nud herabgerollten Steinen gegen die chineſiſche Armee vertheidigen.

Mehr noch als durch ſeine Feldzüge iſt Kien-Long durch ſeine Sanftmuth u d Weisheit berühmt. Wenn ſeine Unterthanen durch Mißwachs und Ueberſchwemmung litten, ſo ließ er mehrere Millionen unter ſie austheilen, und unterſtützte ſie aufs thätigſte. Er ehrte Wiſſenſchaften und Künſte; vorzüg-

lich liebte er Mathematik und Malerei, und ſo oft ihm ein neuer Miſſionär vorgeſtellt wurde, mußten ihm jedesmal künſtliche Maſchinen überreicht werden. Mit verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit beſchäftigte er ſich ſelbſt, und zeigte ſich unter andern als großer Naturforſcher und Dichter. Auch legte er eine Bibliothek von 600,000 Bänden an, Abſchriften von allen nützlichen Schriften im ganzen Königreiche. Zu dieſem Zwecke verſammelte er die angeſehenſten Gelehrten um ſich, berief die geſchickteſten nach Peking, und ernannte zu Vorſtehern des ganzen Werkes einige Wangs (kleine Könige) und ſeinen ſechsten Sohn, ſetzte auch Strafen auf die von den Druckern begangene Fehler. Auf ſeine Veranlaſſung kam auch die Beſchreibung des chineſiſchen Reiches heraus, die in Büſchings Magazin eingerückt iſt.

Die Lebensweiſe des Kaiſers war einfach. Gewöhnlich ſpeiſte er allein, ohne Jemanden um ſich zu haben, als die zur Aufwartung beſtimmten Verſchnittenen. Er liebte Einſamkeit und Ruhe. Die Mittagstafel hielt er um acht Uhr des Morgens, die Abendtafel um zwei Uhr Nachmittags. Außer dieſen beiden Mahlzeiten genoß er den ganzen Tag nichts, als einige Getränke, und gegen Abend leichte Erfriſchungen. Nie trank er Wein oder andere berauſchende Getränke; bei der Mahlzeit war Thee der gewöhnliche Trank. Ohngeachtet der Menge Ge-

richte, womit ſeine Tafel beſetzt war, brachte er bei Tiſche doch nie länger als eine Viertelſtunde zu. Viele gelehrte Europäer und Künſtler wurden von ihm ins Land gezogen, er bediente ſich ihrer Talente bei wichtigen Unternehmungen. Hallerſtein, einen Deutſchen, machte er zum Präſidenten des Tribunals der mathematiſchen Sachen, und erhob ihn zum Mandarin. Als er den Thron ein halbes Jahrhundert beſeſſen hatte, ſtarb er 1786 zu Peking, in einem Alter von sechs und ſiebenzig Jahren.

Andreas Graf von Haddik,

öſterreichiſcher Feldmarſchall.

Geboren 1710. Geſtorben 1790.

Haddik, ein Freund und Zeitgenoſſe des großen Loudon, wurde ſeinem Vater, einem ungeriſchen Rittmeiſter, zu Futak in Ungern geboren. Anfangs widmete er ſich den Rechten, aber bald vertauſchte er die Feder mit dem Degen, und ſchon 1738 wohnte er dem Feldzuge wider die Türken bei, war bei dem ruſſiſchen Heere in Beſſarabien, und bei der Einnahme von Oczakow und Bender. 1744 wurde Haddik Obriſter bei einem Huſarenregimente, im folgen-

den Jahre zeichnete er ſich durch einen Angriff aus, den er auf die franzöſiſchen Verſchanzungen bei Erbſtatt unternahm; nicht lange darauf zerſtreute er eine groſze franzöſiſche Convoy, welche nach Bergopzoom beſtimmt war. Zur Belohnung für dieſe und andere tapfere Thaten ward er zum Generalmajor befördert, erhielt ein ungeriſches Huſarenregiment, und 1756 von Maria Thereſia die Würde eines Feldmarſchall-Lieutenants.

Im ſiebenjährigen Kriege zeigte Haddik ſeine kriegeriſchen Talente noch weit glänzender. So nahm er 1757 Theil an der Schlacht bei Görlitz, wo ein ganzes preuſziſches Korps aufgerieben wurde, und der berühmte preuſziſche General Winterfeld auf dem Platze blieb. Nicht lange darauf drang Haddik mit viertanſend Mann durch die Nieder-Lauſitz, die Mark Brandenburg nach Berlin vor, drang in die Stadt, und nahm von ihr eine Brandſchatzung, muſzte ſie aber freilich bald wieder verlaſſen, weil der Fürſt Moritz von Anhalt-Deſſau zu ihrer Hülfe heranzog. Im Jahre 1758 wurde Haddik durch das Groſzkreuz des Marien-Thereſien-Ordens geehrt, im nämlichen Jahre eroberte er Pirna und die Feſtung Sonnenſtein in Meiſſen, und wurde am 19. Dezember General der Kavallerie.

Nicht lange darauf kam er als Kommandirender nach Siebenbürgen, darauf nach Galizien, und erwarb ſich in beiden Ländern ſo viele Verdienſte,

daß er 1774 zum Hofkriegsrathspräſidenten ernannt wurde, und dieſe Stelle behielt, bis ihm Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1789 das Kommando gegen die Türken übergab. Aber ſeine Geſundheit war zu ſchwächlich, er wurde bald krank, und mußte ſeine Stelle niederlegen. Bald darauf ſtarb Joſeph II. Haddik ſtand an ſeinem Sterbebette, und nicht lange darauf folgte er ihm in die Wohnung der Ruhe, im Jahre 1790.

Wenzel Anton Fürſt von Kaunitz,

öſterreichiſcher Staatsminiſter.

Geboren 1711. Geſtorben 1794.

Kaunitz ſtammte von einer edlen Familie, die ſchon lange in Böhmen und Mähren große Güter beſeſſen hatte. Weil er einer der jüngern Brüder ſeiner zahlreichen Familie war, ſo ſollte er anfangs den geiſtlichen Stand ergreifen; nachdem aber mehrere ſeiner Brüder geſtorben waren, widmete er ſich den diplomatiſchen Geſchäften, und erwarb ſich bald Maria Thereſias Vertrauen.

Dieſe große Frau erkannte ſchnell in ihm ſeine ausgezeichneten Talente: er wurde in Rom und

Florenz zu geheimen Aufträgen gebraucht, und endlich in einem kritiſchen Zeitpunkte, 1745, bevollmächtigter Miniſter der Niederlande. Bald trat er jedoch von der Stelle ab, ſuchte ſeine Entlaſſung, und blieb auf ſeinen Gütern, bis er 1749 von ſeiner Einſamkeit wieder hervorgezogen, auf dem Friedenskongreſſe zu Aachen ſein diplomatiſches Genie entwickelte. Bald darauf ging Kaunitz als Geſandter nach Frankreich, wo er, zum Erſtaunen von Europa, das politiſche bisherige Syſtem ganz umänderte, und Oeſterreich mit Frankreich in genauere und freundſchaftlichere Verhältniſſe brachte.

Seit 1753 leitete Kaunitz als Hof- und Staatskanzler beinahe ausſchließend alle auswärtigen Geſchäfte, und nahm auch auf die inneren Angelegenheiten bedeutenden Einfluß. Durch ihn wurde die Rechenkammer eingeführt, welche durch eine genauere Aufſicht den Finanzen Vieles erſparte, die Schulen und Studien verbeſſert, und auch die Kriegsmacht auf einen Fuß geſetzt, wie ſie zur Vertheidigung der großen öſterreichiſchen Monarchie nöthig und dienlich war.

Das Volk und die Regenten in Oeſterreich erkannten Kaunitz Bemühungen und Verdienſte um den Staat. Joſeph II. ſchätzte ihn zwar, aber weil er durchaus nur ſelbſt herrſchen wollte, ſo befolgte er ſeltner ſeinen Rath. Kaiſer Leopold und Franz achteten den weiſen Greis. Endlich ſtarb er, 1794,

nachdem er ſeine letzten Tage in Ruhe und Entfernung von allen Staatsgeſchäften verlebt hatte

Kaunitz liebte die Literatur, beſonders die franzöſiſche, und ließ die meiſten berühmten Künſtler und Gelehrten, welche Wien beſuchten und dort lebten, an ſeine Tafel kommen. Er ſprach mehrere Sprachen, war aber im Umgange gewöhnlich ernſt, oft kurz und trocken. Er war ein leidenſchaftlicher Reiter, und hielt ſeine Reitbahn für die erſte in Europa. Seine Lebensart war ganz ungewöhnlich, er aß, ſchlief und arbeitete zu ganz andern Zeiten als andere Menſchen. Unter ſeine Schwächen gehörte eine unglaubliche Furcht vor dem Tode, welche er nie ganz zu überwinden im Stande war.

Gluk,

ein berühmter Komponiſt.

Geboren 1712. Geſtorben 1787.

Der Ritter Chriſtoph Gluk, Penſionär des Wiener Hofes, und ſeit 1774 Mitglied der Akademie der Muſik, wurde in der Oberpfalz an der böhmiſchen Gränze geboren. Die erſten Anfangsgründe der Muſik erlernte er in Prag, und zeich-

nete ſich bald durch ſeine Geſchicklichkeit auf verſchiedenen Inſtrumenten aus. Später ging er nach Italien, ließ ſich in Mailand nieder, und ſtudierte die Kompoſition unter San-Martino, und ließ ſeine erſte Oper aufführen. 1742 gab er zu Venedig ſeinen Demetrius, und ging 1745 nach England, wo er mehrere ſeiner Opern, unter andern auch den Sturz der Rieſen, auf die Bühne brachte. Darauf kam er nach Venedig zurück, wo er ſich lange Zeit ununterbrochen aufhielt.

Seit ſeinem Aufenthalte in London hatte er die italieniſche Manier verlaſſen, und ſey es aus Ueberzeugung, oder um den Engländern zu gefallen, jene Kompoſitionsart angenommen, der Arne anhieng, welche alle bloß glänzenden Verzierungen von dem Geſange entfernt, und nicht bloß dem Ohre ſchmeichelt, die Handlung vergeſſen macht, und ſo das Intereſſe ſchwächt und am Ende Langeweile hervorbringt.

Nach dieſem neuen Grundſatze ſchrieb Gluk zu Wien 1764 ſeine herrlichen Opern: Orpheus, Alceſte, Helena und Paris, und das berühmte Drama, welches 1765 bei der Vermählung Kaiſer Joſephs II. aufgeführt wurde. Die Erzherzogin Amalie ſpielte den Apollo, die Erzherzoginnen Eliſabeth, Joſephine und Charlotte die drei Muſen, und der Erzherzog Leopold dirigirte am Claviere.

Du Rollet, der ihn in Wien kennen gelernt

hatte, ermunterte Gluk für das Pariſer Theater Iphigenien in Aulis in Muſik zu ſetzen. Der Komponiſt willigte in dieſen Vorſchlag, und 1774 ging er, ſchon mehr als ſechszig Jahre alt, nach Paris ab, wo er nach unzähligen Kabalen, durch den Schutz Mariens Antoniens; endlich ſein Werk zur Aufführung brachte. Iphigenie in Aulis wurde den 19. April 1776 zum erſten Male gegeben, und mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der auch bei den folgenden Gluk'ſchen Opern nicht erkaltete.

Der Erfolg dieſer Oper verſetzte der ältern franzöſiſchen Muſik den letzten Stoß, welche ſchon vorher vom komiſchen Theater durch die Meiſterſtücke eines Duni, Philidor, Gretry, verdrängt worden war. Aber wenn Gluk leicht über Lully und Rameau ſiegte, ſo fand er in Sacchini und Piccini fürchterlichere Gegner. Sein Wettſtreit mit dem Letzten, der bald nach ihm in Frankreich ankam, veranlaßte ſehr lebhafte Streitigkeiten, welche das Publikum dahin entſchied, daß es allen drei Kämpfern die Palme reichte.

Gluk kehrte nach Wien zurück, ſtarb am 15. Nov. 1787 an einem Anfalle von Schlagfluſſe, und hinterließ ein Vermögen von ungefähr dreimalhunderttauſend Gulden.

Obgleich Gluk in Italien und Deutſchland keinen ſolchen Enthuſiasmus erregte, als in Frankreich, ſo wurde er doch auch in dieſen Ländern ſehr

geſchätzt. Doch hat er auch ſeine Tadler gefunden, unter welche beſonders der berühmte Händel gehörte, welcher, ſey es nun aus Eiferſucht oder Ueberzeugung, immer mit Verachtung von ihm ſprach. Einige deutſche Meiſter wollten Gluk keine klaſſiſchen Verdienſte zugeſtehen, man warf ihm vor, daß er freiwillig manches Hülfsmittel der Kunſt verſchmäht, daß er zu ſehr nach Originalität geſtrebt habe, und zuweilen ins Gemeine gefallen ſey. Ohne zu unterſuchen, in wie weit dieſe Vorwürfe gegründet ſind, muß man ihn immer als eines der größten und originellſten muſikaliſchen Genies anerkennen. Er ſchilderte die Leidenſchaften vortrefflich, hatte eine bewunderungswürdige Kraft im Großen und Erhabenen, und eine unnennbare Anmuth, wenn er ſanftere Empfindungen behandelte; ſeine Compoſitionen haben ſehr viel dramatiſches Leben, und ſind eben ſo angenehm als intereſſant. Auch fanden ſeine Werke immer bei geſchmackvollen Kennern äußerſt vielen Beifall, und werden eine unvergängliche Zierde der Opernbühne bleiben.

Winkelmann,

ein berühmter Kunſtkenner.

Geboren 1717. Geſtorben 1768.

Zu Stendal in der alten Mark Brandenburg wurde Winkelmann im Jahre 1717 geboren. Sein Vater, ein Schuhmacher, war zu dürftig, um den Geſchmack ausbilden zu laſſen, welchen der Jüngling für die Wiſſenſchaften bewies. Sich ſelbſt überlaſſen, verſank er in das Studium der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller; allein ſeine hülfloſe Lage zwang ihn, Schulmeiſter zu werden. In dieſem Zuſtande geſchah es denn, wie er ſelbſt zu erzählen pflegte, daß er über Stellen im Homer ſann, während er den Knaben das Alphabet kennen lehrte. Der Graf von Bünau, Freund der Literatur und ſelbſt Schriftſteller, befreite ihn von dieſem drückenden Verhältniſſe, indem er ihn zu ſich berief. Dresdens Nachbarſchaft bot ihm nun Wege an, ſich mit Werken der Kunſt mehr beſchäftigen, und ſelbſt die Bekanntſchaft Gelehrter machen zu können.

Doch eine neue Laufbahn öffnete ſich ihm;

der päpſtliche Nunzius lud ihn zu einer Reiſe nach Italien, und verſicherte ihn, er würde ohne Schwierigkeit Bibliothekar des Vatikans werden können. Dieſe Hoffnung war zu ſchmeichelnd, um nicht Winkelmann zu Opfern zu veranlaſſen, die er nicht leicht brachte. Er verließ den edeln Bünau, aber die Offenheit, mit der er ſich entſchuldigte, der glühende Enthuſiasm für die Kunſt als einzige Veranlaſſung dieſer Trennung, konnte nicht beleidigen, und ſein Beſchützer blieb ſein Freund.

Vor ſeiner Abreiſe nach Rom machte er ſeine Betrachtungen über die Werke der Griechen in der Mahlerei und Bildhauerei bekannt, ein Werk, das unter den Kennern eine große Bewegung veranlaßte. Uebergetreten zur katholiſchen Kirche, und nach ſorgfältiger Beſchauung der merkwürdigſten Kunſtwerke, auf die er unterwegs traf, kam er mit dem Prälaten in Rom an. Allein die verführeriſchen Verſprechungen, die ihm gemacht worden waren, erfüllten ſich nicht, und Winkelmann — ſein Stolz erlaubte ihm nicht mehr zu fordern — erhielt nur freie Wohnung. Seine Zuflüſſe beſtanden nur in einer Penſion von hundert Thalern, die er vom Dresdner Hofe bezog; allein er verlor ſie, als Sachſen verheert wurde. Zwar war er dem Papſte Benedikt XIV. vorgeſtellt worden, er ſtand mit dem berühmten Kardinal

Paſſionei in Verbindung, allein dieß verſchaffte ihm nur eine unfruchtbare Achtung.

So ſah er ſich genöthigt, ſeiner Unabhängigkeit zum Theile zu entſagen, und vom Kardinal Albani die Stelle eines Bibliothekars anzunehmen. Aber nach einem kurzen Zwiſchenraume wurde er zum Präſidenten der Alterthümer ernannt, und er fand in dieſer Lage ſich ſo befriedigt, daß vortheilhafte Anerbietungen mehrerer deutſchen Fürſten ihn nicht bewegen konnten, die Stadt der Kunſtſchätze zu verlaſſen. Die Beſchreibung der gravirten Steine des Stoſch'ſchen Kabinets erweiterte unter den Alterthumsforſchern die rühmliche Bekanntheit ſeines Namens.

Im Jahre 1764 erſchien ſeine Geſchichte der Kunſt der Alten. Dieſes glänzende Gemählde des Entſtehens, Fortſchreitens und Verfalles der Bildhauerkunſt bei den vorzüglichſten Nationen des Alterthums errang außerordentlichen Beifall, und wurde vom Augenblicke ſeines Erſcheinens als ein klaſſiſches Meiſterwerk betrachtet, ſo wie es auch künftig, ungeachtet ſchon entdeckter Fehler, ungeachtet jener, die ſich noch zeigen könnten, ſich mit Ruhm erhalten wird. Winkelmann, man muß es geſtehen, iſt in der Auswahl der Werke nicht allzuſtreng, für die er Bewunderung erregen will, aber mit welcher Wärme, mit wel-

chem Gefühle erklärt er ſich nicht über die vorzüglichſten Werke der alten Kunſt, und über des Schönen unwandelbare Geſetze? Welcher helle Blick ſchwebt nicht über ſeiner Eintheilung der Werke der Bildnerei, und über der Norme, nach der er die Epochen feſtſetzt, in welche ſie gehören?

Mit dieſer Kunſtkenntniß verbindet ſich eine ausgebreitete und tiefe Gelehrſamkeit, und die ſo ſeltene Gabe, ſelbſt durch die Art des Unterrichts einen Genuß zu gewähren, der jede Bemühung entfernt hält. — Nicht immer aber wußte er ſich vor Vorurtheilen zu bewahren. So verleitete ihn ſeine Freundſchaft für den Mahler Mengs zu Lobeserhebungen, die zu unbegränzt ſind, um mit den Verdienſten dieſes Künſtlers im Verhältniſſe zu ſtehen.

Beleidigt von der Kritik mehrerer Gegner, die ſeine äußerſte Reizbarkeit nur erbitterter im Angriffe machte, und genöthigt, auf die Ausführung eines lange entworfenen Reiſeplans in Bezug auf Griechenland Verzicht zu leiſten, eilte Winkelmann, Deutſchland wieder zu ſehen; allein ungeachtet der ſchmeichelhafteſten Aufnahme verfolgte ihn überall Sehnſucht nach Rom. Der römiſche Bildhauer Cavaceppi, ſein Reiſegefährte, fühlte, was Winkelmann ſo ſehr verſtimmte, und drang auf ſeine Rückreiſe.

Nachdem er über Wien nach Trieſt gegangen war, machte er in der letztern Stadt die Bekanntſchaft eines italieniſchen Abentheurers, Archangeli mit Namen, ein Menſch, der eine hohe Liebe zur Kunſt äußerte, und ſo Winkelmanns ganzes Vertrauen gewann. Dieſer Nichtswürdige hatte die Abſicht, ſich einiger goldenen Medaillen zu bemächtigen, die Winkelmann ihm zu zeigen ſo unklug war, und verſetzte ihm fünf Meſſerſtiche. Aber der Elende wurde verhaftet und beſtraft, obgleich Winkelmann, der in der letzten Stunde ſeines Lebens die höchſte Seelengüte zeigte, für ihn um Gnade bat, und erklärte, daß er ihm verzeihe. Nachdem er ſeinen Freunden einige Geſchenke ausgeſetzt, und den Kardinal Albani zum Univerſalerben ernannt hatte, ſtarb er nach ſiebenſtündigen Leiden am 8. Juni 1768, im ein und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens.

Maria Thereſia,
deutſche Kaiſerin.

Geboren 1717. Geſtorben 1780.

Maria Thereſia, Kaiſer Karls VI. Tochter, ward zu Wien geboren, und entwickelte früh viele Talente, welche ſie in der Folge, mit einer ganz ungewöhnlichen Körperſchönheit verbunden, zu einer äußerſt liebenswürdigen Fürſtin, und ihren Beſitz ſehr wünſchenswerth machten. Von den vielen Werbern, welche ſich um die ſchöne Erzherzogin bemühten, wählte ſie Franz Stephan, Herzog von Lothringen, und die Vermählung wurde 1736 vollzogen. Aber bald thürmten ſich drohende Gewitter gegen ſie auf.

»Mit Kaiſer Karl VI.,« ſagt der Verfaſſer der Überſicht des achtzehnten Jahrhunderts in dem ſchönen hiſtoriſchen Taſchenbuche für Öſterreich, »ſtarb 1740 der habsburgiſche Stamm aus, der in Deutſchlands Geſchichte immer einen höchſt ruhmwürdigen Platz behaupten wird. Aber ſeine Länder wollte Karl nicht getheilt, ſeine Unterthanen nicht von fremden Fürſten beherrſcht, ſeine talentvolle

Tochter, Maria Thereſia, nicht ohne ein kaiſerliches Erbe ſehen. Aber ein Vorwand findet ſich bald, wenn mit dem Vortheile einen Vertrag zu brechen, auch die Macht dazu verbunden iſt.«

»Kaum war Karls Tod bekannt,« fährt dieſer Schriftſteller fort, »als ſofort Friedrich II. mit Anſprüchen auf die vier ſchleſiſchen Herzogthümer, Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auftrat, mit einem Heere in Schleſien einfiel, das ganze Herzogthum beinahe eroberte, und durch den Frieden zu Breslau 1740 ſich den Beſitz dieſer Provinz ſicherte.«

»Aber auch die übrigen Mächte, beſonders Spanien, Sardinien, Sachſen, Baiern und Frankreich reizte die ſcheinbare Leichtigkeit, die ſchönen öſterreichiſchen Provinzen zu erobern, die ohne wohlorganiſirte Streitkräfte nur von einer Frau vertheidigt wurden. Auch hatte Frankreich den Plan, die öſterreichiſche Größe zu zertrümmern, nicht aufgegeben, im Gegentheile lebte dieſer Lieblingsentwurf Heinrichs IV. noch immer im Kabinette zu Verſailles fort. Jetzt ſchien der günſtigſte Zeitpunkt, und Maria Thereſia verloren; da rettete ſie die feurige Liebe der Ungern und der öſterreichiſchen Unterthanen überhaupt, eine unbezwingliche Mauer aller öſterreichiſchen Monarchen, an welcher alle Plane ihrer erſtaunten Feinde brachen.«

In der That war es auch wirklich nur die

hochherzige Geſinnung der braven und energiſchen Ungern, auf welche ſich die Kaiſerin, ſo von allen Seiten bedrängt, verlaſſen konnte. Mit ihrem unmündigen Kinde auf den Armen trat ſie in ihre Verſammlung und rief ſie um Hülfe an; da flogen ſchnell alle Säbel aus den Scheiden, und einſtimmig erſcholl es in der weiten Verſammlung: Es lebe unſer König! — Maria Thereſia und die Ungern ließen es nicht bei Worten bewenden.

Nachdem 1742 der Friede mit Preußen geſchloſſen worden war, fochten die öſterreichiſchen Heere immer ſiegreich gegen ihre übrigen Feinde, und Maria Thereſia brachte es dahin, daß ihr Gemahl 1745 zum römiſchen Kaiſer gekrönt wurde, ungeachtet der Churfürſt von der Pfalz und von Brandenburg alle Mittel dagegen aufboten. Von Frankfurt ging Thereſia nach Heidelberg, hier fand ſie ihren Gemahl an der Spitze einer zahlreichen Armee. Die Kaiſerin ritt ſelbſt durch alle Glieder, ſprach mit den Soldaten, ermunterte, beſchenkte ſie, und entflammte ſo aller Herzen zu enthuſiaſtiſcher Verehrung. 1748 wurde der Aachner Friede geſchloſſen, und nun beſchäftigte ſich Thereſia vorzüglich mit Verbeſſerungen im Innern ihrer Staaten. Juſtiz, Handel und Kriegszucht wuchs ſchnell hervor, aber 1756 rief der ſiebenjährige Krieg die öſterreichiſchen Waffen von Neuem gegen der Preußen großen Friedrich ins Feld. Die Krieger der

Kaiſerin fochten in dem ganzen langen Kampfe mit unerſchütterlichem Muthe, und ſchlugen nicht ſelten ihre Feinde, die ihnen bloß durch Friedrichs ſtrategiſche Überlegenheit die Spitze bieten konnten. Als 1763 zu Hubertsburg der Friede geſchloſſen wurde, ward alles auf den alten Fuß geſetzt.

Thereſia, unermüdlich in ihrer Thätigkeit, brachte es dahin, daß Joſeph 1764 einſtimmig zum römiſchen Könige gewählt wurde. Aber der Tod ihres geliebten Gemahls, der kurz darauf zu Innsbruck ſtarb, ſchlug ihr eine tiefe Wunde. Sie ließ das Zimmer, worin Franz ſtarb, in eine Kapelle umändern, und widmete jeden achtzehnten Monatstag (der Kaiſer war am 18. Auguſt geſtorben) einer ſtillen Einſamkeit. Darauf nahm ſie Joſeph zum Mitregenten an, und legte die Leitung des Kriegsweſens in ſeine Hände. Endlich entriß ſie der 29. Nov. 1780 ihren trauernden Staaten.

Viele und ſchöne Tugenden der Herrſcherin, des Weibes, hatten ſie geziert. Als Regentin hatte ſie einen hellen, richtigen Blick in die Staatsgeſchäfte. Ausdauer, Thätigkeit und einen Muth, der in Widerwärtigkeiten wuchs. Viele vortreffliche Anſtalten danken ihr das Daſeyn. Sie errichtete die Militärakademie zu Wieneriſch-Neuſtadt, adelige Erziehungs-, Waiſenhäuſer, Spitäler, und brachte zuerſt das öſterreichiſche Militär in eine beſſere Verfaſſung. Durch ihre Bemühungen wurden die zwölf

Zipſerſtädte mit Ungern vereinigt, kam Gallizien und Lodomerien an Öſterreich, wurden im Temeswarer Bannat die Sümpfe ausgetrocknet, und die Roboth in Böhmen und Mähren beſchränkt.

Das Land weinte ihr nach! Aber Joſeph II. erſchien, ergriff mit feſter Hand die Zügel der Regierung, und die Thränen des Landes vertrockneten. Einzelne trauerten noch lange dankbar über ihre kaiſerliche Wohlthäterin.

Pius VI.,

römiſcher Papſt.

Geboren 1473 Geſtorben 1537.

Pius VI., vor ſeiner Erhöhung Johann Angelo Braſchi genannt, war zu Ceſena im Kirchenſtaate geboren. Als er ſich die Vorbereitungswiſſenſchaften zur Theologie eigen gemacht hatte, kam er nach Ferrara zu ſeinem Onkel, Karl Bandi, Advokat und Generalauditor des Kardinalbiſchofes Ruffo. Hier wußte er ſich Ruffo's Gunſt zu erwerben, und als dieſer nach Klemens XII. Tode nach Rom berufen wurde, folgte ihm der Jüngling dahin, er ſtudierte Theologie mit allem Eifer, und wurde zum

B. IV. S. 114.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Auditor der päpſtlichen Kanzlei ernannt, eine Stelle, welche er acht Jahre begleitete. Als Benedikts XIV. Geheimſchreiber ſtarb, erhielt Braſchi dieſe wichtige Stelle, bald darauf wurde er auch zum Kanonikus der Peterskirche ernannt.

Benedikt ſtarb, und Klemens XIII. ward dem Geheimſchreiber ſeines Vorgängers bald ſo gewogen, daß er ihm die Stelle eines Generalſchatzmeiſters anvertraute. Hier ſteuerte er den Mängeln der Verwaltung in den Finanzen, ſein Kredit wuchs immer mehr, er wurde unter Klemens XIV. Kardinal, und nach zwei Jahren, 1775, beſtieg er den päpſtlichen Stuhl. Auch jetzt noch fuhr er fort, über die nöthigen Finanzverbeſſerungen nachzudenken, und es wurde der Plan zu einem Seehafen in der Mark Ankona entworfen. Auch ſuchte Pius durch Verbeſſerung der Kirchenzucht das geſunkene Anſehen der römiſchen Geiſtlichkeit wieder herzuſtellen; ſein Hauptaugenmerk aber blieb auf die Erbauung einer neuen Sakriſtei an der Peterskirche, und auf die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe gerichtet; eine Unternehmung, die zwar nur zum Theile zu Stande kam, aber doch ihrem Urheber große Ehre brachte.

Kaiſer Joſeph II. hatte in ſeinen kirchlichen Angelegenheiten manche Reformen vorgenommen. Pius glaubte eine Reiſe nothwendig, um darüber mündlich mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Pius

kam alſo 1782 nach Wien, er wurde mit aller Ehrfurcht empfangen, und reiſete nach vielen Unterredungen mit dem Monarchen wieder nach Rom zurück. Pius erklärte ſich über den Erfolg ſeiner Reiſe in einem beſonderen Konſiſtorium: »Einige, und zwar wichtige Forderungen hätte er von der Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers wirklich erhalten, und zu andern ſey ihm die beſte Hoffnung gemacht worden.«

Als die Niederländer Unruhen 1790 ausbrachen, ſuchte Pius die Biſchöfe zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und erließ deßwegen an ſie ein rührendes Breve. Aber bald zog der Gang der Angelegenheiten in Frankreich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Denn die Gewalthaber Frankreichs glaubten durch ihre Dekrete alle Religion vernichten zu können und ihr Haß verfolgte Alles, was ſeit Jahrtauſenden ſchon ſo vielen Millionen theuer war. Mit tiefem Grame ſah Pius dieſe Ausgelaſſenheit, er ſchrieb an die Biſchöfe von Frankreich, er wandte vergebens alle Mittel an. Im Gegentheile wurden ſelbſt die weltlichen Beſitzungen des Papſtes geſchmälert, und im Vertrage zu Tolentino mußte er die Grafſchaften Avignon und Venaiſſin in Frankreich, und die Landſchaften Bologna, Ferrara und Romagna abtreten; und bald darauf, 1798, nahmen die Franzoſen ſelbſt von allen päpſtlichen Län-

dern Beſitz. Pius ſelbſt ward gefangen genommen, von Rom nach Siena, und endlich in die Karthauſe bei Florenz gebracht. Als die Öſterreicher im Jahre 1798 ſiegreich in Italien vordrangen, ward der ehrwürdige Papſt nach Bologna, und ſpäter nach Valence geführt. Hier war es auch, wo Pius, der ſchon lange kränklich geweſen war, am 29. Auguſt 1799 im zwei und achtzigſten Jahre ſeines Alters den Geiſt aufgab.

Er war tolerant, friedfertig, gütig und duldend geweſen, auch zeichnete ihn eine hervorſtechende Beredſamkeit aus. Als Fürſt wirkte er viel Gutes, indem er die Finanzen verbeſſerte, die Thätigkeit und Arbeitſamkeit belebte, und die Wiſſenſchaften unterſtützte. Die Kardinäle Albani und Mareſoſchi waren ſeine vertrauten Freunde; der erſte ein großer Kunſtkenner, deſſen Villa unſchätzbare Kunſtwerke in ſich verſchloß, Winkelmanns und Mengs Freund; der letztere voll brennendem Eifer für die Gelehrſamkeit, im Beſitze einer prächtigen und ausgeſuchten Bibliothek. In dieſer Geſellſchaft brachte Pius die heiterſten Stunden zu, welche das Schickſal in ſeine oft ſehr kummervollen Tage miſchte.

Herzberg,

preußiſcher Staatsminiſter.

Geboren 1725. Geſtorben 1795.

Zu Lottin in Pommern, dem Erbgute ſeiner Familie, wurde Ewald Friedrich Graf von Herzberg 1725 geboren. Mit raſtloſem Eifer bereitete er ſich auf der Univerſität zu Halle für die diplomatiſche Laufbahn vor; hier bearbeitete er zwei gründliche Abhandlungen über das brandenburgiſche Staatsrecht und über den Churfürſtenverein.

Als er in der Eigenſchaft eines Legazionſekretärs verwendet wurde, arbeitete er mit vorzüglichem Fleiße im geheimen Archive. Er lieferte Friedrichen die Aktenauszüge zu ſeiner Bearbeitung der Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, und zeichnete ſich durch die gekrönte Preisſchrift: Über die erſte Bevölkerung der Mark Brandenburg, höchſt vortheilhaft aus. Mittlerweile war er Legazionsrath geworden, und hatte den Auftrag erhalten, das geheime Staats- und Kabinetsarchiv neu zu ordnen, ein Anlaß, der ihm die genaueſten und gründlichſten Kenntniſſe in dieſen Gegenſtänden

verſchaffte. Außer der Verfaſſung mehrerer gelehrter Deduktzionen, beſorgte er während des ganzen ſiebenjährigen Krieges den größten Theil der Staatskorreſpondenz, und ſelbſt die öffentlich erſchienenen Staatsſchriften. Er hat den Friedensſchluß mit Rußland und Schweden im Jahre 1762 abgefaßt, und wurde das Werkzeug Preußens zur Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens. Mit einer kurzen mündlichen Inſtrukzion verſehen, ſchloß er am beſtimmten Tage den berühmten Hubertsburger Frieden. Der König äußerte gegen ihn die ſchmeichelhaften Worte: Er hat einen Frieden gemacht, faſt ſo, wie ich den Krieg geführt habe, Einer gegen Drei. Von dieſem Augenblicke war er Staats- und Kabinetsminiſter.

Bei der erſten Theilung Pohlens, 1772, unterſtützte er Preußens Anſprüche durch gehaltvolle Deduktzionen. Daſſelbe that er bei Gelegenheit der Streitigkeiten wegen der baieriſchen Erbfolge; auch hat das Teſchner Friedensinſtrument von 1779 ihn zum Verfaſſer. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Grafenſtand, und ernannte ihn zum Kurator der Akademie. Unter deſſen Regierung ſtellte er in Holland die Ruhe wieder her, beförderte die Erhaltung des Gleichgewichtes, und ſchloß 1790 den Traktat von Reichenbach, den er für ſein Meiſterſtück erklärte.

Außerdem zeichnete er ſich durch viele hiſtori-

ſche Abhandlungen aus, die in der Berliner Akademie geleſen wurden. Seine Staatsſchriften, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſind, und drei Bände ausmachen, umfaſſen die Staatsverhandlungen der preußiſchen Regierung von 1756 bis 1795. Er liebte die Gelehrſamkeit und die Erhellung der Volksbegriffe. Zu letzterem Ende ſuchte er die höheren ſo wie die minderen Bildungsanſtalten möglichſt emporzuheben, und die Zurückſetzung, welche deutſche Literatur und ihre Ausüber unter Friedrichen hatten erdulden müſſen, gut zu machen. Außerdem verwendete er ſehr viele Aufmerkſamkeit auf Okonomie, und hierin war es vorzüglich der Seidenbau, den er ſeiner ſorgſamſten Pflege werth hielt, durch Belohnungen, Vorſchüſſe und Beiſpiel auf ſeinen eigenen Gütern belebte.

Seit dem Jahre 1791 hatte er keinen weiteren Antheil an der Leitung der auswärtigen Geſchäfte, wiewohl er ſelben mit einiger Zudringlichkeit wieder zu erlangen ſuchte. — Unzufrieden mit Allem, was in diplomatiſcher Hinſicht ſeit ſeiner Dimiſſion in Preußen geſchehen war, ſtarb er im Jahre 1795, nachdem er beinahe fünfzig Jahre ſich dem Staate auf die nützlichſte Weiſe gewidmet hatte.

James Cook,
Weltumſegler.

Geboren 1728. Geſtorben 1780.

Cook wurde ſeinem Vater, einem gemeinen Manne, zu Marton in der Grafſchaft York geboren. Er lernte Leſen, Schreiben und etwas Rechnen, und kam darauf zu einem Krämer in die Lehre. Bald verließ er dieß Geſchäft, und verdingte ſich auf ein Schiff, das Steinkohlen nach London führte. Hier diente er eine Zeitlang als gemeiner Soldat, und wurde endlich Gehülfe des Schiffers. Was bei ſolchen Reiſen an der Küſte, ſagt Lichtenberg, Tauſende nicht merken, das fühlte Cook ſehr bald, nämlich daß man ohne Mathematik Zeitlebens ein elender Steuermann bleiben müſſe. Er verlegte ſich alſo mit allem Eifer auf dieſe Wiſſenſchaft, machte eine Reiſe auf der Oſtſee, und nahm darauf Dienſte bei der Flotte. Hier wohnte er als Meiſtersgehülfe in dem franzöſiſchen Kriege der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei, und als England endlich die Eroberung von Quebek unternahm, ſo wurde Cook bei der Flotte des Ad-

mirals Sauders angeſtellt, that bei der Eroberung von Quebek und Canada wichtige Dienſte, und ging 1762 nach England zurück. Er wurde darauf beſtimmt, die Küſten von Neufundland aufzunehmen, und erfüllte dieſen Auftrag mit einem Fleiße und Eifer, der ihm immer zur Ehre gereichen wird.

Die Venus ſollte wieder durch die Sonne gehen, und England beſchloß, dieſe Erſcheinung beobachten zu laſſen. Cook ward zu dieſer Unternehmung beſtimmt, er ging als Kommandeur des Schiffes Endeavour nach O-Taheiti ab, ließ dort ein Fort aufwerfen, eine Schanze errichten, und den Durchgang, welcher an einem hellen Tage geſchah, von drei Seiten beobachten. Darauf umſchiffte er die ganze Inſel; ging dann auf neue Entdeckungen aus, und kam 1771 wieder nach England zurück, nachdem er drei Jahre auf ſeiner Entdeckungsreiſe zugebracht hatte. So war nun das Cap Horn umſchifft, der vierzigſte Grad der ſüdlichen Breite berührt, die Societätsinſeln entdeckt, Neuſeeland befahren, die Küſte von Neuholland genau aufgenommen, und die Durchfahrt zwiſchen Neuholland und Neuguinea entdeckt.

Cook ruhte nicht lange. Im Jahre 1772 ſchon ging er mit den beiden Forſtern unter Segel, und landete im July 1773 zwiſchen der Inſel Wight, und den fruchtbaren Ufern von Hangſhire und Spithead. Er durchkreuzte die Südſee nach alle-

Richtungen, weil er ein großes, feſtes Land darin zu finden glaubte, und drang gegen den Südpol ſo weit als möglich vor. Kaum hatte er ſich einigermaßen von den unſäglichen Beſchwerden dieſer Reiſe erholt, als er ſchon zum dritten Male wieder eine Reiſe um die Welt unternahm. Schon hatte er mehrere Entdeckungen in dem Ozean gemacht, als er 1780 auf der kleinen Inſel O-Waihi landete, und bei einer Streitigkeit, die er mit den Wilden hatte, nebſt vier ſeiner Begleiter erſchlagen wurde.

Cook war ein langer, dürrer Mann, beinahe ſechs Fuß hoch. Er ging, wie alle Seefahrer von größerem Körperbau, ſtark gebückt, um nicht an die Cajütendecke anzuſtoßen. An ſeinem Gange, zumal wenn er geſchwinde gehen wollte, erkannte man immer den gemeinen Matroſen; er war lang geſpalten, und daher ſeine Schritte, ſelbſt im Vergleiche mit dem Körper, groß. In ſeinem Geſichte lag ein mürriſcher finſterer Ausdruck, und der Despotismus eines Seekapitäns. Die geſelligen Tugenden, Feinheit und Artigkeit waren ihm fremd.

Sein Verſtand hatte keine Bildung, aber ſein natürlicher Scharfſinn lehrte ihn immer die paſſendſten Mittel finden, welche er mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ergriff. Begierde nach Ehre und Reichthum leitete ſeine Handlungen, auch hinterließ

er ein Vermögen von ſiebenzigtauſend Thalern. Die Erdbeſchreibung, die Naturgeſchichte und Aſtronomie, mit ihnen die geſammte Menſchheit, hat Cook vieles zu danken.

Katharina II.,

Kaiſerin von Rußland.

Geboren 1729. Geſtorben 1796.

Ueber Regenten, deren Exiſtenz noch nahe liegt, darf man durch entſcheidendes Urtheil dem beſſer beſorgten und nie unterlaſſenen Geſchäfte der Nachwelt nicht vorgreifen. Der Biograph begnügt ſich daher, nur einige der bekannt gewordenen Thatſachen aus dem Leben dieſer ausgezeichneten Herrſcherin zuſammenzuſtellen.

Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, im Jahre 1729 in Preußiſch-Pommern, und zwar in Stettin, geboren, deſſen Gouverneur ihr Vater war, wurde mit dem Herzoge von Hollſtein, ihrem Vetter, vermählt, ein Prinz, welchen die Kaiſerin Eliſabeth, Tochter Peters I., zum Erben gewählt hatte. Umſtände, welche für die Geſchichte unbedeutend ſind, veranlaßten dieſe Heyrath, welche die Hoffnungen

des Hauſes Anhalt-Zerbſt ſehr übertraf. Als ſie aber entſchieden war, legte die Prinzeſſin die lutheriſche Religion ab, um zur griechiſchen überzutreten, und nahm den Namen Katharina Alexiewna an.

Der Großfürſt und ſie liebten ſich vom erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft. Allein die Blattern entſtellten den Prinzen. Hierzu kam eine gänzliche Verſchiedenheit in den Grundſätzen, im Geſchmack und Geiſteskultur — deren Katharina ſehr viele beſaß, und bald fühlten ſich beide nicht ganz ſo glücklich, als ſie erwartet hatten. Sie liebte die Kunſt und die mannichfaltigen hohen Genüſſe, welche ſie beut. Peter fand aber nichts nach ſeinem Geſchmacke, als die preußiſche Uniform; er kommandirte die Waffenübungen in preußiſcher Manier, und hatte geſucht, das Weſen, den Anſtand und den Ton Friedrichs II. ſich anzueignen. — Sieben Jahre, von 1755 an, lebte Katharina, auf Veranlaſſung der Kaiſerin Eliſabeth wie abgeſchieden.

Nach dem Tode derſelben, im Jahre 1762, beſtieg ihr Gemahl, unter dem Namen Peter III., den Thron. Bald aber wurde er in das andere Leben abgerufen. Dazumal war ſie vier und dreißig Jahre alt. Sie war nun Alleinbeſitzerin des Thrones. Die Abneigung, welche ſie Anfangs in ihren Unterthanen gegen ſich fand, wußte ſie bald zu entfernen.

In der That waren die vielſeitigen Zwecke, auf welche ſie hinarbeitete, groß, und eben ſo war es

die Ausführung derſelben. Eine Geſellſchaft Gelehrter durchreiſte auf ihren Befehl alle Provinzen des Reichs, und ſetzte ſich in die Kenntniß derjenigen Bedürfniſſe, deren Befriedigung zum Gedeihen des großen Ganzen dienen mußte, erforſchte die Quellen und die Wege, durch deren Benützung eine höhere Blüthe des Staates bewirkt werden konnte. Sie verbeſſerte das Schickſal ihrer Unterthanen, indem ſie die Rechtspflege nach Grundſätzen der Billigkeit und einem richtigen philoſophiſchen Geiſte umſtaltete. Sie vermehrte den Nationalreichthum, weckte und leitete den Erwerbstrieb, öffnete dem Handel größere Wege, ſchuf, vervollkommnete und vermehrte die Unterrichtsanſtalten. Ihre Armeen erwarben ſich in den vielen von ihr geführten Kriegen Ruhm zu Lande wie zur See. Durch Länderſtrecken Polens und der Pforte wuchs die Größe ihrer ausgebreiteten Staaten.

So war denn Katharina eine Semiramis, mit welcher man ſie auch gewöhnlich verglich. Sie ſtarb an einer Apoplexie am 6. November 1796, in einem Alter von ſieben und ſechszig Jahren.

Denis,

ein berühmter öſterreichiſcher Gelehrter.

Geboren 1729. Geſtorben 1800.

Michael Denis wurde 1729 zu Schärding geboren. Er kam nach Oeſterreich, und trat in die Geſellſchaft Jeſu. Seine warme Religionsliebe, ſeine Ergebenheit gegen den Orden, und ſeine Kenntniſſe eigneten ihn bald zu Lehrſtellen, welche er überall zum großen Vortheil der Jugend verſah. Nachdem er ſich in dem Unterrichte und als Prediger gleich ausgezeichnet hatte, wurde er im Jahre 1759 an das Thereſianum als Profeſſor berufen, wo er Anfangs die ſchönen Wiſſenſchaften, ſpäter die Literaturgeſchichte und Bücherkunde lehrte, wozu ihm ſeine Bibliothekarſtelle an der Garelliſchen Bibliothek, die dem Thereſianum von einem Zweige dieſer Familie vermacht worden war, den beſten Stoff anbot.

Die Thaten der Helden des ſiebenjährigen Krieges hatten ſchon frühe ſeine Neigung zur Poeſie entwickelt und zu mehreren glücklichen poetiſchen Verſuchen beſtimmt. Offentlich und mit Nachdruck empfahl er die Poeſieen Gellerts, Klopſtocks, Hal-

lers und Uzens; er wagte es, ſie durch zweckmäßige Blumenleſen in Umlauf zu bringen. Eine Anzahl bekannter Wiener Dichter wurde unter ſeiner Leitung gebildet. Dazumal blühte auch das lange verſchwundene Reich der Barden wieder, und Denis unterſtützte die Bemühungen, welche Klopſtock, Gerſtenberg und Kretſchmann zu ſeiner Erneuerung anwandten.

Die ideale Schönheit des griechiſchen Mythos genügte damals nicht; theils vom deutſchen Nationalgeiſte, theils vom Vorurtheile eines charakteriſtiſchen Glanzes für ihre Arbeiten geleitet, glaubten mehrere Dichter jener Epoche in der grotesken Wildheit unvollſtändiger Bruchſtücke einer großentheils mehr ſkandinaviſchen als germaniſchen Mythologie die glücklichſte Wahl getroffen zu haben; ein Vorurtheil, das mit dem Fortſchreiten der Kunſt und der idealen Tendenz der Poeſie glücklicherweiſe frühe genug verſchwand. Doch muß man geſtehen, daß dieſe ſogenannte Nationalpoeſie den noch ſchwankenden Glauben an deutſches Talent befeſtigte, und beitrug, ihm ein gerechtes Selbſtgefühl zu verleihen, und die Jugendfrüchte des k. k. Thereſianums von den Jahren 1771 bis 1775 ſind ein Beweis der glücklichen Bemühungen des biedern Denis, auch in dieſem Theile Deutſchlands den Muſendienſt zu erweitern.

Er hat das Verdienſt, ganz Deutſchland durch

ſeine metriſche Ueberſetzung Oſſians zuerſt auf dieſen hohen Genius aufmerkſam gemacht zu haben. Allein ſeine Verehrung für die Meſſiade verleitete ihn, zur Verdeutſchung des Kaledoniſchen Barden unſchicklicherweiſe den Hexameter zu wählen. Denn ſo volltönend und harmoniſch auch dieſe Versart, mancher Gebrechen ungeachtet, in ſeinem Vortrage erſcheint, ſo wenig ſtimmt dieſe griechiſche Tuba zum Harfenklange aus den nordiſchen Dichterhallen.

Auf jeden Fall wurde Denis durch dieſe Unternehmung im Gange ſeiner eigenen Poeſie immer mehr beſtimmt. Die merkwürdigen Begebenheiten in ſeinem Vaterlande, und mehrere im Auslande, wie die Belagerung von Gibraltar, feierte Sined, der Oberbarde an der Donau, ſo nannte er ſich ſelbſt, mit Bardengeſängen. Die letzte Ausgabe ſeiner Werke, in Verbindung mit den Ueberſetzungen Oſſians, veranſtaltete er im Jahre 1797.

Als Literator und Bibliograph iſt Denis ebenfalls höchſt achtungswerth. Sein Grundriß der Bibliographie diente ihm zum Leitfaden bei ſeinen trefflichen Vorleſungen über die Bücherkunde. Indeß ſind die Supplemente zu Maittaires typographiſchen Annalen, und ſeine Einleitung in die Bücherkunde u. ſ. w. ſeine gelehrteſten Werke, wodurch er ſich mehr als hinlänglich zu dem ehrenvollen Poſten eines erſten Kuſtos

der kaiſerl. kön. Hofbibliothek geeignet bewies; eine Stelle, mit der er nebſt dem Charakter eines Hofrathes 1791 unter allgemeiner Zuſtimmung bekleidet wurde, nachdem er ſchon ſeit dem Jahre 1784 als zweiter Kuſtos an derſelben geſtanden hatte. In ſeinem großen Vorhaben, die handſchriftlichen Seltenheiten der Bibliothek nach und nach in Auszügen herauszugeben, wurde er nach Erſcheinung des zweiten Bandes durch ſeinen am 29. September 1800 erfolgten Tod gehindert.

Freiherr von Retzer hat ſeine hinterlaſſenen größtentheils lateiniſchen Schriften, herausgegeben. Eine derſelben iſt ſeine Selbſtbiographie, welche, wie ſeine im Jahre 1794 erſchienenen Zurückerinnerungen, und ſeine 1797 herausgegebenen Leſefrüchte Neigung, Hochachtung und Liebe auch für Denis den Menſchen einflößen müſſen.

Leſſing,

ein berühmter deutſcher Gelehrter.

Geboren 1729. Geſtorben 1781.

Leſſing, einer der vortrefflichſten Köpfe, welche die deutſche Literatur hervorbrachte, ward in dem Städtchen Kamenz in der Lauſitz geboren, und von ſeinem Vater, einem aufgeklärten Theologen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. In ſeinem zwölften Jahre kam er auf die Fürſtenſchule in Meiſſen, welcher er, wie er oft verſichert, vieles zu verdanken hatte. Zwar ging er ſpäter nach Leipzig, um dort Theologie zu ſtudieren, in der That aber war es Aeſthetik, Philoſophie, Naturlehre und Mathematik, auf welche er ſich hauptſächlich verwendete. Vor allem aber zog ihn die Bühne an, und er ging viel mit Schauſpielern um. Um den Jüngling ſeinem Berufsſtudium wieder zu geben, ließ ihn ſein Vater nach Hauſe kommen. Hier machte Leſſing — anakreontiſche Gedichte, und kaum war er wieder in Leipzig angekommen als ſeine Theaterliebhaberei von Neuem erwachte, und durch einige ſeiner Stücke, z. B. die alte Jungfrau, der junge Ge=

lehrte, welche mit großem Beifalle aufgeführt wurden, neue Nahrung erhielt.

Leſſings vertrauter Freund Mylius war nach Berlin gegangen, Leſſing folgte ihm dahin nach. Hier gab er 1760 zuerſt eine Sammlung Gedichte und anderer Aufſätze, unter dem Titel: Kleinigkeiten, heraus. Sein Vater drang aber doch ſo lange in ihn, bis er endlich nach Wittenberg ging, und ihm zu Liebe Magiſter wurde. Hier beſchäftigte er ſich mit kleinern Arbeiten, machte beſonders viele Sinngedichte, kehrte aber bald darauf wieder nach Berlin zurück.

Er machte um dieſe Zeit mit den vorzüglichſten Köpfen, mit Mendelſohn, Ramler, Sulzer, Bekanntſchaft, und arbeitete an ſeiner Miß Sara Sampſon, und lebte abwechſelnd in Berlin und Leipzig. In dieſer Epoche erſchienen auch die Literaturbriefe, wozu Leſſing die Idee gegeben hatte.

Im Jahre 1760 erhielt er die Stelle eines Mitgliedes an der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, und bald darauf ging er als Sekretär zum Grafen Tauenzien nach Breslau. Hier verbeſſerten ſich Leſſings ökonomiſche Umſtände ganz ungemein, aber zugleich entwickelte ſich ſein Hang zu Hazardſpielen, der ihn nachher nie wieder ganz verlaſſen hat. 1765 kehrte er nach Berlin zurück, und jetzt erſchien ſein Laocoon und ſeine

Minna von Barnhelm, nachdem fünf Jahre nichts von ihm gedruckt worden war.

Einige reiche Kunſtfreunde in Hamburg wollten die dortige Bühne auf eine höhere Stufe heben, ſie riefen alſo 1766 Leſſing als Dichter und Kritiker dahin, wo er ſeine Dramaturgie herausgab, die aber nur ein Jahr dauerte, ſo ſcharfſinnig und vortrefflich ſie auch verfaßt war. Leſſings ökonomiſche Umſtände wurden aber immer ſchlechter, und er befand ſich wirklich in vielen Verlegenheiten, als er 1766 den Ruf als Bibliothekar nach Wolfenbüttel erhielt. Er machte darauf eine Reiſe nach Berlin, Wien und Italien, und kehrte nach Wolfenbüttel zurück, wo er ſich viel mit den Manuſkripten der ihm anvertrauten Bibliothek beſchäftigte, die Beiträge zur Geſchichte und Literatur drucken ließ, und die berüchtigten Fragmente herausgab. Er war indeſſen auch hier nicht zufrieden, ſeine Geſundheit nahm ab, und er ſtarb 1781 in Braunſchweig.

Leſſings Geiſt verurſachte Erſchütterungen in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens, wohin ſich ſein Wirken erſtreckte. Er beſaß, nebſt gründlicher Gelehrſamkeit, ungemeinen Scharfſinn, Witz, Beurtheilungskraft und einen originellen philoſophiſchen Geiſt. Um das deutſche Theater hat Leſſing unſterbliche Verdienſte, unter ſeinen Stücken ragen Emilie Galotti und Nathan der Weiſe als glänzende Sterne hervor.

Suwarow,
ruſſiſcher Feldherr.

Geboren 1730. Geſtorben 1800.

Im Jahre 1730 geboren, trat dieſer furchtbare Krieger in früher Jugend in den Militärdienſt, und im ſchwediſchen Kriege unter der Kaiſerin Anna ſchwang er ſich zum Kapitänlieutenant. Im ſiebenjährigen Kriege, und zwar vorzüglich bei Zorndorf und Kunnersdorf, bewährte er ſeinen perſönlichen Muth, auch erhielt er in der berühmten Schlacht bei letzterm Orte eine Wunde im Kopf und eine andere im Schenkel. Mittlerweile war er ſchon Major geworden, und er hatte den Rang als Oberſter erſtiegen, als er Berlin einnahm. Unerkannt verließ er 1762 mit den ruſſiſchen Truppen jene Gegenden Deutſchlands, in welchen er ſich ſchon ſo vielen Ruhm erworben hatte. Seine Tapferkeit, ſeine Fähigkeiten erwarben ihm Graf Romanzow's Hochachtung, und Katharina II. ernannte ihn auf deſſen Empfehlung 1763 zum Brigadier. Er vermählte ſich mit einer Nichte ſeines Beſchützers, der Prinzeſſin Proſourovsky; allein dieſe Verbindung war

von keiner Dauer, wechſelſeitige Abneigung entſtand, die eine gänzliche Trennung veranlaßte.

Jeder neue Krieg, in den Rußland gerieth, beſtätigte und erhöhte die vortheilhafte Meinung, die man von ſeiner Tapferkeit gefaßt hatte. Als die pohlniſchen Unruhen eingetreten waren, nahm er 1764 den Konföderirten Krakau weg, vier Jahre ſpäter ſchlug er ſie bei Warſchau, dann bei Stralowiz, wo die ganze feindliche Artillerie in ſeine Hände gerieth. Gegen die Türken zog er 1773, ſchlug ſie bei Turtulay und Hirſow, dann bei Kosludje. Nun aber rief ihn eine Empörung nach Uralsk, und hier nahm er den Rebellen Pugatſchew gefangen.

Belohnt mit der bedeutenden Würde eines kommandirenden Chefs in der Krimm, bewies er alle für dieſen Poſten nöthige Vorſicht und Kenntniſſe; bis 1787 die Eröffnung des Türkenkriegs eine Landung von 7000 Osmannen bei Kinburn, in ſeinem Gouvernement veranlaßte. Nachdem General Reek, der unter ihm kommandirte, verwundet und zum Rückzuge genöthigt worden war, rückte er ſelbſt vor, und trieb die Türken zurück. Allein eine Kontuſion, die ihn in Ohnmacht verſetzte, machte ſeine Truppen glauben, er ſey getödtet, und ſie flohen. Doch bald erhielt er das Bewußtſeyn wieder; rief den Fliehenden zu: Halt, meine Kinder, ich lebe noch! griff wieder an, bekam einen Schuß in die

Hand, ließ ſich aber nicht eher verbinden, bis alle Türken erwürgt, oder in das Waſſer geſprengt waren. Nun erhielt er das Kommando über die Flotte im ſchwarzen Meere. Potemkin belagerte Oczakow, Suwarow erhielt das Kommando über den linken Flügel der Armee; bei einem Ausfalle wurde er aber gefährlich in den Hals verwundet und ließ ſich nach Kinburn überſetzen. Hier flog ein Pulverwagen in die Luft und brachte ſein Leben in Gefahr.

Späterhin erkämpfte Suwarow, vereint mit dem öſterreichiſchen Kommandirenden, Prinzen von Koburg, den Sieg von Fokſan. Bei Rimnik ſchlug er, ebenfalls in Verbindung mit Koburg, im Jahre 1789 am 31. September, die Türken nach einem zwölfſtündigen Gefechte. Der Beiname Rimniskÿ und die Würde eines Reichsgrafen war die Belohnung des großen Dienſtes.

Mit Ende des folgenden Jahres erſtürmte er Iſmail, eine Feſtung, welche die Türken unüberwindlich glaubten. Fünf und zwanzig tauſend Mann der Beſatzung fielen unter dem Schwerte der wüthenden Sieger, ſo daß nur eilf tauſend als Gefangene den ſchrecklichen Tag überlebten. Gleich arg war das Blutbad, das bei Eroberung Praga's, einer Vorſtadt von Warſchau, unter ſeinem Kommando angerichtet wurde. Im Jahre 1794 am 4. November unternahm er nämlich einen Sturm aufdas von 30,000 Mann vertheidigte Praga. Den Säbel

im Munde, überſtiegen die Ruſſen mit Hülfe ihrer Bajonette die Verſchanzungen, und binnen vier Stunden lagen 13000 Schlachtopfer dahingeſtreckt. Von Menſchen, die ſich über die Weichſelbrücke retten wollten, ertranken 2000, die durch die zerbrechenden Geländer in's Waſſer geſtürzt waren.

Im Jahre 1799 nach Italien beordert, zerſtörte er Macdonald's Macht an der Trebia und zwang ihn und Moreau in das Genueſiſche ſich zurückzuziehen. Nach der blutigen Schlacht von Novi ging er in die Schweiz. Hier im Murtenthale ſtand er ſchon dem General Maſſena in der Flanke und im Rücken, als Hozes Tod und Korſakows Niederlage ſeinen Rückzug aus der Schweiz veranlaßte, worauf die Abrufung aller ruſſiſchen Truppenreſte nach ihrem Vaterlande erfolgte. Mit dem Ehrennahmen Italisko und den glänzendſten Belohnungen ausgeſtattet, ſtarb dieſer energiſche General, der ſich durch viele Eigenheiten auszeichnet, zu Pollendorf in Eſthland 1800 im ein und ſiebenzigſten Lebensjahre, und ſein Begräbniß ward ſehr feierlich, unter Begleitung von fünfzehn tauſend Mann Truppen, begangen. Wie hoch ihn Paul I., trotz dem, daß Suwarow eine Zeit lang bei ihm in Ungnade gefallen war, ſchätzte, läßt ſich daraus ſchließen, daß er ihm auf dem Marsfelde zu Petersburg 1801 eine koloſſale Statue errichten ließ. — Artig, höflich und zuvorkommend, zeigte

dieſer Held auch noch im grauen Alter außerordentliche Thätigkeit, und jede Anſtrengung theilte er mit ſeinen Truppen redlich, ohne ſich die mindeſte Bequemlichkeit zu erlauben. Kaltblütig und unerſchrocken wußte er immer die zweckmäßigſten Maßregeln zu nehmen. Auf Mannszucht hielt er ſehr ſcharf. »Wenn Sie — ſchrieb er an einen ruſſiſchen General — den Unordnungen nicht Einhalt thun, ſo werde ich Sie arquebuſiren laſſen.« Seine ganze Taktik — erklärte er mehrere Male — beſtehe nur in zwei Worten: Vorwärts und ſchlage (Siupai i be); deſſen ungeachtet hatte er taktiſche Kenntniſſe, nur das Kleinliche darin konnte er nicht leiden. Bei Pauls Umformung der Soldaten, welche Zöpfe, Locken ꝛc. erhielten, ſagte er: »Locken ſind keine Kanonen, Zöpfe keine Piken.« Dieſe und ähnliche Äußerungen zogen ihm des Kaiſers Ungnade zu, und er mußte eine Zeit lang auf einem ſeiner Güter im Exil leben. Paul gab endlich den Bitten ſeiner Familie und des öſterreichiſchen Hofes, und den Wünſchen der Truppen nach, und rufte ihn zurück. Suwarow ging ohne Murren gegen den Kaiſer, der ihn empfindlich gekränkt hatte, wieder zur Armee. Bekannt iſt es übrigens, daß ſeine Adjutanten den Auftrag hatten, ihm, wenn er ſich bisweilen vergaß, etwas im Namen des Feldmarſchalls Suwarow zu befehlen. Als er einſt einen Soldaten wegen eines Dienſtfehlers

prügelte, kam ein Adjutant zu ihm, und ſagte: Der Feldmarſchall hat befohlen, man ſoll ſich von ſeinem Zorne nicht beherrſchen laſſen. — »Wenn er es befohlen hat, ſo muß man gehorchen,« ſagte er, und ließ ab vom Prügeln. —

Er war von mittelmäßiger, beinahe kleiner Statur, von ganz weißen Haaren, hagerem, doch lebhaftem Angeſichte; er ging mit etwas vorhängendem Leibe, doch ungeachtet ſeines ziemlich hohen Alters einen ſehr raſchen Gang.

Er war fromm und ſeiner angeerbten Religion eifrig zugethan, worüber er bei jeder Gelegenheit Beweiſe gab. Als er in Warſchau ſeinen feierlichen Einzug hielt, ging er während demſelben in eine nahe Kirche, und verrichtete dort ein kurzes Gebet. Am Tage vor ſeiner Abreiſe aus Wien zur Armee in Italien ließ er ſich eigends in der Kirche zum heil. Michael eine kleine Kirchenandacht veranſtalten, kam dahin, kniete zur Erde, küßte den Altar, und den ihn ſegnenden Geiſtlichen, und empfahl ſich dem Herrn der Heerſcharen zu ſeinen künftigen Unternehmungen.

In ſeinem ganzen Weſen war er ernſthaft und lakoniſch. Als ihn Prinz von Koburg erſuchen ließ, zu ihm zu ſtoßen, ſchrieb er bloß mit Bleiſtift auf ein Fleckchen Papier: Je viendrai (ich werde kommen).

Daß er alles, was zur Kriegskunſt gehörte,

gut verſtand, davon hat er während ſeinem ganzen Leben Beweiſe genug gegeben.

Er ſprach ruſſiſch, deutſch, franzöſiſch und italieniſch, und alle dieſe Sprachen ſo gut, daß er ſie für den gewöhnlichen Gebrauch hinreichend in ſeiner Gewalt hatte.

Übrigens war er ganz Soldat, und dieſes in einem vollkommenen Grade. Er hatte ſich an eine ſo abgehärtete Lebensart gewöhnt, als ob er ein geringer Offizier und ſtets zu Felde wäre; er trank gewöhnlichen Brantewein und ſchlief auf Stroh. Der ruſſiſche Bothſchafter in Wien mußte das koſtbarſte Bette aus ſeinem Zimmer wegbringen und ihm ſein gewöhnliches Strohlager zubereiten laſſen.

Gegen den Vorwurf der Grauſamkeit ſuchen ihn ſeine Lobredner, namentlich Seume, aufs möglichſte zu rechtfertigen, obgleich vielleicht alle Schuld in dieſer Hinſicht nicht ganz von ihm zu wälzen ſeyn möchte. Ausgemacht iſt es aber, daß er ein guter Chef, menſchlich gegen ſeine Leute und ein edler Mann war.

B. IV. S. 141.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUI D..TIONS

Georg Washington,

General und Präſident des Kongreſſes in Amerika.

Geboren 1733. Geſtorben 1799.

Washingtons Vater war ein begüterter Ländereien beſitzer in Virginien. Sein Sohn wurde unter ſeinen Augen erzogen, nur erhielt er durch einen Hauslehrer einigen Unterricht im Latein. Viel weiter brachte es Georg in der Mathematik, und ſo ward er über eine große Strecke virginiſchen Landes als Landmeſſer geſtellt, zugleich wurde er Major und Generaladjutant bei der Landmiliz.

Washington hatte kaum ſein zwanzigſtes Jahr erreicht, ſo erhielt er den Auftrag, nach dem Ohio zu gehen, einige Zwiſtigkeiten mit den Franzoſen auszugleichen, und mehrere wilde Stämme zur Freundſchaft mit England zu bewegen. Gefährliche und beſchwerliche Aufträge, deren ſich Washington mit aller Geſchicklichkeit zu ſeinem großen Ruhme entledigte.

Zwiſchen England und Frankreich brach der Krieg aus, die Provinz Virginien errichtete ein

Regiment Landmiliz von 4000 Mann, welches Waſhington untergeordnet wurde. Damit ſchlug er 1754 ein ſtarkes Regiment Franzoſen und Indianer, und verſchanzte ſich darauf, als die Feinde ihm mit großer Uebermacht entgegen kamen, in einem ſchnell errichteten Fort, das er Neceſſity nannte. Hier vertheidigte er ſich aufs tapferſte, bis er, nachdem alle Hoffnung zu einem Sukkurſe verſchwunden war, endlich in einer Kapitulation freien Abzug erhielt. Im folgenden Winter wurden die Forts Cumberland und London unter ſeiner Aufſicht gebaut.

Im Jahre 1755 erhielt Waſhington die Adjutantenſtelle bei dem engliſchen Generale Braddek, und war bei der Expedition, welche derſelbe nach dem franzöſiſchen Fort Dü Guesne unternahm. Dieſe Unternehmung hatte einen ſehr unglücklichen Ausgang, da übernahm Waſhington das Commando der Landmiliz, und zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten aus. 1759 aber verließ er alle ſeine militäriſchen Stellen, heirathete eine junge reiche Witwe, und wurde zum Vorſteher des Staates von Virginien ernannt, wo er mehrere großentheils beſchwerliche Aemter aus reiner Vaterlandsliebe bekleidete.

Als die amerikaniſchen Unruhen ausbrachen, war Waſhington unter den Deputirten, welche ſich auf dem Generalkongreſſe zu Philadelphia ver-

ſammelt, und nachdem die Zwiſtigkeiten mit England zum offenen Kampfe ſich entſchieden, wurde Washington 1775 einmüthig zum Obergeneral der ganzen republikaniſchen Landmacht ernannt, und er bekleidete dieſen Poſten mit Kraft nnd Auszeichnung. Ohne Kenntniß europäiſcher Taktik, mit zuſammengerafften, ſchlecht bezahlten und gekleideten Leuten ſtellte er ſich europäiſchen Heeren und Feldherren entgegen, welche nicht ſelten von ihm beſiegt worden.

Als der Krieg zu Ende und die Unabhängigkeit der Kolonien anerkannt war, ging Washington 1783 in ſeine vorige Ruhe zurück, aber der Kongreß, welcher nach der neuen Konſtitution 1789 zuſammenkam, vergaß ſeine Dienſte nicht, und wählte Washington zum Präſidenten; dieſe Stelle begleitete er bis 1797, wo er ſie niederlegte, und zwei Jahre darauf, am 24. Dez. 1799, auf einem ſeiner Landſitze an einer kurzen Krankheit ſtarb. Sein Tod verbreitete tiefe Wunden über das ganze Land; zu ſeinem Begräbniſſe, das er einfach und prunklos angeordnet hatte, ſtrömten viele Tauſende ſeiner Mitbürger herbei.

Bei Bewunderung ſo großer Tugenden muß man das allgemeine Los der menſchlichen Schwachheit bedauern, nachdem auch die vortrefflichſten Menſchen oft Fehler an ſich haben, die ihren Charakter entſtellen. Dieß war bei dem berühmten

Waſhington der Fall, deſſen zu große Genauig⸗keit oft wohl nicht weit vom Geitze entfernt war. Man ſagt, er habe die Gewohnheit gehabt, nie⸗mals etwas, was wäg⸗ oder zahlbar war, zu kau⸗fen oder einkaufen zu laſſen, ohne es ſorgfältig nachzuwägen oder nachzuzählen. Einſt machte der General Stone mit ſeiner Familie eine Reiſe, auf welcher ihn ſein Weg über eine Fähre führte, die dem General Waſhington gehörte. In Ermanglung kleiner Münze gibt er dem Fährmann ein Goldſtück, auf das er ihm herausgeben ſoll. Der Fährmann verſichert, daß er dieß Geld nicht annehmen könne und dürfe, und als der General Stone fragte: warum? erhielt er zur Antwort: Ich bin in Dien⸗ſten des Generals Waſhington, und habe keine Goldwage bei mir; mein Herr wiegt das Geld nach, und findet er es zu leicht, ſo muß ich nicht bloß das Fehlende erſetzen, ſondern bekomme auch noch einen derben Verweis. — Weißt du was, er⸗wiederte der General Stone, ich will drei Pence daran verlieren, und dann kannſt du es ohne Be⸗denken nehmen. — Der Fährmann nahm dieſen Vorſchlag an, und übergab, wie gewöhnlich, beim Schluß der Woche ſeine Kaſſe. Waſhington wog ſogleich das Goldſtück nach und fand es bloß um drei Halbpence zu leicht. Die drei übrigen Halb⸗pence wickelte er ſogleich in ein Papier, überſchrieb

es an den General Stone, und der Fährmann mußte ſie ihm bei ſeiner Rückkehr wieder zuſtellen.

Als ſich Washington während des amerikaniſchen Krieges bei der Armee befand, gab er einſt ſeinem Haushofmeiſter den Auftrag, ein Zimmer weißen und mit Stukaturarbeit verzieren zu laſſen, das Ganze aber vorher nach einem gewiſſen Maßſtabe zu verdingen, und es dann zu bezahlen. Als Washington wieder nach Haus kam, maß er den Platz ſelbſt aus und fand, daß ſich der Arbeiter fünfzehn Schillinge zu viel hatte bezahlen laſſen. Nicht lange darauf ſtarb dieſer Mann, und ſeine Witwe heirathete bald einen Andern, der in den Zeitungen bekannt machen ließ, daß er die Aktiva und Paſſiva ſeines ehelichen Vorgängers übernommen habe. Kaum hatte Washington dieß geleſen, ſo ſchickte er auch ſeine Forderung von fünfzehn Schillingen ein und erhielt ſie.

Ein Pachter kam nach Mount Vernon, wo ſich Washington gewöhnlich aufhielt, um ſein Pachtgeld an ihn zu berichtigen. Als der Mann das Geld aufgezählt hatte, zählte es Washington nach und fand, daß vier Pence fehlten. Der Mann entſchuldigte ſich, daß er die Summe aus Mangel an kleiner Münze nicht gleich machen könne, und gab ihm einen Dollar mit der Bitte, den Überſchuß fürs folgende Jahr anzumerken. Aber das half nichts. Wollte der Mann ſeine Rechnung quittirt

haben, ſo mußte er das aufgezählte Geld auf dem Tiſche liegen laſſen, von Mount Vernon nach Alexandrien, neun engliſche Meilen, zurückreiten, und die nöthige kleine Münze holen.

Karl Graf von Clerfayt,

kaiſerlicher General-Feldzeugmeiſter.

Geboren 1733. Geſtorben 1798.

Clerfayt, welcher dem öſterreichiſchen Hauſe ſo große und wichtige Dienſte leiſtete, ward 1733 aus einer angeſehenen Familie in den öſterreichiſchen Niederlanden geboren. Er wählte den Militärſtand, zog im ſiebenjährigen Kriege gegen Preußen als Offizier ins Feld, zeichnete ſich durch Tapferkeit und Kaltblütigkeit aus, und kehrte als Oberſter zurück.

Er wohnte 1773 dem baieriſchen Erbfolgekriege bei, und wurde im Türkenkriege 1788 zum Feldzeugmeiſter befördert. Aber erſt im franzöſiſchen Kriege errang er ſeine ſchönſten Lorbeeren. Siegreich waren die vereinten Heere in die Champagne vorgedrungen, nichts ſchien ihre Waffen aufhalten zu können, da zog ſich der Herzog von

Braunſchweig nach Coblenz zurück. Mit einer kleinen Kriegerzahl deckte Clerfayt ſeinen Rückzug, welchen vergebens der wüthend vordringende Feind zu verhindern ſuchte.

Der Feldzug von 1793 eröffnete ſich mit der blutigen Schlacht bei Neerwinden. In dieſem, wie in allen folgenden Treffen dieſes Jahres, wurden die Republikaner beſiegt, ganz Belgien ihnen entriſſen, Condé und Valenciennes eingenommen, Quesnoy und Maubeuge belagert, und als Coburg die Franken auch im folgenden Jahre bei Chateau Cambreſis geſchlagen hatte, und die Feſtung Landrecy genommen worden war, Unternehmungen, an denen Clerfayt durchaus thätigen Antheil nahm, ſo ſchien Frankreichs Sache verloren, und die Alliirten auf dem beſten Wege in's Herz des Landes.

Aber die Wuth und der Enthuſiasmus erſchuf bei den Franken eine neue Kriegskunſt. Durch erſchöpfendes Morden wollte Carnot am Ende ſiegen, und ſollte täglich das Blut von Tauſenden fließen, er wolle doch die Feinde ſchlagen. So ließ er mit der ganzen Macht der Republikaner, freilich ohne Uebung, aber immer von friſchen Truppen unterſtützt, alle Tage ohne Unterlaß die ganze Linie der Verbündeten angreifen, und dieſe wurden, ungeachtet ihrer Tapferkeit, endlich durch die blinde, lebenverachtende Raſerei ihrer Feinde zum Weichen gebracht. Clerfayt, der nun das Oberkommando

erhielt, zog ſich unter blutigen Gefechten aus Brabant, und ging endlich über den Rhein zurück.

Im Jahre 1795 folgte ihm Jourdan dahin nach, an den Ufern des Mains traf ihn Clerfayt und ſchlug ihn in dem Treffen bei Höchſt auf's Haupt; darauf wandte er ſich gegen Mainz zu. Dieſe Feſtung unüberwindlich zu machen, hatten die Franzoſen durch ein Jahr lang alle Kenntniſſe ihrer geſchickteſten Ingenieurs und Taktiker aufgeboten. Eine dreifache, vortrefflich angelegte Schanzenreihe, mit 600 Kanonen beſetzt, ſchien jeden Zugang unmöglich, ein Heer von 80,000 Mann, das dieſe Reihe von Feſtungen beſetzt hielt, jeden Sturm fruchtlos zu machen.

Aber Clerfayt traute auf ſeine Veteranen, und der Erfolg entſchied glänzend für die öſterreichiſchen Helden. Mit Löwenmuthe fielen ſie am frühen Morgen die Verſchanzungen an, mit dem verzweifelten Widerſtande der Republikaner wurde die öſterreichiſche Tapferkeit immer entflammter, es geſchahen Thaten, der Heroenzeit, der Griechen und Römer würdig, ein öſterreichiſcher Soldat klimmte auf den Schultern des andern auf die Verſchanzungen, die Kavallerie ſprang zu Pferde in dieſelben, als die Sonne Mittag zeigte, waren die Schanzen ſchon alle in den Händen der Öſterreicher.

Nach dieſem Feldzuge ging Clerfayt nach Wien und zog ſich in's Privatleben zurück. Er ſtarb am

21. Juli 1798. Sein Andenken wurde von allen Patrioten tief betrauert, von vielen ſeiner Krieger geſegnet.

Sieyes,

ein berühmter franz. Staatsmann.

Geboren 1748.

Emanuel Joſeph Sieyes, zu Frejus in der Provence geboren, ward früh zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Er abſolvirte Theologie und Philoſophie, aber immer blieb ſeinem Geiſte das Ganze der Staten und ihrer Verhältniſſe wichtiger, und Politik und Ökonomie füllten alle Stunden, die er ſeinem Berufe entziehen konnte. Er erſtieg bald mehrere kirchliche Stufen, und als die Revolution ausbrach, fing er erſt ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten zu zeigen an. Er ſchrieb nämlich eine kleine Schrift Was iſt der dritte Stand? Sie machte ihn nicht allein bekannt, ſondern verſchaffte ihm auch eine Stelle bei den Generalſtänden, wo er ſogleich ſeine Geiſtesſtärke zeigte. Von ihm iſt die berühmte und berüchtigte Erklärung der Rechte des Menſchen, welche

freilich mehr noch den Metaphyſiker als den gewandten Staatsmann beurkundet.

Sieyes ſtrebte nie nach Würden, die mit Verantwortlichkeit oder Gefahr verbunden, ſeine Exiſtenz oder Ruhe vernichten konnten. 1792 wurde er Mitglied des Nationalconvents, und ſtimmte, feige genug, für den Tod des Königs, dann aber, als Robespierres blutige Fauſt das würgende Schwert über Frankreichs Blüthe ſchwang, hielt er ſich ganz ſtill und zurückgezogen, bis 1795 nach ganz unterdrücktem Schreckensſyſteme, ſeine Politik Frankreich die größten Dienſte leiſtete. Denn ſein Rath war es, die Koalition durch Separatfrieden zu trennen, und ihre Wirkungen zu zernichten, ſeine Unterhandlung verband Holland mit Frankreich.

Fünf Direktoren ſollten die oberſte Gewalt in Frankreich verwalten; ihm wurde vergebens eine dieſer Stellen angeboten; dafür trat er gerne in das Nationalinſtitut für die Klaſſe der Moral und Metaphyſik (1796). Zu Anfang des folgenden Jahres war er in Gefahr, durch einen Meuchelmord ſein Leben zu verlieren. Am 4. Sept. (18. Fruktidor) half er, den bekannten Sieg des Direktoriums bewirken, den es ſo ſchlecht anwandte, durch überſpannte Forderungen ine neue Koalition herbeizurufen, die ſiegreich ihre Laufbahne in Deutſchland und Italien eröffnete. Verloren ſchien Frankreich, wenn es England und Rußland gelang, Preußen

in ſein Intereſſe zu ziehen; aber Sieyes ging nach Berlin ab, und troz der gefährlichſten Criſe machte Preußen nicht die geringſte kriegeriſche Bewegung.

Aber die Terroriſten fingen immer kräftiger im Innern zu toben an, geſchlagen zogen ſich die franzöſiſchen Heere an ihre Grenzen. Der Republik drohte Auflöſung und Anarchie, und eine Direktorsſtelle ſchien jezt unter allen die am wenigſten wünſchenswerthe. Dennoch nahm ſie Sieyes jezt an.

Nun kam Bonaparte aus Aegypten nach Frankreich zurück. Sieyes nahm ihn mit Freuden auf, und die beiden Männer brachten nun vereint die Konſtitution zu Stande, welche den Feldherrn als erſten Konſul an die Spitze des Staates ſtellte. Sieyes wurde zum Mitgliede des Erhaltungsſenates ernannt, eine Stelle, die ihm jährlich 25,000 Livres eintrug. Auch erkannte ihm der geſezgebende Körper das Gut Crosne im Departement der Seine und Oiſe als eine Nationalerkenntlichkeit zu.

Hier lebte er zurückgezogen und ſtille, ohne Antheil an den Staatsgeſchäften, und trat ſelbſt in der leztẽn Zeit, welcher Napoleons Entfernung folgte, nie als handelnde Perſon auf. Da er aber einſt für den Tod des Königs geſtimmt hatte, wurde er, als Ludwig XVIII. den Thron ſeiner Väter beſtieg, unter die Zahl der neu ernannten und der als

Pairs beſtätigten ältern Mitglieder des Senats nicht aufgenommen.

Eine der treffendſten Charakteriſtiken dieſes Mannes findet ſich in Bertrand von Molleville's Annalen der franzöſiſchen Revolution im erſten Bande, wo der Verfaſſer folgende Anekdote mittheilt:

»Es kam bloß auf den Beſitz einer Abtei von 12,000 Livres jährlicher Einkünfte an, verbunden mit etwas mehr Aufmerkſamkeit von dem Erzbiſchofe von Sens, um aus dem Abbe Sieyes einen der eifrigſten Anhänger der alten Regierung zu machen. Ich weiß dieſe Thatſache von Perſonen, die des höchſten Zutrauens würdig ſind, und darf nicht beſorgen, von dem Abbe ſelbſt widerſprochen zu werden. Ich führe ihn an, als ein Beiſpiel unter Tauſenden, damit die Welt den Eifer, den Patriotismus und die Grundſätze dieſes revolutionären Beſeſſenen gehörig würdigen könne; Menſchen, die alle, wenn man die Wahnſinnigen und Idioten ausnimmt, bei ihren ſo heftigen Deklamationen und Schreibereien gegen die Regierung und die Miniſter keinen andern Zweck hatten, als ihr Schweigen oder ihre Feder deſto theurer zu verkaufen.«

»Der Abbe Sieyes, ein Mann, der Syſteme liebt, ein ſpitzfindiger Streiter und ein dunkler, tiefſinniger Metaphyſiker, erregte im Jahre 1787 Aufmerkſamkeit durch ſeine beſtändige oft ſehr

hinderliche Oppoſition gegen die alten Grundſätze und alle Abſichten der Regierung. Dies geſchah in der Provinzial-Verſammlung zu Orleans, deren Mitglied er war. Der Erzbiſchof von Sens, damals Miniſter, erfuhr dieß und erkundigte ſich nach ihm bei Herrn de L. * *, einem der Vornehmſten gedachter Verſammlung. »Wer iſt denn, ſagte er, dieſer Abbe Sieyes, von dem ich ſo viel höre?« »Er iſt, erwiederte Herr de L. * *, in Zeiten wie die jetzigen, ein äußerſt gefährlicher Mann, deſſen Sie ſich durchaus bemächtigen müſſen, damit er verhindert wird, großes Unheil zu ſtiften.« — »Allein durch welche Mittel ſoll ich mich ſeiner verſichern?« — »Es iſt nur eines; Sie müſſen ihn durch Ketten feſſeln, aber nicht mit eiſernen, ſondern mit goldenen.« — »Was! glauben Sie, daß man ihn kaufen kann?« — »Ich zweifle gar nicht daran; er iſt nicht reich, iſt ein Freund von Aufwand und ſinnlichen Vergnügungen, und liebt folglich Geld.« — »Wie viel muß er wohl haben? Denken Sie, daß eine auf eine Abtei angewieſene Jahrrente von 6000 Livres genug ſeyn würde?« — »Nein! Sein Preis iſt höher.« — »Was meinen Sie denn von 12000?« — »Dieß wird hinreichend ſeyn. Allein ſtatt ihm ein Jahrgehalt anzuweiſen, geben Sie ihm lieber eine Abtei, die ſo viel einträgt. Er iſt von niedriger Geburt und voller Eitelkeit: eine Abtei würde ihm ſehr behagen, und Sie wür-

den dafür deſto beſſer von ihm bedient werden.« — »Gut! das ſoll geſchehen. Wollen Sie die Unterhandlung übernehmen?« — Nein! Ich ſelbſt kann es nicht; allein der Abbe de Cezarges, der Ihnen ganz ergeben iſt, und auch zu unſerer Provinzial-Verſammlung gehört, wird es gerne thun; auch iſt niemand geſchickter als er, dieſe Kommiſſion auszuführen.« — »Wohl denn! Ich werde ſie ihm übertragen.«

»Der Erzbiſchof von Sens ſchickte nun, der Abrede gemäß, dem Abbe Cezarges die nöthigen Inſtruktionen zu, nebſt einem Briefe, den er nach Gutbefinden dem Abbe Sieyes zeigen könnte. In dieſem Briefe ſprach der Miniſter von den Talenten und großen Kenntniſſen des Abbe's mit außerordentlichem Lobe, und erwähnte, daß er ſolche dem Könige angerühmt hätte, der geneigt ſey, ihn in die Regierungs-Verwaltung aufzunehmen, ihm indeß eine Abtei von 12000 Livres Einkünften ertheilen würde ꝛc. ꝛc.«

»Mit dieſen Dokumenten verſehen, machte Cezarges dem Abbe Sieyes einen freundſchaftlichen Beſuch. »Wie kommt es, ſagte er, mein lieber Abbe! daß Sie bei allen Ihren Talenten nicht klug genug ſind, um dadurch Ihre Lage zu verbeſſern? Die Oppoſitions-Seite in unſern Verſammlungen kann Ihnen bloß mächtige Feinde verſchaffen, muß aber alle Thore der Gunſt gegen Sie verſperren.

Wenn Sie dagegen, ſtatt beſtändig der Regierung zu widerſtreben, ihr dienten, ſo würden Sie gewiß wohl belohnt werden.« — »Was! der Regierung zu dienen! Für die Miniſter zu arbeiten! Sagen Sie mir nichts davon. Es iſt mit dieſen Leuten nichts zu thun; ſie ſind entweder verrückt, oder doch Narren.« — »Der Erzbiſchof von Sens...« — »Eben dieſer iſt der Verrückteſte von allen.« — »Wenigſtens werden Sie mir zugeben, daß er kein Narr iſt, und ich will Sie davon überzeugen, ſo wie von Ihrem Unrecht, von ihm ſo verächtlich zu ſprechen, da er von Ihnen ſo groß denkt.« — »Von mir? Lächerlich! Er kennt nicht einmal meinen Namen.« — »Sie irren ſich. Er hat viel von Ihnen gehört, und zweifelt gar nicht, daß Sie der Regierung große Dienſte leiſten können, wenn Sie nur wollten. Er hat ſogar den König gebeten, Ihnen eine Abtei zu geben.« — »Eine Abtei!« — »Ja, eine Abtei, und zwar mit 12000 Livres Einkünften. Dieß, dächte ich, verdient Aufmerkſamkeit.« — »Allerdings; wenn es wahr iſt, was Sie ſagen.« — »Alles, was ich Ihnen hier geſagt habe, kann ich Ihnen durch die eigene Handſchrift des Miniſters beweiſen: und ich würde Ihnen den Umſtand nicht gemeldet haben, wenn ich nicht dazu ſeinen ausdrücklichen Auftrag gehabt hätte.« — So! das iſt etwas anders.« — »Nun, welche Antwort ſoll ich geben?« — »Ich muß geſtehen, daß eine Abtei

mir ſehr angenehm ſeyn würde.« — »So denke ich auch, und Sie können ſich darauf verlaſſen, eine zu bekommen; allein können ſich die Miniſter auch auf Ihre Dienſte verlaſſen?« — »Das verſteht ſich, und wenn ſie mir Gehör geben, ſo werden ſie weniger Thorheiten begehen.« — »Alſo kann ich dem Erzbiſchof von Sens ſchreiben, daß Sie die Abtei annehmen und ſodann....?« — »Ja gewiß! Aber, wenn wird dieß geſchehen?« — »Sobald die Provinzial-Verſammlung geendet iſt; denn Sie müſſen nach Verſailles gehen, mit dem Erzbiſchof über die Sache reden, und in der nächſt ausgefertigten Liſte werden Sie ſodann Ihre Beförderung finden.«

»Von dieſem Augenblicke an veränderte der Abbe Sieyes gänzlich ſeinen Ton in der Verſammlung zum großen Erſtaunen aller derjenigen, die das Geheimniß nicht wußten. Die Sitzung dauerte noch ſechs Wochen; kaum war ſie geendigt, als der Abbe Sieyes ſich auf den Weg nach Verſailles machte, ſich in das Hotel des Erzbiſchofs begab, und ſich anmelden ließ. Zwei Stunden lang wartete er im Vorzimmer auf den Augenblick, vorgelaſſen zu werden. Niemand erſchien, ihn herein zu rufen. Endlich vermochte er einen Diener, ihn nochmals anzumelden. Allein auch dieß fruchtete nichts. Die ganze Antwort war, daß der Miniſter ſehr viel Geſchäfte hätte, und niemand ſprechen könne.«

»Der Abbe glaubte angeführt zu ſeyn, und

ward wüthend, daß er ſich ſo albern hatte beſtechen laſſen, und jetzt die ganze Schande davon habe, ohne alle Vortheile. So eilte er zum Abbe de Cezarges, erzählte den Vorgang und machte ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er das Werkzeug einer ſo abſcheulichen Verrätherei geweſen wäre. Cezarges that ſein Beſtes, den Zorn ſeines Freundes zu beſänftigen, und ihn zu überreden, daß des Erzbiſchofs Sinn unmöglich verändert ſeyn könne. Er verſprach noch am nämlichen Tage zum Miniſter zu gehen, und die Sache aufzuklären. Erſt als dieſer den großen Zorn des Abbe Sieyes vernahm, erinnerte er ſich ſeines vor ſechs Wochen gethanen Verſprechens, da er ſogar des Abbe's Namen faſt vergeſſen hatte. »Sagen Sie ihm, waren ſeine Worte zu Cezarges, daß mir ſeine Anweſenheit zu Verſailles ganz unbekannt war, und daß mein Bedienter ſeinen Namen entweder unrecht verſtanden, oder nicht gut behalten, und ihn daher ſo unverſtändlich angeſagt hat, daß ich unmöglich errathen konnte, wen er anmeldete. Er ſoll nur wieder kommen, und wir wollen uns bald ausſöhnen.«

»Dieſe Unterredung, wovon der Abbe Sieyes am folgenden Tage umſtändlich benachrichtigt wurde, ſtillte ſeinen Zorn und belebte ſeine Hoffnungen wieder. Er fand ſich alſo zum zweitem Male im Hotel des Erzbiſchofs ein. Unglücklicher Weiſe aber war es ein Tag, an welchem der Miniſter öffentliche Au-

dienz gab; da denn, wie gewöhnlich, ein jeder, der ihn zu ſehen oder zu ſprechen wünſchte, gleich nach Eröffnung der Thüren, unangemeldet in den Saal ging. Der Erzbiſchof, der den Abbe nie geſehen hatte, und ſo wenig von dieſem zweiten Beſuch als von dem erſten benachrichtigt war, ſah ihn kaum an; vielleicht hielt er ihn für einen jener intriganten Müßiggänger, die man ſo oft bei den Levers der Miniſters findet, die bei ihnen keine Geſchäfte haben, allein deshalb kommen, damit ſie ſagen können, ſie ſind da geweſen. Der mit dem Ceremoniel der Miniſterialaudienzen gänzlich unbekannte Abbe Sieyes wartete mit Ungeduld, daß der Miniſter ſich ihm nähern und mit ihm ſprechen würde, aber vergebens. Der Erzbiſchof hob, der Gewohnheit gemäß, das Lever auf, ſobald diejenigen, die mit ihm zu reden hatten, mit ihren Vorträgen fertig waren, ging in ſein Kabinet, und ließ den vor Wuth ſchäumenden Abbe Sieyes in dem Saale zurück, mehr als je überzeugt, daß man ihn zum Narren gehabt hatte. Er verfluchte den Erzbiſchof von Sens, und ſchwur, ſich wegen einer ſo ſchrecklichen Treuloſigkeit zu rächen. Vergebens wandte der Abbe de Cezarges alles an, ihn zur Vernunft zu bringen, und den Miniſter zu rechtfertigen; allein Sieyes antwortete immer: »Sagen Sie mir nichts mehr von dieſem Manne! »Er iſt ein Nichtswürdiger! Aber er ſoll erfahren,

»mit wem er zu thun hat.« Bald nachher gab er ſeine erſte Flugſchrift heraus, unter dem Titel: Moyens d'execution, worin er gegen den Erzbiſchof von Sens die abſcheulichſte Declamation einſchaltete, die je wider ihn gemacht wurde.«

»Dieſe Anekdote kommt aus dem Munde des Abbe de Cezarges, der ſie vielen ſeiner Freunde erzählt hat, die ſie mir mit den nämlichen Umſtänden wiederholt haben. Auch wurde ſie mir vom Herrn de L** beſtätigt, dem nämlichen Deputirten bei der Provinzialverſammlung von Orleans, der, wie oben angeführt, dem Erzbiſchof von Sens den Rath gegeben hatte, den Abbe Sieyes zu gewinnen.«

Fox,

ein engliſcher Parlamentsredner und Miniſter.

Geboren 1749. Geſtorben 1806.

Karl Jakob Fox war der zweite Sohn des berühmten Miniſters Heinrich Fox, der 1763 zum Baron von Holland erhoben wurde. Er wurde von ſeinem Vater ſehr ſorgfältig erzogen, und von der

früheſten Jugend an zum Staatsmanne gebildet. Das ging ſo weit, daß ſein Vater, als er das auswärtige Departement verwaltete, und Karl Fox noch ein Knabe war, ihm nicht nur jede Depeſche zum Durchleſen gab, ſondern auch wohl den Rath des unerfahrnen Lieblings befolgte. Fox beſuchte mehrere Schulen und Gymnaſien, wo er ſehr ſchnelle Fortſchritte machte, aber auch immer unter die Ausgelaſſenſten gehörte. Bald nach Endigung ſeiner Studien machte er eine Reiſe durch Europa, und zeichnete ſich — was jetzt unglaublich ſcheint — in den Hauptſtädten durch die Eleganz ſeines Anzuges aus. Hier entwickelte ſich ſeine Neigung zum Spiele, die ihn nie mehr ganz wieder verlaſſen hat.

Im Jahre 1768, im neunzehnten Jahre ſeines Alters, war er ſchon wieder nach England zurückgekehrt, und wir finden ihn ſogar gegen die Grundſätze der Verfaſſung als Repräſentanten für Mithurſt im Unterhauſe. Er trat zuerſt auf die Seite der Miniſter, und wurde dafür von Lord North 1770 ins Miniſterium gezogen, und zu einen der Kommiſſarien ernannt; als er aber mit ſeinem Beſchützer in Streit gerieth, legte er 1772 ſein Amt nieder. Doch erkannte der Premierminiſter bald wieder den Werth des kühnen beredten Mannes und zog ihn von Neuem zur Adminiſtrazion, indem er ihm die Stelle eines Lords oder Kommiſſärs der Schatzkammer gab. Aber zwei ſo unter-

nehmende Geiſter, als Fox und North, konnten ſich nicht lange miteinander vertragen, und Fox erhielt daher von dem Letztern ein Billet folgenden Inhalts: »Des Königs Majeſtät haben für gut be-»funden, eine neue Kommiſſion für die Schatz-»kammer zu ernennen, und ich finde Ihren Namen »unter den Kommiſſarien nicht.« Dieſes Verfahren machte den erbitterten Fox zum eifrigſten Anhänger der Oppoſizion, und als er die Stelle eines Buch-halters und Sekretärs bei der Schatzkammer in Irland erhielt, verſuchte er alle Mittel ſeiner Be-redſamkeit, Lord North zu ſtürzen, der auch wirk-lich 1782 ſeinen Abſchied erhielt. Sein Nachfolger war der Herzog von Rockingham, und Fox, obgleich nur Staatsſekretär oder Chef des auswärtigen De-partements, die Seele dieſes Miniſteriums. Ro-ckingham ſtarb bald darauf, und der Graf von Shelburne wurde Premierminiſter. Fox, der ſich nie mit ihm hatte vertragen können, verband ſich aufs engſte mit Lord North, und ſo entſtand die Koalizion, von der noch jetzt alle patriotiſchen Brit-ten mit Unwillen reden.

Graf Shelburne dankte 1783 ab, und es dauerte fünf Wochen, bis das neue Miniſterium zu Stande kam; denn der König weigerte ſich ſtand-haft, Fox zum Premierminiſter zu machen. Endlich erhielt der Herzog von Portland dieſe, und Fox ſeine vorige Stelle wieder, aber er hatte ſie mit

der Liebe des Volks erkauft. Sie haben ein Fort erobert, ſagte ihm einer ſeiner Freunde, und ein Land verloren. Aber ſelbſt dieſe Stelle behielt Fox nicht lange. Denn als er am 18. November 1783 eine Bill in Vorſchlag brachte, nach welcher die Angelegenheiten der oſtindiſchen Kompagnie den Händen von ſieben Direktoren und neun Aſſiſtenten anvertraut werden ſollten, ſo erhoben ſich im Ernſte und Scherze viele Stimmen dagegen. Unter andern ſagte ein gewiſſer Welbore Ellis, nun ſey der Pazient außer Gefahr, da ſieben Doktoren und neun Apotheker für ihn beſtimmt wären. Demungeachtet ging die Bill im Unterhauſe doch durch, im Oberhauſe aber wurde ſie verworfen, der König verabſchiedete ſeine Miniſter, und Pitt trat an ſeinen wichtigen Poſten. Anfangs war Fox das Stichblatt der neuen Miniſter, aber er wußte ſie durch witzige und beißende Einfälle bald zum Schweigen zu bringen. Der Zahlmeiſter Rigby ſagte einſt zu ihm: »Ich wollte, Sie gingen mir aus dem Lichte, oder hätten wenigſtens ein Fenſter in Ihrem dicken Bauche.« »So,« erwiderte Fox, »damit Sie auch von dieſem Fenſter ihre Taxe einziehen könnten!«

Als der König ein neues Parlament wählen ließ, und Pitt die Wahlen dirigirte, ſo hielt es ſehr ſchwer, die Wahlmänner von Weſtminſter dahin zu vermögen, daß ſie Fox, den ſie ſchon einmal ge-

wählt hatten, von Neuem delegirten. Seine Erwählung veranlaßte auch viele komiſche Szenen. So kam Fox einmal zu einem Krämer, und bat ihn um ſeine Stimme und um ſeinen Einfluß; dieſer Mann aber war ſo gegen ihn eingenommen, daß er einen alten Strick hervorſuchte, und ihn dem Kandidaten mit den Worten übergab: Ich kann Ihnen weiter mit nichts dienen; worauf Fox ohne alle Verlegenheit ganz treuherzig antwortete: Ich danke für Ihren guten Willen, ich will Sie jedoch nicht berauben, da dieß ein Familienſtück zu ſeyn ſcheint. Doch gewann er bald wieder die Liebe des Volks, und wurde in der Folge jedesmal in Weſtminſter gewählt. So oft das geſchehen iſt, trugen ihn die Wahlmänner gewöhnlich auf einem mit Lorbeern geſchmückten Seſſel im Triumphe nach Hauſe.

Aller Orten, wo er in England auf Reiſen durchkam, wurden Feſte angeſtellt, aufs wenigſte wurde ſein Wagen von Menſchen gezogen, oder es wurden die Glocken geläutet. Bei ſeiner Geburtsfeyer waren oft über zweitauſend angeſehene Männer gegenwärtig, und weil Fox Finanzen immer in der allergrößten Unordnung waren, obgleich er von ſeinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, ſo brachten 1793 ſeine Freunde fünfzigtauſend Pfund zuſammen, ſicherten ihm mit einem Theile des Kapitals eine Leibrente von tauſend

fünfhundert Pfund und gaben ihm das Übrige im Baren. Fox war der erſte und vornehmſte Ankläger Haſtings, und er ſetzte die Libellakte durch, wodurch nicht mehr von dem Richter, ſondern von der Jury oder den Geſchwornen, die Entſcheidung über die Frage: Was ein Pasquill ſey, oder nicht? gegeben werden muß.

Fox erklärte ſich beim Ausbruche der franzöſiſchen Revoluzion ſo frei über verſchiedene Gegenſtände, daß ihn der König am 11. Mai 1798 mit eigener Hand in dem Buche ausſtrich, welches alle geheimen Räthe enthielt. Im Weſentlichen verlor Fox dadurch nichts weiter, als das Vorrecht, eine Privataudienz beim Könige fordern zu können, von dem er noch im Jahre vor ſeiner Entlaſſung Gebrauch gemacht hatte, um den Frieden anzurathen, und die Miniſter verdächtig zu machen. —

Immer ſprach er im Parlamente gegen die Grundſätze Pitts und des vorigen Miniſteriums. Aber nachdem er im Februar 1806, nach dem Tode Pitts, wieder in die Liſte der geheimen Räthe eingetragen, und zum Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden war, ſchien er ſeine Meinungen etwas geändert zu haben. Doch arbeitete er aus allen Kräften, um mit Frankreich einen Frieden zu Stande zu bringen. Indeß zeigten ſich bei ihm täglich ſtärkere Spuren der Waſſerſucht, und er ſtarb auch, ungeachtet zweimaligem Ab-

zapfens, an dieſer Krankheit am 13. Sept. 1806. Ein großer Theil der engliſchen Nazion trauerte um ihn, und ſein Leichnam wurde ſpäter in der Weſtminſterkirche beigeſetzt.

Fox war von mittlerer Statur, und in reiferen Jahren zu ſtark geworden. Seine Geſichtszüge waren ſcharf markirt, ſein Blick ernſt, ſein Auge feurig, und ſein Betragen flößte Achtung und Zutrauen ein. Er vereinigte gelehrte Kenntniſſe mit einer vertrauten Bekanntſchaft mit der Verfaſſung ſeines Landes und der Beſchaffenheit anderer Reiche. Als Redner war er unwiderſtehlich. Ganz für die Sache, welche er vertheidigte, eingenommen, riß er unwillkürlich die Zuhörer mit ſich fort, nicht durch methodiſche Wortfügungen oder geſuchte Redensarten, ſondern durch Beſtimmtheit im Ausdruck, durch angemeſſene Kürze, und durch große Ordnung, welche die Überſicht und den Zuſammenhang des Ganzen erleichterte. Nach der Beſchaffenheit der Zuhörer und der Umſtände ſuchte er einmal zu überzeugen, ein andermal zu überreden und faſt nie verfehlte er ſeine Abſicht.

Dem ſchönen Geſchlechte war Fox ſehr geneigt, aber erſt 1802 ließ er ſich mit Miß Armſtead trauen, welche ſchon lange bei ihm im Hauſe geweſen war. Zu ſeinen Lieblingsneigungen gehörten die Jagd und die Gärtnerei. Er verweilte ſonſt nicht leicht längere Zeit in der Stadt; wenn er doch nach Lon-

don kam, trat er, da er ſein Haus verkauft hatte, bei ſeinem alten Freunde, dem Generale Fitzpatrik, ab, zuweilen auch in einem Gaſthofe. Die Jagdzeit abgerechnet, die er bei Herrn Coke in Norfolk zubrachte, hielt er ſich beſtändig zu St. Annen-Hill bei Chertſey auf. Hier beſchäftigte er ſich mit der Landwirthſchaft und dem Gartenbaue. Seine Lieblingsblume war die Roſe, und er pflegte bei ſeinem Hauſe dreißig und mehrere verſchiedene Arten derſelben. Die Botanik liebte er überhaupt, und hat ſie nach dem Linéſchen Syſteme ſtudiert.

Wenn Fox um ſieben Uhr aufgeſtanden war, ritt er noch vor dem Frühſtücke nach der Themſe, um ſich zu baden. Dann beſchäftigte er ſich in den Vormittagsſtunden mit ſeinen Büchern, ritt noch einmal aus, und ſpeiste um drei Uhr mit einigen Fremden ſehr gut, aber nicht ſchwelgeriſch oder prächtig. Die Abendſtunden brachte er größtentheils mit ſeinen Freunden zu. Doch hatte dieſe Lebensordnung, nachdem er wieder Miniſter geworden war, und an der Waſſerſucht zu leiden anfing, eine große Abänderung erlitten.

Die Eitelkeit, welche ihm in ſeiner Jugend eigen war, hatte er entweder abgelegt, oder ſie hatte eine andere Richtung genommen; denn er und der Herzog von Norfolk waren die Urheber des gegenwärtigen bequemen Haarſchnittes, und er legte darauf einen ſo großen Werth, daß er ganz gegen

alle franzöſiſche Hofſitte, nicht anders als unfriſirt und ungepudert bei Napoleon Bonaparte ſpeiſen wollte. Daß ihn der Letztere ſehr auszeichnete, war natürlich; er ernannte ihn unter andern zum Mitgliede des Nazionalinſtitutes, und Fox gehörte nach der Einrichtung, welche dieſe Akademie jetzt erhalten hat, zur hiſtoriſchen Klaſſe derſelben. Die verdienteſte Auszeichnung erhielt er in Paris vom Kapitän Royer, der am 16. September 1802, als Fox das Tribunat beſuchte, gerade auf der Wache war, und ihm in ſeinem und ſeiner ehemaligen Mitgefangenen Namen für die Hülfe und gute Behandlung dankte, die ihnen in England auf Vorſprache des Herrn Fox widerfahren wäre.

Fox Büſte iſt ſehr treffend von Rollerens in Marmor gearbeitet, und obwohl dieß Bruſtbild ſechszig Guineen koſtet, ſo hat es Rollerens ſeit 1791 ſchon einige dreißig Mal verfertigen müſſen. Um dieſe Zeit veranlaßte es die Kaiſerin Katharina durch folgenden, bald nachdem die Engländer, vorzüglich durch Fox's Beredſamkeit, die Kriegszurüſtungen gegen Rußland eingeſtellt hatten, an ihren Miniſter, Besborodko, erlaſſenen eigenhändigen Briefe: »Schreiben Sie nach London an den Grafen Woronzow, daß er mir eine Büſte von Fox in »weißem Marmor verfertigen laſſe, die ihm ähnlich »ſieht; ich will ſie zwiſchen den Büſten des Demoſthenes und Cicero aufſtellen.«

Kleber,

ein franzöſiſcher General.

Geboren 1750. Geſtorben 1800.

Johann Baptiſt Kleber wurde zu Straßburg von armen, aber redlichen Ältern geboren. Ein Pfarrer in der Nähe brachte ihm die erſten Kenntniſſe bei; als er wieder in ſein väterliches Haus zurückkehrte, verlegte er ſich ganz auf die Baukunſt und machte bald ſchnelle Fortſchritte darin. Mit ſechszehn Jahren kam er nach Paris in die Schule des berühmten Chalgrin, und da er eine äußerſt vortheilhafte koloſſale Geſtalt hatte, ſo erwarb er ſich Aller Zuneigung. Noch als General ſagte Bonaparte von ihm: Ich kenne nichts Schöneres, als Kleber am Tage der Schlacht. Als Kleber wieder nach Straßburg zurückkehrte, erwarb er ſich die Gunſt einiger bedeutender Fremden, und einer davon nahm ihn nach München mit, wo er in die Militärſchule kam, worin der Churfürſt die jungen Leute erziehen ließ, die zu Offiziers beſtimmt waren.

Kleber machte hier eben ſo ſchnelle als feſte Fortſchritte in deu ihm nöthigen Wiſſenſchaften,

und erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitſchüler und Lehrer. Kaum waren acht Monate verfloſſen, als einer der Vorſteher und Aufſeher ſtarb. Kleber wagte es, um die vakante Stelle anzuſuchen. Man glaubte dieſe Anmaßung beſtrafen zu müſſen, und der Schüler wurde ins Gefängniß geſetzt. Dieſer Vorfall verſchaffte ihm indeſſen die Protekzion eines durch hohen Rang, Geburt und Kenntniſſe ausgezeichneten Offiziers.

General Kaunitz, der Sohn des erſten kaiſerlichen Miniſters, befand ſich damals zu München. Er beſuchte die Schule und alle Zöglinge wurden ihm vorgeſtellt. Der Gefangene hatte ſeine Freiheit erhalten, und die Ankunft des Grafen von Kaunitz gab ihm Hoffnung, er werde vielleicht bemerkt werden und die Erlaubniß erhalten, auf eine ehrenvolle Art den Ort zu verlaſſen, wo man ihm ſo übel begegnet hatte. Um ſeine Abſichten zu erreichen, wählte er unter ſeinen Planen und Zeichnungen die beſten und vollendeteſten aus, und legte ſie, wie unabſichtlich, in einen Saal, wo ſie von dem Grafen Kaunitz bemerkt wurden, der ſogleich nach dem Verfertiger derſelben ſich erkundigte. Kleber erſchien vor ihm, und der Anblick dieſes jungen Mannes, deſſen edler Wuchs und kriegeriſcher Geiſt ſehr zu ſeinem Vortheil ſprach, rührte den Grafen, der ihn ſogleich freundlich anredete, und von ſeiner Unterhaltung ſo bezaubert

wurde, daß er ihm den Vorſchlag that, aus der Schule zu treten und ein Landhaus des Grafen nahe bei Wien zu bewohnen. Dieſer Antrag gefiel Klebern. Er folgte dem Grafen, durch deſſen Verwendung er auch bald die Stelle eines Lieutenants unter dem Regiment Kannitz erhielt. Es war gerade um die Zeit, wo der Krieg mit den Türken unvermeidlich ſchien. Die Armee ſetzt ſich in Marſch, aber die Sache nimmt eine andere Wendung; die Regimenter kehren in ihre Garniſonen zurück, und Kannitz kommt nach Luxemburg zu ſtehen. Hier nimmt Kleber Urlaub, geht nach Straßburg, und verläßt die kaiſerlichen Dienſte, worin er acht Jahre war. Bald darauf wurde er zum Aufſeher der öffentlichen Gebäude ernannt, nahm an der Revoluzion einen lebhaften Antheil, und ging zur Rheinarmee ab, wo er von Wimpfen, der zu Neu-Breiſach kommandirte, zum Adjutanten-Major befördert wurde.

Während die Preußen Mainz belagerten, befand ſich Kleber in dieſer Feſtung, und zeichnete ſich bei mehreren Gegenheiten vortheilhaft aus. Kaum aber kam er nach Nancy zurück, ſo wurde er ſtatt einer Belohnung, gefangen genommen, erhielt aber bald ſeine Freiheit wieder, und wurde als Brigadegeneral in die Vendee geſchickt. Kleber zeigte hier alle Talente eines großen Feldherrn, aber er hatte einigen tauſend Gefangenen das Le . ge-

ſchenkt, und ſo das Mißfallen des Wohlfahrts-ausſchuſſes ſich zugezogen. Deswegen wurde er auch nach Chateau-Briant verbannt, wo er bis zu günſtigeren Zeiten blieb, welche ihm die Stelle eines Diviſionsgenerals bei der Armee von Norden verſchafften. Jourdan organiſirte ſie bei Arlon, und die Armee der Ardennen vereinigte ſich mit ihr. Kleber leiſtete dem vordringenden Jourdan vortreffliche Dienſte, und war bei der Blokade von Mainz, wo das franzöſiſche Heer durch das feindliche Feuer, Hunger und Strapatzen aller Art ſo vieles dulden mußte.

Bald darauf erhielt Kleber den Auftrag, den Rhein an einem Orte zu überſetzen, wo er breit, tief und reißend war. Es wurden ſchnell Schiffe erbaut, und der Übergang mitten in der Nacht bewerkſtelliget. Aber hier erwarteten die tapferen Öſterreicher ihre Gegner, und die Franzoſen mußten ſich zurückziehen. Schon früher hatte Kleber Marceau befohlen, wenn er den Rhein überſetzt haben würde, ſogleich die Fahrzeuge zu verbrennen, aber dieſer hatte den Befehl etwas zu frühe ins Werk gerichtet, die angebrannten Schiffe trieben gegen die Brücke bei Neuwied, zerſtörten ſie, und als die Franzoſen dort ankamen, konnten ſie den Fluß nicht überſetzen. Sie hatten alſo keine Wahl, als die Öſterreicher noch einmal anzugreifen; in der allgemeinen Beſtürzung behielt Kleber

allein ſeine Ruhe und Faſſung, und erkämpfte ſich wenigſtens einen leidlichen Rückzug.

Bei den ferneren Schlachten, welche von dieſer Zeit an am Rheine vorfielen, zeichnete ſich Kleber vorzüglich bei Düſſeldorf, Altenkirchen, Friedberg und Forchheim aus, wo er, während Jourdan krank war, die ganze Armee kommandirte. Nach dem Rückzuge der Armee verlangte Kleber, durch einige Ungerechtigkeiten beleidiget, ſeinen Abſchied und erhielt ihn.

Nach dem Friedensſchluſſe von Campo Formio 1797 hatte Bonaparte den Zug nach Egypten beſchloſſen; Kleber war unter denen, die er zu ſeinen Gefährten auswählte, und die ſeine Wahl rechtfertigten. Die Armee des Orients entfaltet ſich auf Afrika's Ebenen, ſie marſchirt gegen Alexandrien, Kleber wird verwundet, aber der Platz genommen, und Kleber erhielt den Oberbefehl darin. Bald darauf erhielt er den Befehl, ſeine Truppen zuſammen zu ziehen, und ſich des Forts El-Ariſch zu bemächtigen. Er vollzieht den Befehl, folgt der Straße, welche in die Wüſte führt, nimmt Gaza, geht nach Jaffa und ſtellt ſich zwei Meilen von dem Wege nach Acre auf. Bei der Belagerung dieſes letzten Platzes leiſtete Kleber Bonaparten die wichtigſten Dienſte, indem er die Feinde am Berge Tabor ſchlug und zerſtreute.

Ehe Bonaparte Egypten verließ, um nach Frankreich zurück zu kehren, warf er ſeine Augen auf Kleber, als den, der dort an ſeine Stelle treten ſollte. Dieſer zeigte ſich dieſes Vertrauens auf alle Weiſe würdig, und gewann noch kurz vor ſeinem traurigen Tode eine äußerſt blutige und bedeutende Schlacht gegen den Großvezier, der mit einer ungeheueren Armee gegen ihn marſchirt war, und von welcher nach dem Treffen kaum noch fünfhundert Mann zur Bedeckung des Veziers ſich beiſammen befanden. Kleber zog ſiegreich in Salahie ein, wo er eine unermeßliche Beute machte. Allein bald erwarteten ſeiner neue Kämpfe. Die außerordentliche Volksmenge in Cairo hatte einen Aufſtand gewagt. Der bei Makarich beſiegte Naſif Paſcha war die Seele deſſelben. Er hatte Mörderbanden organiſirt, Greiſe, Weiber und Kinder bewaffnet. Dieſe drangen in die Wohnungen der Kophten, Griechen und ſyriſchen Chriſten und plünderten ſie. Zweihundert Franzoſen wurden im Hauptquartier eingeſchloſſen. Hier waren ſie unüberwindlich durch ihre Verſchanzung. Der Pöbel überließ ſich indeſſen allen nur denkbaren Ausſchweifungen. Aber vergebens vereinigten die Ottomanen, die Einwohner von Cairo alle ihre Kräfte, die Kanonen und das Musketenfeuer brachten Tod und Schrecken unter ihre Glieder; die Stadt wurde bombardirt, und der General Friant, der mit fünf Bataillonen wäh-

rend dieſer Vorfälle anrückte, trieb ſie auf allen Punkten zurück.

General Kleber ging den 3. Germinal von Salahie ab, und kam den 6. früh zu Cairo an. Nachdem er, obgleich umſonſt, alle gelinde Mittel verſucht hatte, um das Leben der Rebellen zu ſchonen, machte er, ſobald die Diviſionen der Generale Regnier und Beliard angekommen waren, Anſtalten zum allgemeinen Angriffe von Cairo, und verſuchte Boulacq ſich zu unterwerfen.

Den 21. Germinal ließ er dieſe Stadt zum dritten Male auffordern, ſich zu ergeben. Man weigerte ſich, und Kleber befahl nun den Angriff auf den folgenden Tag. General Friant, der den Auftrag erhielt, bemächtigte ſich auch derſelben nach einem äußerſt blutigen Gefechte.

Nachdem Kleber Meiſter von Boulacq war, ließ er Cairo ſelbſt angreifen. Der bei Spittie-Fatme verſchanzte Poſten wurde unter den Ruinen einer Mine begraben. Dann ward der Angriff allgemein. Man drang in die Gaſſen. Mehr als vierhundert Häuſer wurden verbrannt, und mehr als achthundert Osmanlis und Mamelucken kamen darin um.

Den andern Tag verlangten die Rebellen zu kapituliren. Kleber war geneigt, ihnen Gehör zu geben; er nahm Geiſeln an und unterzeichnete die Kapitulazion.

Die Armee hielt nun einen ſiegreichen Einzug in die Stadt unter dem Donner des Geſchützes.

Da Kleber nunmehr keine Feinde mehr zu fürchten hatte, beſchäftigte er ſich mit der Sorge, Ordnung und Ruhe im Innern wieder herzuſtellen, die dringendſten Bedürfniſſe ſeines Heeres zu befriedigen, und im Ganzen eine zweckmäßige Regierung anzuordnen. Er hatte ſich die Freundſchaft der Beys, die Achtung der Egyptier und das Vertrauen der Seinigen erworben, und hoffte nun die Früchte ſo vieler Anſtrengungen zu genießen, als eine ſchändliche Mörderhand ihn der Welt und den Seinen entriß.

Alle Religionen haben ihre Schwärmer, unter allen Völkern gibt es Böſewichter, welche dem Haß und der Rache dienen. Unter den zu Matarich und in der Schlacht von Heliopolis beſiegten Osmanlis befanden ſich zwei abſcheuliche Menſchen, Achmed Aga, ein feiger Böſewicht, und Soleyman von Aleppo, ein junger Menſch von vier und zwanzig Jahren, von religiöſem Wahnſinn ergriffen und von falſchen Begriffen des Ismailismus irre geführt, der Mahomed durch Erdolchung der Ungläubigen einen ſehr großen Dienſt zu leiſten glaubte. Achmed Aga enthüllte ihm ſeine Abſicht, verſprach ihm große Belohnungen, und bewaffnete ihn mit dem Dolche.

Soleyman begab ſich auf den Weg, langte im

Monat Floreal zu Cairo an, und nahm ſeinen Aufenthalt bei der großen Mosquee, wo er ein und dreißig Tage lang ſein Opfer erwartete.

Kleber befand ſich zu Giſeh. Soleyman beſchloß ihn dort aufzuſuchen. Er fand ihn eben im Begriff nach Cairo abzugehen, folgte ihm nun auf dem ganzen Wege, und drang den 25. Prairial in den Garten des Gouverneurs. Kleber ging hier gerade mit dem Bürger Protain ſpazieren; der Schwärmer trat ihnen entgegen, küßte Klebers Hand, und ſein klägliches Anſehen rührte den General; allein indem ſich jener aufrichtete, ergriff er ſogleich den Dolch und brachte dem General Kleber vier Stiche bei.

Umſonſt ſtürzte der Bürger Protain ſich auf den Böſewicht, er wurde ſelbſt durch fünf Stiche von ihm verwundet . . . Kleber war tod zur Erde geſunken. Durch Mörderhand mußte den der Tod ereilen, der ſo oft ihm im Getümmel der Schlacht unverletzt ins Angeſicht geſehen hatte. Der Mörder und ſeine Mitſchuldigen büßten ihre That mit einem qualvollen Tode.

Schiller.
Berthier.
Massena.
Desaix.
Murat.
Eugen Beauharnois.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Fürſt Alexander Berthier,

franzöſiſcher General.

Geboren 1757.

Alexander Berthier wurde zu Verſailles geboren, von Kindheit an zum Militär beſtimmt, und erhielt eine ſorgfältige Erziehung.

Er diente als Offizier im Geniekorps, als die amerikaniſchen Unruhen ausbrachen. Die franzöſiſchen Miniſter ſchickten den Inſurgenten Hülfe, Berthier war darunter, und brach ſich Lorbern an den Ufern des Ohio. Die erſten Epochen der Revoluzion lehrten ihn vortheilhaft kennen. Vor der Eroberung der Baſtille wurde er von den Einwohnern von Verſailles zum Major-General ihrer Nazionalgarde ernannt. Die Ereigniſſe der Revoluzion wurden vielfältiger, und die öffentlichen Autoritäten wurden Urſachen oder Opfer eben dieſer Begebenheiten. So ſah die Stadt Nancy franzöſiſches Blut fließen. Einige Regimenter waren aufgeſtanden; zu ihrer Bezwingung hatte man andere Truppen abgeſchickt; es waren einige Übereilungen vorgefallen, alle Gemüther in voller Gährung, und viele

Soldaten bei jenen Auftritten geblieben. Berthier wurde nun abgeſchickt, dieſen Gefallenen ein Denkmal zu erwirken, und es gelang ihm.

An Öſterreich war der Krieg erklärt worden, und der Feldzug hatte ſich ſeit einigen Monaten eröffnet. Da berichtete Lukner vom 29. Juni 1792, daß Belgien für Frankreich ſehr unvortheilhaft geſtimmt ſey, daß die Öſterreicher und Preußen mit Macht vordrängen, und daß er ſich, um nicht abgeſchnitten zu werden, nach Lille zurückzöge. Es war ein ganz gewöhnliches Ereigniß, aber die Verläumdung fand doch vielen Spielraum darin, die Offiziers wagten es, Berthier anzuklagen, der in Lukners Armee ein Kommando erhalten hatte. Der Marſchall vernahm ſeine Anklage, und rechtfertigte Berthier in folgendem Schreiben an das geſetzgebende Corps:

»Berthier, der Chef meines Generalſtaabes, welchen ich befehligte, hat mir eben die Nachricht gebracht, daß in einer Sitzung der Verſammlung Briefe zu ſeinem Nachtheile vorgeleſen worden ſind. Ich muß alſo ſeinen Verdienſten und ſeinem Betragen glänzende Gerechtigkeit widerfahren laſſen u. ſ. w.«

Im Jahre 1793 zeichnete ſich Berthier im Kriege gegen die aufgeſtandenen Provinzen aus, aber ſpäter eilte er nach Italien, wo ſich unter Bonaparte eine Armee gebildet hatte. Der Feldzug

wurde eröffnet, die dreifarbige Fahne wehte auf den Alpen, und Berthier nahm an den Schlachten bei Mileſimo, Mondovi und Ceva Theil. Auch die Entſcheidungsſchlacht bei Lodi dankte großentheils ihm ihren für Frankreich glücklichen Ausgang.

Ungeachtet die Franzoſen zu Salo, Trento und Roveredo einige Vortheile errungen hatten, ſo befanden ſie ſich doch in einer kritiſchen Lage. Bonaparte beſchloß, ſich vereint gegen Mantua zu wenden, und wirklich gelang es ihm, nach einer dreitägigen blutigen Schlacht, Wurmſer von Beaulieu zu trennen. Berthier, der ſich damals beim Obergenerale befand, ſchrieb an ſeinen Freund: »Wir ſind ſeit acht Tagen zu Pferde, unſere Thiere ſind beinahe todt von Strapatzen, auch unſer Phyſiſches iſt beinahe ganz zerſtört, aber der Geiſt iſt ſtark. Wir müſſen den Feind zertrümmern, ehe wir uns Ruhe gönnen. Gott befohlen, iſt ſteige zu Pferde.«

Nun ging die franzöſiſche Armee über den Minzio und gewann die Schlacht bei Lodi. Berthier hatte ſich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Bald darauf folgte der Friede, und Berthier wurde mit dem Friedenstraktat nach Paris geſendet und in allen öffentlichen Reden laut geprieſen.

Zu Mailand, wo Berthier ſich nun wieder aufhielt, erhielt er gegen das Ende des Jahres 1797 den Befehl, die franzöſiſchen Truppen gegen

Rom marſchiren zu laſſen, wo der General Düphot umgebracht worden war. Berthier verſammelt ſofort ſein Heer, und kommt am 28. Dezember des genannten Jahres in Rom an. Bei ſeinem Einzuge proklamirt das Volk die Wiederherſtellung der römiſchen Republik, und Berthier hält vom Kapitol eine Rede, worin er die Römer ermuntert, die Tugenden und die Größe ihrer Vorfahren wieder zu erringen.

Als die Zahlung des Soldes ſich verzögerte, und ein neuer General ſtatt Berthier ankommen ſollte, entſtanden Unruhen in der franzöſiſchen Armee zu Rom. Einige Mißvergnügte fanden dieſen Augenblick günſtig. So wurden denn auch mehrere franzöſiſche Poſten umgebracht, der Aufſtand verbreitete ſich über die ſixtiniſche Brücke und alle nahen Straßen; Berthier ſieht die Gefahr, läßt die Truppen marſchiren, das römiſche Thor wird genommen, und die Ruhe wieder hergeſtellt. Die Inſurgenten greifen aber doch noch einmal die Engelsburg an, ſie werden geſchlagen und zurückgeworfen, und Jene beſtraft, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden waren.

Der General Brüne übernahm die Armee in Italien, Berthier kehrte nach Paris zurück, und wurde zum Chef des Generalſtabes bei der Armee gegen England ernannt.

Aber das Direktorium wollte ſeinen Feind

nicht in Europa angreifen. Bonaparte wird zum Obergeneral über die Armee des Orients ernannt, und Berthier begleitet ihn als der Chef ſeines Generalſtabes. Die Winde waren der Abfahrt der franzöſiſchen Flotte günſtig, bald liegen Maltha's Felſen vor ihren Blicken. Dieſe Inſel wird genommen, zu Alexandrien (1. Juli 1798) gelandet, und in Egypten vorgedrungen. Es flattert die franzöſiſche Fahne zu Alexandrien, Damiette, auf dem Nil, zu Cairo. Und Berthier iſt bei allen Schlachten, wird überall zu Rathe gezogen, und legt den Degen nur nieder, um alle jene Begebenheiten mit der Feder zu ſchildern, von denen er Zeuge war.

Bonaparte kehrte nach Frankreich zurück, Berthier begleitete ihn, und half ihm am 18. Brümaire (9. Nov. 1799) die neue Verfaſſung Frankreichs gründen. Bald darauf führte der Conſul ſeine Armee über die Alpen; an dem Tage von Marengo hatte Berthier einen entſchiedenen Antheil. Bekanntlich hatte die ausharrende entflammte Tapferkeit der Öſterreicher ſchon das ganze franzöſiſche Heer zum vollen Rückzuge genöthiget. Berthier erfährt es, eilt zu Bonaparte und ſagt ihm, daß zum Rückzuge geſchlagen werde, und die Armee ſich in einer ſehr kritiſchen Lage befände. Bonaparte lieſt in Berthiers Geſichte die Größe der Gefahr. »General!« ſagte er, »Sie ſagen mir das nicht mit kaltem Blute.« Und nun bereden ſich die

beiden Heerführer, Deſaix Kolonne wird zum Vorrücken beordert, das Kriegsglück wendet ſich, und die Schlacht iſt entſchieden.

Bei der Rückkunft nach Paris, als Napoleon Bonaparte ſeine Krieger belohnte, vergaß er auch ſeinen Freund und Rathgeber nicht, der ſeinem Vaterlande in drei Welttheilen gedient, und überall die größten militäriſchen Talente entwickelt hatte. Zweimal war er Kriegsminiſter und ſpäter auch zu einer Geſandſchaft nach Madrid verwendet, wo er die größten Beweiſe von Achtung erhielt. Als ſeine Sendung geendet war, kehrte er nach Paris zurück, und erhielt die Stelle eines Kriegsminiſters zum dritten Male.

Nachdem durch Napoleon Frankreich in ein Kaiſerthum (19. Mai 1804) verwandelt worden war, wurde Berthier zum erſten Marſchall des franzöſiſchen Reichs und zum Großjägermeiſter ernannt, auch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geziert. In dem Feldzuge von 1805 dirigirte er wieder den Generalſtab der großen Armee unter Napoleons Oberbefehl. Am 31. März 1806 erhob ihn endlich dieſer Monarch zur Belohnung ſeiner Thaten zum Herzog von Neufchatel.

Im Jahre 1807 begleitete er den Kaiſer in dem franzöſiſch-preußiſchen Feldzuge, wobei er ſich neuerdings durch Talente und Tapferkeit auszeichnete, und zur Belohnung dafür zum Vicecon-

netable erhoben wurde. Die Ruhe des friedlichen Jahrs 1808 feierte Berthier durch ſeine Vermählung mit der Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, Maria Eliſabeth Amalia, geboren den 5. Mai 1784.

Im Jahre 1809 erwarb er ſich in dem franzöſiſchen Feldzuge gegen Öſterreich durch ſein Benehmen in der Schlacht von Wagram, ungeachtet ſie ſtets ein herrliches Denkmal öſterreichiſcher Tapferkeit bleiben wird, den Titel eines Herzogs von Wagram. Im Jahr 1810 wurde ihm die ehrenvolle Sendung zu Theil, als Großbothſchafter für ſeinen Monarchen um die Erzherzogin Marie Louiſe von Öſterreich, Tochter Kaiſer Franz I., zu werben. Er hielt in dieſer Eigenſchaft am 5. März in Wien ſeinen Einzug, und genoß nachher die Ehre, die erhabene Braut, nach mehreren in Wien gehaltenen Feierlichkeiten, nach Paris zu begleiten, wo neue Würden ſchon ſeiner warteten; denn er wurde Major-General der franzöſiſchen Armee in Spanien, ohne jedoch dahin abzugehen, und bald darauf General-Oberſter der Schweizer-Truppen. Im Jahre 1812 theilte er das Elend der geſchlagenen franzöſiſchen Armee in dem unglücklichen Feldzuge gegen Rußland, und im Kriege, welcher im darauf folgenden Jahre ausbrach, zeichnete er ſich, ungeachtet der traurigen Lage, in welcher ſich

die franzöſiſche Armee befand, durch Klugheit und Standhaftigkeit aus.

Nachdem Napoleon endlich im Jahre 1814 die Würde eines Kaiſers von Frankreich niedergelegt und dem Throne entſagt hatte, trat er in die Dienſte des auf den Thron ſeiner Väter wieder eingeſetzten Hauſes Bourbon, und entſagte, im Sommer eben dieſes Jahres, der Souveränität über Neufchatel (Neuenburg), welches wieder an Preußen zurückfiel.

Maſſena,

ein franzöſiſcher General.

Geboren 1758.

Nizza iſt Maſſena's Geburtsort. Er trat als gemeiner Soldat in das franzöſiſche Regiment Royal-Italien, und legte in ſeiner Vaterſtadt die erſten Waffenproben ab, indem er die Öſterreicher aus der Grafſchaft Nizza vertreiben half. So zeichnete er ſich von dieſer Zeit an in verſchiedenen Gefechten aus, und im Jahre 1795 war ihm die Leitung des rechten Flügels der italieniſchen Armee anvertraut. Im folgenden Jahre eröffnete Bonaparte

ſiegreich den Feldzug, und daß die Öſterreicher, ungeachtet der tapferſten Gegenwehr, doch unter Beaulieu bei Montenotte geſchlagen wurden, dankte Bonaparte Maſſena, der an der Spitze ſeiner Diviſion wüthend in den Feind eindrang. Bei dem ganzen übrigen Feldzuge wirkte Maſſena entſcheidend mit, half die Schlacht bei Lodi gewinnen, und zog darauf triumphirend nach Mailand ein. Nicht lange darauf überſetzte Bonaparte den Mincio, die Öſterreicher verſchanzen die Tyrolerpäſſe, Maſſena greift ſie an, und das Glück begünſtigt ihn, und gibt dieſe wichtigen Poſten in ſeine Hände.

Öſterreich ſcheint bedrängt, da führt Wurmſer eine zweite Armee aus dem Innern der Monarchie her dem Feinde entgegen. Maſſena wird angegriffen, ungeachtet ſeines hartnäckigſten Widerſtandes bei Korona geworfen, eine öſterreichiſche Kolonne bemächtigt ſich Salas am Gardaſee, und Verona und Breszia fällt in ihre Hände. Bald aber wandte ſich das Kriegsglück, und Wurmſer mußte ſich nach Mantua werfen. Eine Kolonne Maſſena's ſollte ihm den Weg abſchneiden, ſie trifft auf Wurmſer, wird aber von ihm mit Ungeſtüm geworfen, und nur mit Mühe kann ſich ein Theil davon retten.

Noch hatte Öſterreich mit ungeſchwächter Kraft und regem Muthe eine dritte Armee ausgerüſtet, welche der General Alvinzy befehligte. Die Armeen

ſtießen aufeinander, der erſte Tag warf die Franzoſen zurück, ſie vermochten es nicht, dem feurigen Andringen ihrer Feinde zu widerſtehen. Die Franzoſen erneuerten den zweiten Tag ihren Angriff, aber kein glücklicherer Erfolg ward auch jetzt ihren angeſtrengteſten Bemühungen zu Theil. Endlich entſchied Maſſena den dritten Tag, indem er durchs Zentrum brach, und ſich Arkoles bemächtigte, das dieſer blutigen, dreitägigen Schlacht den Namen gibt. Hier erhielt Maſſena von ſeinem Waffenbruder die Benennung eines Schooßkindes des Glückes. Dieſe Göttin begleitete die Franzoſen auch auf ihrem ferneren Zuge; vergebens ſtellt ſich ihnen, unter dem Erzherzog Karl, ein viertes Heer entgegen, es iſt zu ſchwach, wird zurückgedrängt, und Maſſena dringt gegen Öſterreich vor, als der Waffenſtillſtand zu Leoben abgeſchloſſen wird, wovon Maſſena ſelbſt die Bothſchaft nach Paris überbringt.

Er wurde nun an Bonaparte's Stelle 1798 als Obergeneral zur italieniſchen Armee abgeſchickt, die großentheils wegen Mangel an Kleidung, Sold und Lebensmitteln mißmuthig geworden war; Maſſena wußte die Gemüther zu beruhigen. Unterdeſſen wurden die Verhandlungen mit Deutſchland zu Raſtadt abgebrochen, und Maſſena erhielt in der Schweiz den Oberbefehl, er ſtand auch ſchon im Vortheile, da ſchlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, zwang ihn zu einem ſchleunigen

Rückzuge, drang in die Schweiz und nahm Zürich weg. Aber andere Vorfälle riefen den Helden an den Rhein, die vereinigte ruſſiſch-öſterreichiſche Armee wurde von Maſſena angegriffen, und — weil der brave öſterreichiſche General Hotze gleich zu Anfang des Treffens (25. Sept. 1799) geblieben war, geſchlagen. Auch Suwarow, der bald darauf in der Schweiz ankam, mußte ſich zurückziehen, und ſo fiel Helvetien wieder in franzöſiſche Hände.

Von ſeiner Armee weg wurde Maſſena zur Armee nach Italien gerufen, welche damals in einem elenden Zuſtande war. Sie ſtand im genueſiſchen Gebiete, und Genua war der einzige Ort, in dem ſich ihre geſchwächte Kraft halten konnte. Maſſena zog ſich alſo dahin zurück, und vertheidigte die Stadt mit der alleräußerſten Hartnäckigkeit bis auf den letzten Punkt. Endlich aber erſtieg das Elend ſeinen höchſten Grad. Man ſtelle ſich eine Bevölkerung von einmalhundert ſechszigtauſend Menſchen vor, die an dem Nothdürftigſten Mangel leiden. Weiber und Kinder erfüllten die Luft Tag und Nacht mit ihrem Jammergeſchrei, und viele Unglückliche hauchten vor Hunger in finſtern Winkeln ihr Leben aus. Erſt, als keine Lebensmittel mehr vorhanden, als alle Hülfsquellen ganz erſchöpft waren, wurde die Stadt von Maſſena am 4. Juni 1800 übergeben.

Nach der Schlacht von Marengo ſah die italieniſche Armee Maſſena noch einmal an ihrer Spitze; er blieb aber nicht lange bei dem Heere, ſondern ging nach Paris, wo er im Jahre 12 zum Mitgliede des geſetzgebenden Körpers ernannt wurde. Als Frankreich in ein Kaiſerthum verwandelt wurde, ernannte Napoleon dieſen tapfern Krieger zum franzöſiſchen Marſchall, und gab ihm das große Band der Ehrenlegion. Im Feldzuge von 1805 kommandirte er die italieniſche Armee als General en Chef.

Nachher wurde er zum Obergeneral der zur Eroberung von Neapel beſtimmten Armee erhoben. Im Feldzuge vom Jahre 1806 gewann er in Pohlen einige glückliche Schlachten, und wurde nach dem Tilſiter Frieden dafür durch die Ernennung zum Herzog von Rivoli und Präſidenten des Wahlkollegiums der Seealpen belohnt.

In dem Feldzuge gegen Öſterreich vom Jahre 1809 zeichnete er ſich in jener großen Schlacht aus, welche, zum Nachtheile der franzöſiſchen Armee, zwiſchen Eßling und Aspern am 20. und 21. Mai geliefert wurde.

Maſſena hielt Eßling mit dem rechten Flügel der franzöſiſchen Armee beſetzt, vertheidigte den Ort gegen die wiederholten Stürme öſterreichiſcher Tapferkeit, und deckte durch die für einige Zeit gelungene Behauptung dieſes wichtigen Poſtens,

:n bald darauf erfolgten Rückzug der franzöſiſchen
rmee. Zur Belohnung für dieſe Waffenthat ver=
eh ihm Napoleon durch ein Dekret vom 15. Au=
uſt 1809 den Titel eines Fürſten von Eßling, und
ab ihm Brüel, ein ehemaliges Chur=Kölniſches
uſtſchloß (Auguſtenburg genannt) in der Nähe
:r Stadt Brüel, als Stammgut ſeines Für-
enthums.

Als Maſſena das Kommando in Portugal führte
:warb er ſich keine neuen Lorbern. In dem Kriege
om Jahre 1813, welcher mit Napoleons Entthro=
ung endigte, hatte Maſſena keine Gelegenheit, ſei=
e Feldherrntalente zu zeigen, indem er, während
ieſes ganzen Feldzuges, vom Kriegsſchauplatze fern,
as Lager zu Boulogne befehligte. Nach Napoleons
bdankung erklärte er ſich, nebſt den unter ſeinen
befehlen ſtehenden Truppen, bald für Ludwig XVIII.
nd erhielt ſpäterhin ein eigenes Militär=Gouverne=
ent.

Lord Nelſon,

ein engliſcher Seeheld.

Geboren 1758. Geſtorben 1805.

Horazio Nelſon war der vierte Sohn eines Predigers zu Burnham Thorpe, in der Grafſchaft Norfolk; in ſeinem zwölften Jahre ſchon trat er in Seedienſte, machte eine Reiſe nach Weſtindien und war bei der Expedition, welche eine nordöſtliche Durchfahrt nach der Südſee verſuchen ſollte. 1776 verrichtete er Lieutenantsdienſte auf einem Linienſchiffe, und wurde bald darauf als zweiter Lieutenant auf der Fregatte Loweſtoffe angeſtellt, wo er mehrere Beweiſe ſeines perſönlichen Muthes gab. 1779 ward Nelſon zum Poſtkapitän erhoben, und wohnte der Belagerung des Forts Juan am St. Johnfluſſe im mexikaniſchen Meerbuſen bei. 1787 übernahm er das Kommando des Schiffes Albemarle; als die Mannſchaft deſſelben abgelohnt wurde, begab ſich Nelſon ſeiner Geſundheit wegen nach Frankreich, wo er bis zu Anfang 1784 blieb, und dann das Kommando des Boreas von 28 Kanonen erhielt, mit dem er auch nach Weſtindien abſegelte. Als dieſe

Fregatte 1787 nach England zurückkam, zog ſich Nelſon in die Ruhe zurück, und brachte einige Zeit bei ſeinem Vater zu.

Erſt 1793 ward er wieder auf dem Linienſchiffe Agamemnon angeſtellt, und er zeichnete ſich auf dieſem Schiffe bei jeder Gelegenheit ſo außerordentlich aus, daß der Name Agamemnon in der ganzen brittiſchen Flotte mit Achtung genannt wurde. 1794 wohnte er den Belagerungen von Baſtia und Calvi auf Korſika bei, und verlor bei der letztern Gelegenheit ſein rechtes Auge durch einige Sandtheile, welche ihm eine feindliche Kugel mit Gewalt ins Geſicht trieb. Nachdem er noch die Operationen des öſterreichiſchen General de Vins an den Küſten von Genua unterſtützt, und bei ſehr vielen Gelegenheiten Proben ſeines Muthes und ſeiner nautiſchen Kenntniſſe gegeben hatte, wurde er endlich 1796 zum Kommodore ernannt, und beſtieg bald darauf die Fregatte Minerva, mit der er im Jänner des folgenden Jahres von Portoferrajo abſegelte, um nach Gibraltar zu gehen, und ſich mit der Flotte des Admiral Jervis zu vereinigen. Zu Gibraltar verweilte er nur einen Tag, als er aber ſeinen Weg weiter fortſetzen wollte, ſah er auf einmal die ganze ſpaniſche Flotte, doch entkam er glücklich, und vereinigte ſich mit dem Lord St. Vincent, der am 14. Februar die feindliche Flotte angriff, ihre Linie durchbrach und einen völligen Sieg erfocht. Nelſon

war es, der an dem glorreichen Erfolge dieſes Tages einen ſo entſcheidenden Antheil hatte, daß er den Bathörden und eine goldene Denkmünze von dem Könige zur Belohnung erhielt.

Im April d. J. ſchon ging Nelſon als Contre-Admiral der blauen Flagge unter Segel, und leiſtete bei der Blokade von Cadix ſehr wichtige Dienſte. Nicht lange darauf unternahm er auf Befehl des Grafen von Vincent einen Angriff auf die Stadt Santa Crux auf der Inſel Teneriffa, der zwar mißlang, aber doch Nelſons Kriegertalente glänzend bewährte. Hier zerſchmetterte eine Kugel ſeinen Arm, welcher abgenommen werden mußte. Im Jahre 1797 kehrte er wieder nach England zurück, ward vom Könige aufs ſchmeichelhafteſte empfangen, und erhielt einen Jahrgehalt von 1000 Pf. Aber erſt im folgenden Jahre ſollte Nelſon ſeine Talente in ihrem vollen Glanze entwickeln.

Denn Frankreich hatte beſchloſſen, England in Egypten anzugreifen, und eine anſehnliche Flotte war zum Schutze der Landung mitgeſegelt. Nelſon wurde mit einer Flotte ins mittelländiſche Meer geſchickt, den Feind aufzuſuchen. Aber er hatte keine Nachrichten von dem Laufe der feindlichen Flotte, doch vermuthete er, ſie möchte gegen Egypten geſteuert ſeyn, und am 29. Juni ſah er den Leuchtthurm von Alexandrien, wo er aber keine feindlichen Schiffe fand. Erſt am 1. Auguſt zeigte ſich die fran-

zöſiſche Flotte in der Rhede bei Abukir in Schlachtordnung. Nelſon, der eben wieder dahin geſegelt war, griff ſie mit größter Entſchloſſenheit an, und vernichtete ſie in einem Seetreffen, welches unter die merkwürdigſten und entſcheidendſten der ganzen Geſchichte gehört. Nelſon ſelbſt wurde dabei am Kopfe verwundet. Von der ganzen feindlichen Flotte konnten ſich vier Schiffe mit Mühe retten, alle übrigen waren zerſtört oder genommen.

Die Freude des engliſchen Volkes über dieſen Sieg war außerordentlich, und dem Helden wurden 2000 Pf. jährlicher Einkünfte zugeſichert. Nelſon hatte ſich indeſſen nach Neapel begeben, wo ihm ein Sekretär des Großherrn eine prächtige, mit Diamanten geſchmückte Feder überreichte. Sie trug die Deviſe: Palmam, qui meruit, ferat.

Als die franzöſiſche Armee gegen Neapel zog, nahm Nelſon die königliche Familie an Bord eines ſeiner Schiffe und geleitete ſie nach Palermo. Im Jahre 1799 entwarf er einen Plan, Neapel wieder zu erobern, erſchien in dem Hafen dieſer Hauptſtadt, erklärte den mit den Rebellen geſchloſſenen Vergleich für ungültig, und ließ ihren Anführer aufhängen. Der König ſchenkte ihm einen koſtbaren Degen und ernannte ihn zum Herzoge von Bronte.

Im Jahre 1800 kehrte Nelſon endlich nach England zurück, und wurde von ſeinen Landsleuten mit lautem Jubel empfangen. Im Jänner des fol-

Nicht lange aber hatte der Friede gewährt, denn ſchon im Jahre 1803 wehten die brittiſchen Flaggen wieder feindlich gegen Frankreich auf allen Meeren. Aber die franzöſiſchen Schiffe blieben in ihren ſichern Häfen, bis endlich 1805 Admiral Villeneuve ſeine Flotte in die See führte, ſich zu Kadix mit Gravinas ſpaniſchen Schiffen vereinigte, und ſofort gegen Amerika abſegelte. Nelſon hatte die franzöſiſche Flotte in Egypten geſucht, als er ſie dort nicht antraf, kehrte er ſchnell zurück, verſah ſich zu Tetuan mit Waſſer, und verfolgte die franzöſiſche Flotte in der Richtung gegen Weſtindien. Aber auch hier war ſie ſchon wieder abgeſegelt und glücklich nach Kadix zurückgekehrt. Nelſon blieb nichts anders übrig, als nach England zu gehen, wo er ſich aber nicht lange aufhielt, ſondern bald wieder mit einer Flotte die Küſte verließ.

Er befehligte nun eine Flotte, die vor Kadix kreuzte, und welche der Stärke und Anzahl der Schiffe nach weit ſchwächer war, als die Flotte im Hafen. Die Admiräle Villeneuve und Gravina beſchloſſen daher, den Engländern die Spitze zu bieten. Sie liefen alſo mit 34 Linienſchiffen und 7 Fregatten und Korvetten am 20. Oktober 1805 aus, und bei dem Kap Trafalgar begann ein wüthendes Treffen, das die franzöſiſche Seemacht aufs Neue vernichtete, aber den Engländern auch ihren bewunderten Seehelden raubte. Nelſon ſtand, mit allen

ſeinen Orden geſchmückt, auf dem obern Verdecke ſeines Linienſchiffes Victory, da wurde er in der linken Bruſt tödtlich durch eine Musketenkugel verwundet, die, wie man vermuthet, von der Kreuzſtange des Beſahnmaſtes des franzöſiſchen Linienſchiffes Redoutable abgeſchoſſen worden war. Er ſank nieder, nicht lange darauf gab er ſeinen Geiſt auf. — Nelſons Leichnam wurde in Spiritus gelegt. Collingwood wollte ihn auf einer Fregatte nach England ſchicken, weil das Schiff, die Victory, auf welchem er gefallen war, in der Schlacht ſehr gelitten hatte, und man zweifelte, daß es die engliſche Küſte erreichen möchte. Allein die Mannſchaft des Schiffes erklärte: der brave Admiral hätte mit ihnen geſtritten, und ſey auf ihrem Verdecke geblieben; wenn ſeine Leiche auf eine Fregatte geſchafft würde, und dem Feinde in die Hände fiele, ſo würde ihr Verluſt doppelt groß ſeyn; ſie wären insgeſammt entſchloſſen, den Körper nach England zu geleiten, oder mit ihm ins Meer zu ſinken. Collingwood gab ſeine Einwilligung, die Leiche wurde in Gibraltar einbalſamirt, und das Schiff erreichte die engliſche Küſte zu Chatham glücklich. Nelſon hatte ſich ſeinen Sarg ſchon nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maſte des franzöſiſchen Admiralſchiffs l'Orient verfertigen laſſen. In dieſem Sarge wurde er am 24. December nach Greenwich gebracht, dort drei Tage in dem Saale des Hoſpi-

kals in der größten Pracht ausgeſtellt, am 8. Jänner 1806 auf der Themſe nach London geführt, und am 9. in der Paulskirche, mit einem Leichenbegängniſſe, deſſen Koſten man auf 40 bis 50,000 Pfund Sterling rechnete, beigeſetzt. (S. London und Paris Jahrgang 1805. VIII. S. 394—415.) — England verlor in Nelſon einen ſeiner größten Seehelden. Durch ihn wurde Egypten — was man freilich in anderer Hinſicht ſehr bedauern muß — den Türken erhalten, und der franzöſiſchen Marine ein empfindlicher Schlag verſetzt; durch ihn wurde die, England ſo gefährliche, nordiſche Konvention in ihrer Entſtehung vernichtet. England verdankt ihm daher ſeine Kolonieen und ſeine Oberherrſchaft auf der See, und ſein Name wird in den Annalen unvergeßlich bleiben, und zwar um ſo mehr, da er Beſcheidenheit, Menſchenliebe, Liebe zur Gerechtigkeit mit Heldenmuth vereinte.

Friedrich von Schiller,

deutſcher Dichter und Geſchichtſchreiber.

Geboren 1759. Geſtorben 1805.

Friedrich Schiller war zu Marbach im Würtembergiſchen geboren. Sein Vater, Lieutenant in herzoglichen Dienſten, ſpäter Inſpektor der Baumſchulen auf einem Luſtſchloſſe, glaubte, ſeinem Sohne keine beſſere Erziehung geben zu können, als wenn er ihm die Annahme in die Militärakademie zu Stuttgart verſchaffte, wo denn allerdings die ſtrengſte Ordnung und die regelmäßigſte Gleichheit in den Vergnügen und Schulübungen herrſchte. Der junge Schiller, voll glühenden Dichtertalents, voll des damit gewöhnlich verbundenen Abſcheues gegen alle äußern Beſchränkungen, paßte freilich ſehr ſchlecht in jene Erziehungsanſtalt, wo, wie er ſelbſt ſagte, alle 400 Schüler, die ihn umgaben, nur ein einziges Geſchöpf waren, der getreue Abguß ein und deſſelben Models, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagt, — aber ungeachtet ſeines Widerwillens ſtudierte er doch die Medicin, wozu er beſtimmt war, mit Fleiß, und disputirte darüber.

Seine Lieblingslektüre aber war zu jener Zeit die Geſchichte; je enger ihn ſeine Umgebungen drückten, deſto mehr ſehnte ſich ſein Geiſt in die vergangenen Zeiten, wo keine Schranke mehr die Phantaſie zu hemmen vermochte, deren Kraft ſich bald deutlicher zeigen ſollte.

Denn noch in der Akademie ſelbſt ſchrieb er ſein erſtes Stück: Die Räuber. Seine Phantaſie ward in dieſem kühn jugendlichen, ungezähmten Werke auf eine auffallende Art ſichtbar. Was auch die damaligen Kritiker, in der Schule der Griechen und Franzoſen gebildet, dagegen, und vielleicht nicht mit Unrecht einwenden mochten — dennoch ließ ſich die Stärke der Schwinge nicht verbergen, die einen ſolchen Flug zu wagen im Stande war. Auch war die Wirkung außerordentlich, welche dieſes Stück auf allen deutſchen Theatern machte, die ſo weit ging, daß ſogar einige junge Leute, durch die kräftige Charakteriſirung des Schillerſchen Karl Moor, zu dem Wahne verleitet wurden, als ſey ſein Charakter nachahmungswerth. Denn die Thoren ſahen es nicht, daß die Heldenanlage, welche Karl Moor in allen ſeinen Verirrungen doch noch ſo intereſſant macht, nur von der Natur geſchenkt werden könne, und daß es gerade der Mißbrauch jener Anlagen war, der ihn ins Verderben ſtürzte. Nun wollten ſie auch ihre kleinen Fähigkeiten mißbrauchen, um dadurch Helden zu werden! — Gerade, wie einſt

einige abgeſchmackte Empfindler Werther zu ſeyn glaubten, wenn ſie ihrem gewöhnlichen Daſeyn durch einen Piſtolenſchuß ein Ende machten. — Dieß für manche unſerer vielleicht jugendlichen Leſer.

Schiller ward durch den Fortgang ſeines erſten Stückes aufgemuntert, ſich ganz der dramatiſchen Muſe zu weihen, und er ſchrieb nun zu Mannheim die Verſchwörung des Fiesko, ein Stück, voll der friſcheſten, glänzendſten Schönheiten, und Kabale und Liebe, worin die Kunſtrichter manche Übertreibungen tadelten. Zu Mainz lernte der Herzog von Weimar den Dichter kennen, und dieſer las ihm einige Akte ſeines Don Karlos vor, welchen er zu jener Zeit ſchon angefangen hatte, und der allein fähig wäre, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Schiller ging nun nach Sachſen, und lebte da in Leipzig, oder vielmehr in dem ſchönen Dorfe Gohlis, nahe bei dieſer Stadt, einige Zeit bei dem Buchhändler Göſchen, der durch die vortrefflichen Prachtausgaben einiger unſerer Claſſiker, eines Wieland, Klopſtock ꝛc. berühmt geworden iſt. Hier arbeitete Schiller auch ſeinen »Abfall der vereinten Niederlande«, ein hiſtoriſches Werk, das durch tiefe Charakteriſirung und Glanz der Darſtellung ſich mit allen übrigen Meiſterſtücken dieſer Art meſſen kann.

Von Leipzig ging Schiller nach Weimar, welches damals die größten Geiſter Deutſchlands in ſeine Mauern ſchloß, wo Göthe, Wieland und Her-

der lebten. Schiller ward bald mit ihnen vertraut, und heirathete in der Folge ein Fräulein von Wollzogen, welche, durch Geiſt und Talente ausgezeichnet, Schillers Gattin zu ſeyn verdiente.

Noch war Schiller immer bloß Schriftſteller geblieben, ohne ein Amt oder einen Titel anzuſuchen, endlich im Jahre 1789 ward er Profeſſor der Geſchichte zu Jena, und fing an, ſeine Memoires herauszugeben, von denen er aber nur die Hälfte des erſten Theiles ſelbſt überſetzte. Nicht lange darauf erſchien ſeine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, welche mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde, und ihn vollkommen verdiente. Die Kantiſche Philoſophie beſchäftigte zu dieſer Zeit alle Denker in Deutſchland, auch Schiller wurde auf ihre Prinzipien aufmerkſam, bekannte ſich zur neuen Lehre, und ſchrieb in ihrem Geiſte verſchiedene äſthetiſche und philoſophiſche Abhandlungen, welche viele Verdienſte haben.

Im Jahre 1796 erhielt Schiller endlich im 37. Jahre einen Gehalt von 200 Reichsthalern und den Charakter als Hofrath. Er zog wieder nach Weimar zurück, wo er ſeine ſpäteren allgemein bewunderten Werke: Wallenſtein, Marie Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell u. ſ. w. ſchrieb; zur Aufführung dieſes letzten Werkes reiſte er ſelbſt nach Berlin, aber er kam kränklich zurück, und ſtarb nicht lange darauf am 9. Mai 1805. Sein Vater-

land betrauerte ihn mit tiefer Wehmuth, beinahe alle deutſchen Theater feierten ſeinen Tod durch eigene Stücke, deren Ertrag an Schillers Familie übermacht wurde. — Denn auch dieſer große, einzige Mann war — nicht reich geſtorben!

Schiller, der im Jahre 1802 in den Adelſtand erhoben worden war, arbeitete gewöhnlich zur Nachtzeit. Den Tag widmete er der Ruhe; aus der majeſtätiſchen Stille der Nacht ſtiegen ſeine erhabenen, ewig ergreifenden Geſtalten, wie nur zu Nachtzeit der Stab des Beſchwörers Heroen vergangener Jahrhunderte aus ihren Gräbern ruft!

Gewiß war Schiller eines der größten, eines der merkwürdigſten Genien. An ihm ging die Prophezeihung Leſſings (deſſen Tod gerade in die Zeit der erſten Blüthe von Schiller fiel) in Erfüllung, daß Shakeſpear noch ganz andere Köpfe unter uns erwecken würde, als man von den Franzoſen zu rühmen wiſſe. — Das Drama hat unſtreitig unendlich durch ihn gewonnen, durch ihn iſt das Gebiet desſelben merklich erweitert worden. Aber i h m widmete auch Schiller ſeine meiſten Kräfte; davon machte auch in ſeiner letzten Lebensperiode beſonders das Weimarſche Theater, dem er ſo viel thätige Sorgfalt und Theilnahme ſchenkte, die erfreulichſte Erfahrung; auch bemerkt mit Recht einer ſeiner trefflichſten Charakterzeichner (in der ſchätzbaren Leipziger Literatur-Zeitung von 1805, Nro. 92), daß

Schiller nur ganz für die tragiſche Kunſt geboren war, und daß ſeine Trauerſpiele der Kern aller ſeiner poetiſchen Werke ſeyen. — Bemerkt auch gleich der Verehrer Shakeſpears, daß Schiller dieſen ſich zum Vorbilde genommen, ſo iſt doch des Eigenthümlichen bei ihm ſo viel, daß er weit entfernt von einer bloßen Nachahmung erſcheint. Reiche Phantaſie, kühne Bilder, Diction, lebendige Charakterzeichnung, Überraſchung, die er oft herbeizuführen weiß — alles gibt ſeinen Tragödien einen außerordentlichen Nachdruck, und bringt die höchſte, die ſtärkſte Wirkung hervor. — Aber auch in ſeinen Gedichten erſcheint Schiller gleich bewunderswürdig; wer kennt nicht ſein ſchönes, herzerhebendes Lied an die Freude? das herrliche Lied von der Glocke? wen erfüllen nicht die Kindesmörderinn — Freigeiſterei der Leidenſchaft — die Hymne an den Unendlichen — die Götter Griechenlands — Reſignation und noch ſo viele andere edle, treffliche Poeſien mit Bewunderung? wen fordern ſie nicht zum innigſten Beifall auf?

Aber in allem, was er ſchrieb, iſt hauptſächlich ſein großes Streben nach höchſter Veredlung, ſein Feuereifer für Wahrheit überall ſichtbar. »Kein Dichter der neueſten Zeit« — ſo ſagt ein anderer einſichtsvoller Darſteller von Schillers Verdienſten im Intelligenz-Blatt zur Hall. Allg. Lit. Zeit. von 1805, —

»kein Dichter der neueſten Zeit hat mehr — wenige, ſehr wenige nur ſo viel wie Er durch die Macht des hohen, reinen Geſanges, und ſo kräftig, ſo ſchön in die Bildung des Zeitalters eingegriffen.« An Schillern als Menſch erlitten auch ſeine Freunde — über alles aber ſeine Gattin — einen unerſetzlichen Verluſt. Einfache Größe, liebevolle Freundlichkeit, ein Herz voll Liebe und Güte, Offenheit und Biederkeit — dieß alles machte denen, die ihn näher umgaben, ſeinen Umgang beneidenswerth. — Die vielfachen Verſuche, ſein Andenken nach ſeinem Tode zu ehren, geben den ſchönſten Beweis, was dieſer große Mann für unſere Nation war. In wie fern der von dem würdigen Herausgeber der National-Zeitung vorgeſchlagene Plan, den Ertrag, welcher bei der dieſem großen Entſchlafenen zu Ehren gehaltenen Todtenfeier auf mehreren Bühnen Teutſchlands eingekommen, zum Ankauf eines Landguts für ſeine Nachkommen (er hinterließ vier Kinder), unter dem Namen Schillers Ehre anzuwenden, zur Reife gedeihen werde, muß die Zukunft lehren, obgleich nach dem letztern Bericht des gedachten Herausgeber noch manches Hinderniß im Wege zu ſtehen ſcheint.

Deſaix,

ein franzöſiſcher General.

Geboren 1768. Geſtorben 1800.

Ludwig Karl Anton Deſaix wurde zu Aya im Departement Puy=de=Dome, einige Meilen von Riom, geboren. Seine erſten Studien machte er in der Milärſchule zu Effiat. Im Jahre 1789 wandte er ſich auf die Seite der Patrioten, und diente unter dem Infanterieregiment, welches vormals Bretagne hieß. 1792 zu Anfange des Feldzuges finden wir Deſaix bei der deutſchen Armee, wo er bald durch ſeine Tapferkeit die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten auf ſich zu ziehen wußte. Bei der Einnahme der Weiſſenburger Linien entwickelte er glänzende Talente, und trug zur Niederlage der Preußen bei.

Seine perſönliche Tapferkeit zeigte er in jeder Schlacht. Bei Lauterburg verwundete ihn eine Kugel an beiden Backen, aber doch wollte er das Schlachtfeld nicht verlaſſen, und ſich auch nicht eher verbinden laſſen, bis er die zerſtreuten Bataillons wieder geordnet hatte. Im Augenblicke, wo der Sieg ſeine Fahnen krönte, kamen Volksrepräſentanten zur Rhein=

und Moſel-Armee, welche dieſe tapfern Krieger, im Namen der öffentlichen Wohlfahrt, in Verhaft nahmen. Bald aber von dem Ungrunde der gegen ihn vorgebrachten Anſchuldigungen überzeugt, überhäuften ſie ihn mit Lobſprüchen, und erhoben ihn zum Brigadegeneral.

Moreau war 1796 zum General en Chef bei der Rhein- und Moſel-Armee ernannt worden. Er wählt Deſaix zu ſeinem Gefährten, und vertraut ihm als Diviſionsgeneral den linken Flügel ſeines Heeres. Die Armee dringt durch das Breisgau, Schwaben und Baiern vor, und ſcheint unwiderſtehlich ins Herz von Öſterreich zu dringen. Aber Jourdan wird vom Erzherzog Karl entſcheidend geſchlagen, und Moreau bleibt alſo nur ein glänzender Rückzug, bei welchem ihm Deſaix wichtige Dienſte leiſtete. Aber Moreau's Armee muß jetzt an den franzöſiſchen Grenzen ſtehen bleiben, Deſaix vertheidigt Kehl gegen den Erzherzog mit aller Tapferkeit, aber endlich unterliegt er auch hier dem Sieger, und muß die Stadt mit Kapitulation übergeben.

Im Jahre 1797 deckte Deſaix zu Anfang des Feldzuges am Rhein die erſten Operationen, und den gelungenen Rheinübergang. Er erhielt eine zweite Wunde, die ihm Erholung nöthig machte, aber um auch von dieſer Muſſe Vortheil zu ziehen, eilt er nach Italien, um die Poſitionen zu beſehen, wo die Franzoſen geſiegt hatten. Die orientaliſche Armee

ſammelt ſich nach und nach, und zieht die geſchickteſten Offiziere an ſich. Deſaix befindet ſich unter ihnen. Man kommt 1798 in dem Hafen von Alexandrien an, landet und dringt vorwärts. Deſaix iſt es, der die Avantgarde immer ſiegend vorausgeführt, und endlich mit ſeiner Kolonne auf der Straße gegen Ober-Egypten ſeine Stellung nimmt.

Bonaparte iſt zu Cairo, aber der Krieg dauert noch fort, und dem gewandten, muthigen, unermüdlichen Feind, Murad Bey nämlich, muß man einen vortrefflichen Heerführer entgegenſtellen. Deſaix erhält den ehrenvollen Auftrag, ihn zu bekriegen. Er ſchlägt ihn auch wirklich aufs Haupt. Murad Bey muß ſich hinter den See von Ghizal zurückziehen, und wird von den Arabern verlaſſen, die bisher immer an ſeiner Seite ſtritten.

Als Deſaix Verſtärkungen erhalten hatte, verfolgte er Murad, der ſich nach Ober-Said zurückgezogen hatte. Die Landleute empören ſich. Während ſie zur Ruhe gebracht werden, dringt Murad mit einer zahlreichen Armee vor, und ſucht den Feind mehr aufzuhalten und zu ermüden, als zu ſchlagen. Endlich kann ihn Deſaix zur Schlacht bringen, und er ſchlägt ihn, und zerſtreut die Araber von Yambo. Darauf zieht er nochmal Murad Bey entgegen. Eben wollte er einen Plan gegen Coſſeir und Siout ausführen, da zeigte ſich eine engliſche Flotte im Hafen

von Coſſeir, und zwang Deſaix, bloß dahin ſeine Aufmerkſamkeit zu verwenden.

Aber Bonaparte mußte Egypten verlaſſen, und dieſe Eroberung geſchickten Händen anvertrauen, die ſie zu erhalten im Stande waren. Er übergibt alſo Kleber den Oberbefehl über die Armee des Orients, Deſaix das Commando über Ober-Egypten, und reist nach Frankreich ab.

Jetzt zeigte Deſaix, daß er nicht minder Länder zu organiſiren, denn Armeen zu befehlen verſtehe. Er beſchäftigte ſich ſonſt noch mit der Wohlfahrt der Soldaten, ſuchte die Einigkeit zu erhalten, die Gemüther zu beruhigen, und erhielt von den Orientalern den ſchönen Titel: des gerechten Sultans. Deſaix durchflog Egypten nicht bloß als Krieger, im Gegentheil verwendete er viele Zeit auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände, ſah alles Merkwürdige, und unterſuchte es, ſo genau es nur immer möglich war. Er ließ die Ruinen von Theben, und die Reſte des Tempels von Tyntira ausgraben, und in Ober-Egypten fand er eine Statue des Antinous, welche er nach Cairo bringen ließ.

Deſaix wurde von Ober-Egypten abgerufen, Kleber hatte ihn und den Bürger Pouſſielgue als Bevollmächtigte an den Bord des Tiegers wegen einer Konvention abgeſchickt, die auch abgeſchloſſen wurde. Ein beſonderer Artikel gab Deſaix die Zuſicherung, daß er ſicher nach Europa zurückſchiffen

könne. Demungeachtet behauptete der engliſche Admiral Keith, Deſaix wäre ſein Gefangener, und er entließ ihn wirklich nicht eher, bis ihn höhere Befehle in Freiheit ſetzten.

Als Deſaix Livorno verlaſſen hatte, hörte er, daß die Armee des erſten Konſuls in Italien vordringe, und eilte ſofort dahin. Bonaparte gab ihm das Kommando über zwei Diviſionen der Armee, die in der Schlacht von Marengo (14. Juni 1800) die Reſerve bildeten, und den Sieg entſchieden. Deſaix wurde dabei tödtlich verwundet. Er fiel, die Arme ſeiner Freunde empfingen ihn, er ſchlug noch einmal die Augen auf und ſagte: »Sagen Sie dem erſten Konſul, daß ich es bedaure, nicht genug gethan zu haben, um auf die Nachwelt zu kommen.« — Im Augenblicke, wo Deſaix fiel, ward es Bonaparte verkündet. »Ach!« ſagte er, »warum iſt mir nicht zu weinen erlaubt.«

Deſaix war in ſeinen Sitten und in ſeinem Äußern ſehr einfach. Sein Muth war ganz außerordentlich, ſeine Phyſiognomie denkend, ſein Geſicht bleich und ſein Blick voll Feuer. Dabei hatte er eine unerſchütterliche Kaltblütigkeit, die allen, welche ihn umgaben, Achtung einflößte.

Lange Zeit vor ſeinem Tode haben die Mahler Deſaix Züge aufzubehalten geſucht. Man ſah ihn auf einer Zeichnung, einſam in einer dunkeln Nacht, den Degen in der Hand, mitten in einem Gewitter

nur von Blitzen beleuchtet, einen Bach überſetzen. Sein Blick iſt der eines Genies, er ſcheint den Fluß zu meſſen, den Übergang zu beſtimmen, und dem Schrecken der Natur Trotz zu bieten.

Während ſeiner militäriſchen Laufbahn wurden Deſaix vier Pferde unter dem Leibe erſchoſſen, und erhielt drei Wunden. Erſt drei oder vier Tage vor der Schlacht von Marengo war er im franzöſiſchen Hauptquartier in Italien eingetroffen. Den Abend vorher ſagte er einigemale zu ſeinen Gefährten: »Nun habe ich mich ſchon lange nicht mehr in Europa geſchlagen, die Kugeln kennen uns nicht mehr, es wird uns etwas begegnen.«

Bonaparte befahl, daß Deſaix Körper in das Kloſter auf dem hohen Bernhardsberge gebracht, und ihm dort ein Denkmal errichtet werde. — Die Rhein-Armee ließ dem Feldherrn ein Denkmal ſetzen, dem ſie mehrere ihrer Siege dankte. Das Grabmal ſteht auf einer Halbinſel des Rheins, Kehl gegenüber. Auch zu Paris wurde eine Subſcription zu einer Triumphſäule für ihn bald vollzählig. Sie ſteht auf dem Platze, der vormals von dem Dauphin den Namen führte.

Joachim Mürat,

König von Neapel.

Geboren 1770.

Joachim Mürat erblickte das Licht der Welt zu la Baſtide, einem kleinen Orte unweit Cahors im Departement du Lot. Er wurde am 25. März 1770 geboren, und hatte keine günſtigen Vorzeichen für ſich, am wenigſten jene der Bedeutenheit in der neueren Zeitgeſchichte, zu welcher er doch durch Glück und Schlauheit, als unzertrennlicher Gefährte und als Werkzeug Napoleon Bonaparte's, wirklich gelangt iſt. Sein Vater ſoll von niederer Herkunft und in Dienſten eines Weinwirths geweſen ſeyn. In einer öffentlichen Schule erhielt Mürat die erſten Anleitungen zu den Elementarwiſſenſchaften, und da er einen offenen Kopf zeigte, wurde er ſelbſt zu den Studien und den höheren Wiſſenſchaften beſtimmt, wozu die mannigfaltigen Inſtitute leicht die Gelegenheit darboten, auch mochten ſich einige Menſchenfreunde des heranwachſenden Jünglings angenommen haben. Da er jedoch nach ſeiner geringen Herkunft und bei dem geringen Vermögen der Ältern

nicht viele Ausſichten für ſich hatte, ſollte er ſich dem geiſtlichen Stande widmen, und wurde daher nach Toulouſe geſendet, um daſelbſt die nöthige Bildung und erforderlichen Kenntniſſe zu dieſem aufgedrungenen Berufe zu erwarten. Bei einem wärmeren Blute fühlte er jedoch wenig Neigung, auf der ihm vorgezeichneten Bahn fortzuſchreiten; er vernachläſſigte die Wiſſenſchaften, denen er eigentlich ausſchließend leben ſollte, und ſuchte dagegen in den ſogenannten freien und geſellſchaftlichen Künſten Fertigkeiten zu erlangen; vorzüglich aber beſchäftigte er ſich mit jenen Übungen, welche den Krieger bilden, da er eine ganz beſondere Vorliebe für die Waffen fühlte, und es läßt ſich mit Recht ſagen, daß er zu Toulouſe den Grund zu jener Geſchicklichkeit und Gewandtheit legte, durch welche er, vom Glücke ganz vorzüglich begünſtigt, in der Folge ſich ſchnell emporſchwang. Inzwiſchen vollendete er dennoch die Studien, er hatte ſich aber nicht ſo bald aus den Lehrſälen entfernt, als er dem innern Drange zum Militärſtande folgte, und als Chaſſeur im Regiment Ardennen Dienſte nahm. Er gefiel ſich jedoch nicht lange in dieſer Lage, ſuchte ſeinen Abſchied, und ging, als er ſolchen erhielt, in ſeine Heimath zurück.

Der Ausbruch der Revolution in Frankreich, welche jede phyſiſche und moraliſche Kraft in Bewegung ſetzte, zog auch Mürat wieder in das Leben hinaus. Er trat als Reiter in die konſtitutionelle

Leibwache Ludwigs XVI., und als dieſes Korps bald darauf aufgelöst wurde, erhielt er eine Anſtellung bei dem ein und zwanzigſten Chaſſeur-Regiment. Durch ſeine Fähigkeiten ſchwang er ſich in Kurzem zum Poſten eines Unterlieutenants bei demſelben empor, in welcher Eigenſchaft er unter der Armee der weſtlichen Pyrenäen diente. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten, ſich bemerkbar zu machen, ja ſelbſt vortheilhaft auszuzeichnen, und ſo gewann er gar bald die Meinung für ſich, daß er ein ſehr geſchickter Cavallerie-Offizier ſey, und durch Muth und Thätigkeit einſt nützlich werden könne. Er gelangte durch ſeinen Eifer zur Stelle eines Brigade-Chefs, und hatte die volle Achtung der Mannſchaft, ja ſein Ruf war allmählig ſo wohl gegründet worden, daß Bonaparte, als er im Jahre 1796 das Kommando der Armee gegen Italien übernahm, Mürat zu ſeinem Adjutanten erwählte.

Dieſer ehrenden Wahl ſuchte Mürat thätigſt zu entſprechen. Schon am Tage von Dego, 14. April 1796, that er ſich durch Eifer und Unerſchrockenheit hervor, und acht Tage ſpäter, bei Ceva und Mandovi, erntete er ſchmeichelhafte Lobſprüche ſeines Generals.

In den Affairen bei Targole, Roveredo und Trient leitete er die franzöſiſchen Bataillons; in dem Gefechte von Foi erſtürmte er die Verſchanzungen; bei dem Übergange über den Mincio führte er zu-

gleich mit Gardanne die Grenadiere; bei dem Übergange über den Laviſio und die Etſch leiſtete Mürat nicht minder gute Dienſte. Bei der Belagerung von Mantua erhielt er Befehl, mit zweitauſend Mann den rechten Flügel des verſchanzten öſterreichiſchen Lagers zu der Zeit anzugreifen, da General Dallemagne ſich auf den linken warf, und Bataillons-Chef Andreoſſy mit fünf Kanonier-Schaluppen die Belagerten beſchäftigte, und ihnen einen falſchen Lärm erregte. Er vollführte ſeinen Auftrag genau, und zur Zufriedenheit des Obergenerals. Nach Mantua's Fall wurde durch den Frieden zu Campo Formio der Feldzug geſchloſſen. Mürat hatte während desſelben vorzüglich nur für die Ehre ſich bemüht, doch war er in ein engeres Verhältniß mit Bonaparte getreten, und ſchloß ſich von dieſer Zeit an immer genauer an denſelben an; auch war es mit aller Schlauheit berechnet, daß er deſſen Intereſſe fortan ſo viel möglich auch zu dem ſeinigen machte.

Nach dem Frieden von Campo Formio wurde er ins Veltlin geſandt, um die nöthige Ruhe herzuſtellen, und die Gemüther für Frankreich zu gewinnen. Er hatte zu dem Ende eine ziemlich ausgedehnte Gewalt erhalten, und die franzöſiſchen Blätter rühmten, daß er ſich derſelben auf eine ganz zweckmäßige, für das Land möglichſt ſchonende Weiſe bedient habe, welche Erklärung jedoch nur in dem Geiſte der damaligen franzöſiſchen Republik genommen werden

dürfte. Im Februar 1798 reiste er nach Raſtadt, wo er Bonaparte anmelden ſollte. Im März deſſelben Jahres wurde er nach Rom beordert, wo er unter Berthier kommandirte, und den Auftrag erhielt, einige Inſurgentenhaufen in den Umgegenden Roms zu zerſtreuen und zur Ruhe zu bringen. Er kam dieſem Befehle mit aller Strenge nach, und insbeſondere ſtürmte er gegen die Geiſtlichkeit, ließ dieſelbe mißhandeln, viele Mönche und mehrere Prälaten in Verhaft nehmen.

Als Bonaparte auf Befehl der franzöſiſchen Regierung ſich reiſefertig machte, zur Züchtigung Englands, wie es hieß, eine Kolonie in den Gegenden anzulegen, welche die Gewäſſer des Nils durchſtrömen, war auch Brigade-General Mürat unter der Zahl derjenigen, welche zur Theilnahme an dieſem Unternehmen ſich einſtellten. In den Gefechten, welche während des Zuges in Egypten den Mamelukken geliefert wurden, ſoll er immer unter den Erſten gefochten, und ſich den größten Gefahren ausgeſetzt haben. Als einige arabiſche Stämme, und zwar die von Darné, welche das Dorf Sombat bewohnten, aus Überdruß über die ungebetenen und ziemlich ungeſtümen Gäſte ein franzöſiſches Detaſchement, welches aus der Hälfte der dreizehnten Halbbrigade, und der Hälfte des achtzehnten Dragoner-Regiments beſtand, ermordeten, half Mürat die Rache an den Undankbaren vollführen; das Dorf wurde von allen

Seiten angegriffen und in Brand geſteckt, insbeſondere aber von Mürat ein Theil der Rebellen bei Mit-Comer angegriffen und niedergehauen, wer entkam, mußte das Land räumen.

Gegen Araber, welche ſich im Dorfe Dondé verſchanzt hatten, und die, rings von Überſchwemmungen umgeben, ſich ziemlich ſicher halten konnten, nun Streifereien längs des Nils zu wagen, wurde Mürat gemeinſchaftlich mit Lanuſſe beordert, die Räuber zu züchtigen. Der Angriff wurde unternommen, die Araber flüchteten; doch hatten die Franzoſen bis an den Gürtel im Waſſer waten müſſen. Sie rühmten ſich, dabei eine beträchtliche Beute gemacht zu haben, indem ſie den Arabern Kamehle, Kriegsgeräthe und alles Vieh abnahmen. Zweihundert Mann von den Arabern waren theils getödtet, theils gefangen worden.

Bei dem Zuge Bonaparte's nach Syrien, im Februar 1799, befehligte Mürat neunhundert Mann Cavallerie, mit welchen er in dem Gefechte bei Gaza im Angeſichte des Feindes über verſchiedene Flüſſe ſetzte. Er ordnete verſchiedene Manövres, die ſo glücklich ausgeführt wurden, daß der Ubergang mit der größten Sicherheit bewirkt werden konnte. In dem Gefechte bei Kakun entfaltete er die Cavallerie im Centrum mit vieler Geſchicklichkeit und trug dadurch zum Erringen des Sieges ſehr viel bei. Dann bemächtigte er ſich Saffets, des alten Bethulia; allein

der Feind, deſſen Zahl ſich außerordentlich vermehrt hatte, drang bis Saffet vor, und wagte es, die Belagerung dieſes Ortes zu unternehmen. Mürat zog ihm entgegen, nahm die Magazine von Tabarié weg, und erreichte die ihm entgegenſtehende feindliche Kolonne, griff ſie raſch an und trieb ſie in die Flucht, auch bemächtigte er ſich ihres Gepäckes. Nach einigen Tagen wurde er von Tabarié ſelbſt Meiſter.

Bei ſeiner Rückkehr nach Cairo im Sommer 1799 zerſtreute er verſchiedene Zuſammenrottungen der Araber am See Natron. Er erhielt darauf die Weiſung, bei den Pyramiden von Gizeh zu Bonaparte zu ſtoßen, welcher die Abſicht hatte, ſich den feindlichen Unternehmungen von hundert türkiſchen Segeln zu widerſetzen, welche bei Abukir geankert, und ſich ſchon des Forts gleichen Namens bemächtigt hatten. Mürat führte das Kommando über einen Theil der Avantgarde, und erhielt den Auftrag, ein Dorf mitten in einer der gefährlichſten Poſitionen hinwegzunehmen. Die Türken vertheidigten ſich mit dem größten Muthe, wurden aber mit überlegener Energie angegriffen. Mürat zeigte bei dieſer Gelegenheit das ausgezeichnete Talent eines Feldherrn und Soldaten zugleich. Es war der Reiterei vorbehalten, den vornehmſten Ruhm dieſes Tages zu ernten: ſie richtete den Angriff auf den linken feindlichen Flügel, und machte eine ſo glückliche Wendung ge-

gen den rechten, daß ſie den Feind überraſchte, und ein ſchreckliches Blutbad unter demſelben anrichtete. Im heftigſten Gefechte wurde Mürat verwundet; allein der Sieg hatte ſich bereits für die Franzoſen erklärt. Bonaparte ſchritt für ihn um den Poſten eines Diviſions-Generals ein, und ſagte bei dieſer Gelegenheit: »Seine Kavallerie-Brigade hat das Unmögliche geleiſtet; dem General Mürat hat man hauptſächlich den Gewinn dieſer Schlacht zu verdanken.« Er wurde wirklich zum Diviſions-General erhoben, und hatte durch ſeine bisherigen Manövres einen ſo ausgezeichneten Ruhm als General der Kavallerie erworben, daß ihm in den ſpätern Kriegen faſt immer der Oberbefehl über die Reiterei übertragen wurde.

Als Bonaparte ſich zur Rückkehr aus Egypten anſchickte, war Mürat unter der Zahl derjenigen, die ihn begleiteten. Er hatte großen Antheil an der Revolution vom 18. Brümaire, durch welche die Regierungsform in Frankreich verändert und Bonaparten die oberſte Gewalt in die Hände geſpielt wurde. Mürat kommandirte an dieſem merkwürdigen Tage in dem Pallaſte des Rathes der Fünfhundert, und wußte die Verſammlung zu verſprengen. Im nächſten Februar wurde er durch einen Beſchluß der Räthe zum Kommandanten der Garde ernannt.

In dem öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriege vom Jahre 1800 drang Mürat an der Spitze der Rei-

terei mit Gewalt in Verceil ein, hob eine Hauptwache von fünfzig Mann nebſt den Magazinen auf, und drängte an der Seſia tauſend Mann Kavallerie durch Überlegenheit zurück. Hierauf erhielt er Befehl, über den Teſin bei Valeggio zu gehen. Er ſtellte mit Tages Anbruch einen Theil ſeiner Truppen vor Galiate auf, welches von den Öſterreichern durch zwei Mörſer und drei Kanonen vertheidigt wurde. Ein fürchterliches Kartätſchenfeuer erhielt ihn in Reſpekt, bis auch er ſeine Artillerie aufführen, und mit gleicher Lebhaftigkeit antworten konnte. Es gelang ihm durch eine Diviſion der ſiebenzigſten Brigade die Barken wegzunehmen, welche ſich auf dem Arme des Teſin fanden. Die Soldaten mußten die Kähne auf den Schultern hinwegtragen. Endlich nahmen die Grenadiere, bis an die Bruſt im Waſſer ſtehend, eine Inſel von Holz ein, von welcher ein ſehr vortheilhaftes Musketenfeuer gemacht werden konnte. Unter dem Schutze dieſes Feuers und mittelſt zweier Barken erzwang er endlich den Übergang, und nöthigte die öſterreichiſche Artillerie, nach der rühmlichſten Gegenwehr, ſich zurückzuziehen. Mehrere kleine Kähne, an das entgegengeſetzte Ufer zurückgebracht, erleichterten noch einem Bataillon den Übergang, welches ſogleich, mitten durch das kleine Geſträuch vordringend, die daſelbſt aufgeſtellte Reiterei angriff, und den Übergang ſchützte. Die Brücke von Turbigo wurde genommen, und mit dem einbrechenden Abend

ward das Dorf mit dem Bajonette erſtürmt. Mürat warf ſich hierauf auf Boſſarolo, und ſtellte die zerſtörte fliegende Brücke wieder her. Die Diviſion, welche er anführte, war die erſte, welche vor den Thoren von Mailand ankam; der Magiſtrat ließ ihm die Schlüſſel der Stadt überreichen, und Mürat umringte ſogleich die Citadelle.

Aus Mailand zog die franzöſiſche Armee nach Placentia, welches mit ſtürmender Hand angegriffen wurde. Die Brücke ward durch eine zahlreiche Artillerie vertheidigt; Mürat nahm den Brückenkopf ein. Hierauf ſchritt er bei Nocetto über den Po, und bemächtigte ſich Placentias ſelbſt, wo ſich ungemein viele Magazine vorfanden. Vergebens verſuchte zwei Tage ſpäter eine Abtheilung öſterreichiſcher Truppen, ſich Placentias wieder zu bemeiſtern, ein beträchtliches Korps wurde zu Gefangenen gemacht.

Nun drangen die Franzoſen mit Übermacht vor. Am 14. Juni kam es bei Marengo zu der blutigen Schlacht, welche von dieſem Dorfe den Namen führt, und in den Jahrbüchern der Menſchheit ewig denkwürdig ſeyn wird. Mürat befehligte dabei einen Theil der Kavallerie. Öſterreicher und Franzoſen thaten Wunder der Tapferkeit; lange wankte der Sieg, und endlich ſchien er ſich auf die Seite der Öſterreicher zu neigen, als durch Deſaix Ankunft das Schickſal der Schlacht entſchieden wurde. Mürat war, nachdem das Dorf Marengo genommen worden, auf eines

halben Kanonenſchuſſes Weite in die Ebene vorgedrungen, beunruhigte das Centrum der Oſterreicher, folgte ſeiner Bewegung, und ſtritt mit einem Korps Kavallerie, dem er jedoch nicht den ärgſten Abbruch thun konnte, da er, dem Feuer von mehreren Kanonen ausgeſetzt, nur äußerſt behutſam zu Werke gehen konnte. Sein Adjutant Beaumont wurde bei dieſem Treffen mit Auszeichnung erwähnt. Dieſer Offizier hatte ſich ſchon früher, vorzüglich in Egypten, und am meiſten in der berühmten Schlacht bei Abukir ausgezeichnet; die Tapferkeit, welche er hier bewies, verſchaffte ihm den Poſten eines Eskadrons-Chefs. Die franzöſiſche Regierung bewies jedoch, daß ſie auch Mürats Bemühnngen bei Marengo anerkenne, indem ſie ihm einen Ehrenſäbel überreichen ließ, worauf die Worte ſtanden: »Schlacht bei Marengo, befehligt vom erſten Conſul. Überreicht von der Regierung dem General Mürat.« Dieſe Auszeichnung kann jedoch um ſo weniger auffallen, da eben dieſer erſte Conſul dem General Mürat bereits verpflichtet, und überdieß mit demſelben auf einem ziemlich vertrauten Fuße war.

Um das Band, welches Zufall und gemeinſchaftliches Intereſſe zwiſchen dieſen beiden bereits geknüpft hatte, noch enger zu verſchlingen, und die perſönliche Theilnahme an den wechſelſeitigen Schickſalen vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, vermählte ſich Mürat im Jahre 1800 mit der jüngſten Schwe-

ſter Bonaparte's, Maria Annonciade Carolina (geboren 1782), und wußte ſich als Schwager des oberſten franzöſiſchen Gewalthabers zu ſeinem Vortheile zu behaupten. Dabei war er das treueſte und ſicherſte Werkzeug des erſten Conſuls, und die günſtigen Verhältniſſe, in welche er dadurch gelangte, waren nicht ſowohl eine Folge der Großmuth oder Freundſchaft Bonaparte's, welche beide Tugenden dieſem ganz fremd ſind, als ein wohlberechneter Hebel zur Realiſirung der weitausſehenden Plane des franzöſiſchen Dictators.

Die nächſte Beſtimmung Mürats war wieder nach Italien. Die Italiener hatten das Republikaniſiren der Franzoſen ſatt bekommen, und haßten dieſe aus ganzer Seele. In Piemont, Toskana, Livorno regte ſich der Aufſtand, Neapel griff zu den Waffen. Mürat eilte mit dem bei Dijon verſammelten Truppenkorps zur Unterſtützung Brüne's nach Italien, und erhielt am 16. Jänner 1801 Befehl, das Großherzogthum Toskana und Ankona zu beſetzen. Ohne Widerſtand zu finden rückte er in Toskana's Städte ein, beruhigte den päpſtlichen Stuhl, und forderte den General Damas auf, die Engelsburg und den Kirchenſtaat zu räumen. Damas antwortete unterm 22. Jänner, er müſſe erſt die Befehle ſeines Hofes erwarten. Mürat aber überſchickte ihm unterm 25. Jänner folgende dictatoriſche Replik: »Herr General! Ich habe Ihr Schreiben von Vi-

terbo empfangen. Die franzöſiſche Regierung hat Ihnen vor ungefähr einem Monat erklärt, daß nur durch Rußlands Theilnahme an Neapel der erſte Conſul ſich bewogen finde, die zahlreichen Beleidigungen, deren ſich Ihre Regierung gegen das franzöſiſche Volk ſchuldig gemacht hat, zu vergeſſen. Nach dieſer Eröffnung durften wir hoffen, daß Sie ruhiger Zuſchauer eines Kampfes bleiben würden, bei welchem Sie nur von geringem Gewicht ſeyn konnten. Indeſſen hat der König von Neapel, zum zehnten Male vergeſſend, was die wahre Politik und die Großmuth der franzöſiſchen Regierung von ihm forderten, ſeine Truppen in Toskana einrücken laſſen, wo ſie ſich von General Miollis ſchlagen ließen. Allein der Krieg zieht ſo viel Unglück nach ſich, daß die franzöſiſche Regierung alle Mittel ſucht, ihn zu vermeiden. Räumen Sie die Staaten des Papſtes und die Engelsburg; hören Sie auf, ſich auf den Einfluß einer Macht, die Sie nicht mehr ſchützen ſoll, zu berufen. Sperren Sie die Häfen von Sicilien und Neapel den engliſchen Schiffen, und legen Sie auf alle Fahrzeuge dieſer Nation, die von allen Punkten des feſten Landes zu vertreiben endlich Zeit iſt, Beſchlag.«

Da auf dieſes Schreiben keine befriedigende Antwort erfolgte, ließ General Mürat zwei Kolonnen nach Foligno und Perugia am 29. Jänner aufbrechen; während Miollis Florenz, Livorno und

Lucca beſetzte, alles öſterreichiſche, engliſche, neapolitaniſche und türkiſche Eigenthum daſelbſt ſequeſtrirte, und größtentheils verkaufen ließ, überdieß aber von jenen in Toskana, welche nicht franzöſiſch geſinnt waren, ein gezwungenes Anlehen von hunderttauſend Scudi eintrieb. Nun mußte ſich die neapolitaniſche Armee eiligſt auf ihr Gebiet zurückziehen; die franzöſiſche folgte ihr, und ſtand am 9. Februar ſchon an der Gränze des Königreichs; Mürats Hauptquartier war in Foligno. Hier ſchloß er am 18. Februar einen Waffenſtillſtand auf dreißig Tage, welchem am 28. März der Friede, zu Florenz unterzeichnet, folgte. Es ſtand uns frei, rühmte Mürat nachher in Paris, dieſen hartnäckigen Feind aus der Reihe der europäiſchen Mächte auszutilgen: »jede andere Macht hätte dieſes vielleicht gethan, aber die Regierung der Republik war ſtark genug, um ſelbſt eine gerechte Rache fahren zu laſſen. Der Traktat mit Neapel iſt ein Denkmal der Großmuth und Mäßigung, man findet hier nichts als Uneigennützigkeit und Edelmuth.«

In dieſer Angelegenheit, da Mürat zum erſten Male als Repräſentant der Nation, welcher er angehörte, handelte und ſprach, beſtätigte er alſo vollkommen, daß er ganz in den Geiſt und Ton der franzöſiſchen Republik, oder vielmehr ihres Conſuls, ſeines Leitſterns und Gefährten, eingedrungen ſey, nur ſprach er zu laut, als daß die Abſicht, alle Reiche

Italiens entweder mittelbar oder unmittelbar unter den Willen Frankreichs zu beugen, hätte verborgen bleiben können. Er ſorgte auch thätig dafür, daß Neapel nicht zur vollen Freiheit gelange. Schon der Eingang des Waffenſtillſtands-Traktats, welchen er mit Damas ſchloß, zeigte, daß nur die augenblicklichen Verhältniſſe eine ſcheinbare Ausgleichung geboten; denn der Traktat begann: »Durchdrungen von den Beweiſen des Wohlwollens, welche Seine ruſſiſche Majeſtät gegen den Hof von Neapel ſtets fortſetzte, entſchloſſen, den Kriegsübeln ein Ende zu machen, ſind Mürat und Damas übereingekommen u. ſ. w.« Wirklich waren Ruſſen in der Hauptſtadt, und ein ruſſiſcher Geſandter eben-angelangt, den Frieden zu betreiben; daß Neapel noch ziemlich geſchont wurde, war keineswegs Uneigennützigkeit und Großmuth, wie Mürat ausspoſaunte; und überdieß war es eine geheime Bedingung des Friedens, daß zwölftauſend Franzoſen unter Soult die Halbinſel Otranto bis zum Ausfluſſe des Bradano, und viertauſend die nördliche Hälfte der Provinz Abruzzo bis an den Sangrofluß beſetzten, welche Neapel fortan unterhalten mußte.

Als es gleich nach dieſen Ereigniſſen der franzöſiſchen Regierung gefiel, den Infanten Ludwig von Spanien, einen Bourbon, auf den Thron von Toskana, unter dem Titel eines Königs von Etrurien, zu ſetzen, in der Vorausſetzung nämlich: »daß er

nie vergeſſen werde, daß er dieſen Thron der Freundſchaft Frankreichs verdanke,« wurde General Mürat beſtimmt, die Einſetzung zu bewerkſtelligen. Mürat kündigte den Bewohnern Toskana's ihr Glück an, und ließ es nicht an ernſtlichen Aufforderungen ermangeln, ihrem neuen Souverän Treue und Gehorſam zu leiſten. Weil aber die bisher ausgeſchriebenen Steuern zu langſam eingingen, legte er Toskana eine neue Kontribution von zwei Millionen Franken auf, welche in fünf und zwanzig Tagen gezahlt werden mußte; zugleich kündigte er dem neuen Königreiche an, daß es, vom 22. März 1801 angefangen, die franzöſiſchen Truppen in Toskana, deren Zahl über zwanzigtauſend Mann ſeyn mochte, ganz auf Koſten der Regierung von Toskana beſoldet und unterhalten werden ſollten. Der Unwille der Toskaner hierüber äußerte ſich laut; das franzöſiſche Militär wurde gehöhnt, und am 12. April in Florenz ſogar mit Steinen geworfen. Mürat ſchritt zu Arretirungen, aber ſie fruchteten wenig, nur mit Mühe konnte er durch die Übermacht des Militärs den Schein der äußern Ordnung erhalten. Als am 28. Juli die Proclamation des neuen Königs erfolgte, ließ auch Mürat einen Aufruf ergehen, welcher an den Toskanern die ausgezeichnete Ergebenheit gegen die monarchiſche Regierungsverfaſſung rühmte, und mit den Worten ſchloß: »Toskaner! Ihr müßt in den Franzoſen ein Volk von Freunden ſehen, das bei

den fremden Völkern die monarchiſchen Grundſätze eben ſo gut zu ehren weiß, wie es daheim den republikaniſchen feſt zugethan iſt.« Als endlich am 12. Auguſt der König und die Königin den Einzug zu Florenz hielten, wußte Mürat es einzuleiten, daß der Moniteur einigen Grund erhielt zu verkünden, das Volk habe jubelnd ausgerufen: Es lebe die franzöſiſche Armee!

Als ſeine Geſchäfte in Etrurien als beendigt angeſehen werden konnten, wurde er in die cisalpiniſche Republik, deren Angelegenheiten erſt geordnet werden ſollten, beſtimmt. Während der franzöſiſche Miniſter Petiet die Befehle ſeiner Regierung in der Conſulta dictirte, und auch in andern Zweigen der Geſetzgebung ſeine Meinung mit Nachdruck durchzuſetzen ſuchte, die übrigen achtungswürdigſten Mitglieder der Conſulta aber nur verlachte, war Mürat darauf bedacht, von militäriſcher Seite deſſen Wirkſamkeit zu unterſtützen, und faſt mit Eigenſinn das Volk zu tyranniſiren. Am 24. October 1801 befahl er in Mailand, ein Lieblingsſtück des Publikums nicht ferner auf die Bühne zu bringen, weil er Anſpielungen auf die franzöſiſche Nation darin zu entdecken meinte. Das Publikum gab über dieſen Befehl ſeine Unzufriedenheit laut zu erkennen. Doch hundert franzöſiſche Grenadiere rückten in das Theater, und es kam zwiſchen dieſen und der cisalpiniſchen Nationalgarde, welche eigentlich die Wache

hatte, beinahe zu einem Scharmützel. Sogleich am 25. October erließ Mürat den Befehl, die ganze Nationalgarde aufzulöſen, und alle Waffen derſelben abzuliefern. Die Garde in Bologna widerſetzte ſich der Waffenablieferung, riß alle Proklamen ab, und fiel ſogar einzelne Franzoſen an; aber bald rückten franzöſiſche Truppen als Execution ein, und zwangen alles mit eiſerner Gewalt unter den Willen des Obergenerals Mürat, der lange ſchon auf eine Gelegenheit gewartet hatte, die erbitterten Ciſalpiner zu entwaffnen. Da in der Folge Bonaparte eine Deputation des ganzen ciſalpiniſchen Volkes nach Lyon berief, um über die künftige Verfaſſung der Republik zu berathſchlagen, erhielt Mürat Befehl, ſich ebenfalls in Lyon einzufinden, und Theilnehmer der Beſchlüſſe zu werden. Er traf daher gegen Ende des Jahres 1801 in Lyon ein, und es iſt nicht zu zweifeln, daß er möglichſt beigetragen habe, der Abſicht dieſes Rufes zu entſprechen. Nachdem unter Bonaparte's Präſidium die neuen Obrigkeiten für den nunmehr unter dem Namen der italieniſchen Republik conſtituirten neuen Staat ernannt worden waren, erhielt Mürat die Beſtimmung, dieſelben förmlich einzuſetzen, welches er im Februar 1802 bewirkte. Manche Stürme, ja ſogar einige blutige Auftritte mußte er ſich gefallen laſſen, doch gelang es ihm durch ſeine bisher gezeigte Verfah-

rungsart ſo ziemlich, den Willen der franzöſiſchen Regierung durchzuſetzen.

Im Jahre 1803, als die Reinigung des geſetzgebenden Korps in Paris erfolgte, und Bonaparte überhaupt alles, was ſeinen Entwürfen entgegen ſchien, zu entfernen, dagegen aber Männer, die ihm einzig ergeben waren, und auf welche er vollkommen rechnen konnte, in alle Stellen einzubringen ſuchte, trat Mürat in das geſetzgebende Korps; und bei erfolgter Errichtung des Ordens der Ehrenlegion wurde er Mitglied deſſelben. Als Bonaparte's Plane zur Reife gelangt waren, erhielt Mürat das Kommando der Stadt Paris, mit dem Titel eines Gouverneurs derſelben, und wirklich konnte der Machthaber durch keine andern Hände der Hauptſtadt ſich mehr verſichern.

Durch die Veränderung der Regierungsform in Frankreich, und die Ernennung des erſten Conſuls zum erblichen Kaiſer der Franzoſen, trat Mürat in die Reihe der erſten Perſonen des Reiches. Durch das Dekret vom 19. Mai 1804 wurde er zu einem der Marſchälle des Reiches erhoben; als Schwager Bonaparte's hatte er noch größere Hoffnungen. Bei der vollkommenen Organiſirung der Ehrenlegion erſchien er als einer der ſechzehn Kohorten-Chefs mit der Reſidenz zu Saint-Mairant in Poitou. Am 1. Februar 1805 wurde er zum Reichs-Großadmiral ernannt, und dadurch zum franzöſiſchen Prinzen er-

hoben; zugleich wurde er mit dem groſsen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, und erhielt die preußiſchen und baieriſchen Orden.

Als im September desſelben Jahres der Krieg mit Öſterreich begann, kommandirte Mürat ein franzöſiſches Armeekorps. Er hatte zuerſt die ſüdlichſte Stellung mit demſelben; es beſtand vorzüglich aus Reiterei, an deren Spitze er ſich ſchon oft bewährt hatte. Da Bonaparte den Plan gefaßt hatte, den bei Ulm gelagerten General Mack zu umgehen, vereinigte ſich Mürat am 6. October mit den Kolonnen der Generale Lannes, Soult und Ney bei Nördlingen. In dem Gefechte bei Ulm am 15. October hatte Mürat nur die übrigen Korps zu decken. Als aber die Nachricht in das franzöſiſche Lager gelangte, daß Erzherzog Ferdinand mit einem Theile der Armee aus Ulm abgezogen ſey, wurde Mürat ſo wie Lannes befehligt, demſelben zu folgen, und deſſen Truppen, wo möglich aufzureiben. Am 16. October traf Mürat auf das Wernekſche Korps; die Kavallerie rettete ſich zum Erzherzog, und dem General Wernek blieben nur 1500 Mann Infanterie, mit welchen er eine ſchreckliche Nacht in den Schluchten von Trochtelfingen hinbrachte, am andern Morgen aber, von einem viermal ſtärkern Feind eingeſchloſſen, ſich ergeben mußte.

Nun dachte Mürat darauf dem Erzherzoge ſelbſt zu folgen; er eilte an der Spitze von vier auserleſe-

nen Kavallerie-Regimentern an Nürnberg vorbei auf der Straße nach Eſchenau; jenſeits Heroldsberg, nahe bei Eſchenau, holte er die Öſterreicher ein, und es kam zu einem hartnäckigen Gefechte. Es war nur daran zu denken, den Zug zu ſchirmen, welches auch gelang; die öſterreichiſchen Truppen retteten ſich nach Böhmen. Mürat blieb in Eſchenau zurück, ſeine Truppen waren von Albeck her faſt immer zu Pferde geweſen, zum Theil ohne Lebensmittel und Nachtruhe geblieben, und ein fürchterliches Regenwetter hielt die ganze Zeit über an. Den 21. October ging er nach Nürnberg zurück, blieb hier die Nacht und den folgenden Tag, um auszuruhen, und zog am 23. October wieder nach der Donau hinab über Neumarkt nach Baiern.

Nachdem die ſämmtlichen franzöſiſchen Korps an der öſterreichiſchen Gränze ſich geſammelt hatten, ging Mürat am 28. October über den Inn, am 31. rückte er in Lambach ein, wo er eine Abtheilung Ruſſen warf, und am 1. November beſetzte er Wels und Linz. Er ging in der geradeſten Richtung auf Wien zu, und traf am 11. November in Hütteldorf ein. Daſelbſt erſchienen Deputirte, aus deren Händen er die Schlüſſel der Hauptſtadt empfing. Er zog einige Diviſionen der Armee zur Verſtärkung an ſich, und zog am 13. November um eilf Uhr Morgens an der Spitze ſeines Korps friedlich in Wien ein. Ohne in der Stadt zu verweilen, begab er ſich nach der Do-

naubrücke, und erhielt durch eine Liſt die freie Paſſage über dieſelbe. Mürat ſetzte ſogleich den Ruſſen auf dem linken Donauufer nach, die eine Verfolgung nicht gewärtigten. Die Affaire bei Hollabrunn am 16. und 17. November erfolgte, in welcher Mürat mit ſeiner Kavallerie öfters geworfen worden war, und durch welche es dem Korps des Bangration gelang, ſich glücklich mit der ruſſiſchen Armee zu vereinigen. Inzwiſchen rückten die Franzoſen mit geſammter Macht vor, und Mürat zog am 18. November in Brünn ein. Er rückte über Brünn hinaus, mußte aber in dem Gefechte am 26. November weichen, und zog ſich am 28. in der Nacht ganz auf Brünn zurück. In der Schlacht bei Auſterlitz, deren Erfolg bekannt iſt, kommandirte Mürat die Reiterei mit dem ihm meiſtens dienſtbaren Glücke.

Nach dem Frieden kehrte er nach Paris zurück. Bonaparte fand, daß ſein Schwager ſowohl für ausgezeichnete Dienſte, als für ſeine nie wankende Anhänglichkeit und Treue einen Beweis der Dankbarkeit verdiene, der den kraftvollen und unternehmenden Mann wieder zu neuen Dienſten verpflichten, und ſeine glänzende Exiſtenz mit der fortdauernden Macht und Hoheit desjenigen, der ſie geſchaffen hatte, auf das genaueſte verbinden könne. Es wurde daher zu Gunſten ſeiner in dem mit Preußen am 25. December 1805 geſchloſſenen Traktate die Abtretung des dießſeitigen Herzogthums Cleve an Frankreich ſtipu-

lirt, welches auch bereits am 15. März 1806 der Brigadegeneral Beaumont, Mürats Adjutant, in Beſitz nahm. Mit dem Cleve'ſchen war zugleich nach einer Übereinkunft mit dem Könige von Baiern das Schickſal des Herzogthums Berg entſchieden, welches am 23. März 1806 der General Dupont in Beſitz genommen hatte. Durch eine Proklamation Bonaparte's vom 25. März desſelben Jahres wurden die Herzogthümer Cleve und Berg, zuſammen von dreimalhundert fünfzig tauſend Einwohnern mit voller Souveränität dem Prinzen Joachim Mürat und ſeinen natürlichen geſetzmäßigen Erben männlichen Stammes übergeben, die Erbfolge in dieſen Ländern beſtimmt, und zugleich dem Prinzen und ſeiner Nachkommenſchaft die Würde eines Großadmirals von Frankreich e r b l i c h ertheilt. Und ſo hatte der Mann, welcher in Italien einzig dem Republikanismus leben wollte, durch die That ſich für die monarchiſche Regierungsform erklärt; es kann nicht ſchwer ſeyn zu entſcheiden, welche von beiden Formen ihm die werthere ſey. Inzwiſchen hatte der Erzkanzler des franzöſiſchen Reiches in der Rede, die er am 31. März an den Senat hielt, die eigentliche Tendenz dieſes Ereigniſſes ziemlich deutlich ausgeſprochen, indem er erklarte, dem Prinzen Mürat ſey die Bewahrung eines ſehr wichtigen Theiles der Gränzen des Reiches übertragen worden; ſie habe keinen würdigeren Händen anvertraut werden können.

Mit feierlicher Pracht wurde der neue Fürſt am 25. März in ſeine Reſidenz Düſſeldorf geführt; am 8. April hielt er ſeinen feſtlichen Einzug in Weſel. Schnell wurde die neue Organiſation des Landes betrieben, doch behielt der neue Herrſcher mit ſchlauer Vorſicht die ehemaligen Landſtände bei. Es wurde für das ganze Herzogthum Cleve ein General-Einnehmer ernannt, nothwendig die erſte und wichtigſte Einrichtung! Auf Papier und Spielkarten wurden die neuen Stämpel gedruckt, und die Güter des Malthesſer- und deutſchen Ordens im Herzogthume wurden ſequeſtrirt, damit die Einkünfte, den Zeiten angemeſſener, zu andern Zwecken verwendet werden könnten. Zwar entfernte nach der gemachten perſönlichen Bekanntſchaft mit den neuen Unterthanen der Herzog Joachim Mürat ſich bald wieder; aber man ſollte ſagen, daß er auch im Gewühle kriegeriſcher Entwürfe der Pflichten des Fürſten gedenke, die ihm jetzt oblagen. Es wurde daher eine Deputation vom Handelsſtande aus beiden Herzogthümern nach Paris berufen, um über die Mittel, wodurch Handel und Fabriken noch mehr könnten begünſtigt und gehoben werden, näher zu unterſuchen. Nicht ſo gefällig war der neue Herzog gegen die alten Poſtrechte des Fürſten von Thurn und Taxis; ſämmtliche Poſten wurden nicht nur in Cleve und Berg, ſondern auch im Naſſau-Uſingenſchen in Beſitz genommen; der Herzog ſchien auch außer ſeinen

Staaten in die Stelle des ehemaligen Reichspoſtmeiſters treten zu ſollen. — Wohl freute ſich das Land der nachbarlichen Verbindung mit Frankreich, wobei beſonders der Handelſtand und Fabrikinhaber zu gewinnen hoffte; aber allgemein drückend ward auch die militäriſche Conſcription gefühlt, welche nach franzöſiſchem Syſteme gar bald dießſeits des Rheins eingeführt wurde.

Nicht lange währte es, ſo gerieth Mürat mit Preußen über Gränzberichtigungen in Streit. Es handelte ſich um die Beſitznahme von Eſſen, Elten und Werden. Franzöſiſche und preußiſche Truppen ſtanden, oft als Beſatzung in einem und demſelben Orte; General Blücher wollte ſeines Monarchen Ehre nicht beleidigen laſſen, und gab das blutige Vorſpiel im Kleinen zu dem ſchrecklich blutigen Trauerſpiele, worin ſich die immer feindlicher werdende Spannung auflöste. Während deſſen wurden die Herzogthümer in ſechs Bezirke eingetheilt, und um das Ganze nach einem feſten Intereſſe der einzelnen Provinzen zu ordnen, berief Mürat durch ein Edikt vom 22. Auguſt die Stände ſämmtlicher das Herzogthum bildender Länder auf den 1. September nach Düſſeldorf, wo der allgemeine Landtag unter Mürats Vorſitz eröffnet wurde.

Inzwiſchen war jedoch ſchon die Akte des rheiniſchen Bundes am 12. Juli zu Stande gekommen, und am 19. Juli zu St. Cloud ratificirt worden.

Der Herzog von Cleve und Berg war ein weſent= liches Mitglied dieſes Bundes, und nahm den Titel eines Großherzogs an.

Als der franzöſiſch=preußiſche Krieg im Herbſt des Jahres 1806 ausbrach, ging Mürat, ohne den Landtag in ſeinem Großherzogthume perſönlich zu be= endigen, zur Armee, und übernahm das Komman= do der franzöſiſchen Kavallerie. Den 8. October ging er mit ſeinem Korps über Bamberg und Kronach auf Gera zu, und bewerkſtelligte vor allem den Über= gang über die Saale bei Saalburg, wobei es zu ei= nem bedeutenden Gefechte kam. Mürat warf jedoch die Preußen durch eine überlegene Truppenzahl. Hier= auf griff er in Gemeinſchaft mit Bernadotte den Ge= neral Tauenzien bei Schleitz an, deſſen Truppe, un= gefähr neuntauſend Mann ſtark, bereits umgangen war. Tauenzien ſchlug ſich mit großer Bravour durch die Franzoſen durch, doch mußte er ſeine Bagage in ihren Händen laſſen. Nun rückte Mürat über Zeitz vor, und ſandte Streifkorps bis nach Leipzig und Halle. Bonaparte fand eine Hauptſchlacht zu liefern, in welcher, am 14. October bei Jena, Mürat den Sieg entſchied. Er verfolgte in Verbindung mit Ney die fliehenden preußiſchen Kolonnen über Blanken= burg und Halberſtadt. Bei Prenzlau umſtellte er das Korps des Fürſten Hohenlohe, welches kapituliren mußte; darauf flankirte er das Blüchersche Korps, welches ſich ebenfalls ergab. Bei dem Vordringen in

Pohlen zog Mürat am 24. December gegen Naſilieſk, wo der ruſſiſche Oberfeldherr Graf Kamensky kommandirte. Kamensky wurde aus ſeiner ſichern Stellung getrieben, und erlitt einen ziemlich bedeutenden Verluſt. Während des Aufenthalts zu Warſchau erwirkte Mürat einer aus ſeinem Großherzogthume dahin gekommenen Handels-Deputation Gehör bei Bonaparte, und einige Handelsbegünſtigungen. Durch ein Dekret aus Warſchau vom 26. Jänner 1807 ordnete er das Penſionsſyſtem in ſeinen Staaten. Der Stadt Düſſeldorf wurde Freiheit von der höchſt drückenden Conſcription auf zehn Jahre zugeſichert, doch ſollte dieſe Freiheit mit einer jährlichen Summe erkauft werden.

Als mit Anfang Februars 1807 die geſammte franzöſiſche Armee ſich gegen die Ruſſen in Bewegung ſetzte, brach Mürat gegen Poſſenheim auf, wo er auf eine ruſſiſche Kolonne ſtieß. Es entſpann ſich ein ſehr hitziges Gefecht, welches jedoch mit dem Rückzuge der Ruſſen endete. Am 2. Februar vereinigte er ſich mit Soult und zog nach Allenſtein, wo ſich mehrere franzöſiſche Korps einfanden. Bonaparte ließ die bei Allenſtein aufgeſtellten Ruſſen angreifen; Mürat durchbrach das Centrum der Ruſſen, und warf die zur Deckung des ruſſiſchen Rückzuges in der Ebene poſtirten Koſaken-Pulks. Am 5. Februar erhielt er Befehl, die an der Alle befindliche ruſſiſche Arrieregarde unabläſſig zu verfolgen; noch an dem-

ſelben Tage traf er bei Watesdorf ein, und zwang nach einem heftigen Gefechte die Ruſſen zum eiligſten Rückzuge. Hierauf wandte er ſich nach Landsberg, ließ daſelbſt in dem ruſſiſchen Nachtrab einhauen, ſprengte zwei Regimenter, und nahm den größten Theil der Mannſchaft nebſt Fahnen und Kanonen gefangen. In der Schlacht bei Preußiſch-Eylau am 8. Februar führte Mürat mehrere der entſchloſſenſten Angriffe aus; und als er nicht den gewünſchten Erfolg fand, nahm er eilf Kavallerie-Regimenter zuſammen, und ſtürzte damit auf den Feind. Es gelang ihm zwar, zwei Linien ruſſiſcher Infanterie dadurch zu durchbrechen, allein alle Kavallerie-Manövres ſcheiterten.

Nach dem Tilſiter Frieden kehrte Mürat wieder nach Paris zurück. Den beſchwerlichen Finanzverlegenheiten, welche in ſeinem Großherzogthume eingetreten waren, wußte er dadurch abzuhelfen, daß er laut einer Erklärung ſeines General-Steuereinnehmers von dem im Jahre 1801 für Rechnung des Herzogthums Berg zu Frankfurt eröffneten Anlehen von 275,000 Gulden, eine Summe von 150,000 Gulden als Eigenthum des mit Frankreich und dem rheiniſchen Bunde im Kriege begriffenen Kurfürſten von Heſſen für confiscirt erklärte, und das Publikum warnen ließ, die dießfälligen Obligationen anzunehmen, indem weder das darin bemerkte Kapital, noch die Zinſen würden bezahlt werden.

Bonaparte hatte indeſſen ſeine Augen auf Spanien gerichtet, und war durch das unkluge Benehmen des ſchwachen Günſtlings Godoy, des Friedensfürſten, und die in der Herrſcher-Familie eingetretenen Mißverhältniſſe zu den Hoffnungen eines ſichern, wenn gleich unlauteren Triumphes* berechtiget. Mürat ſpielte dabei die Rolle des Unterhändlers, trug die ſpaniſchen Angelegenheiten Bonaparte vor, und correſpondirte mit dem ſpaniſchen Hofe, dem er zuletzt beinahe vorſchrieb, wie er ſich benehmen müßte, wenn Frankreichs Herrſcher Intereſſe an Spanien nehmen ſollte. Godoy, der zuerſt zu ſeiner und der Regierung Erhaltung franzöſiſchen Schutz geſucht hatte, wurde durch einen Aufſtand zu ſtürzen geſucht, und mußte, um die zu Madrid eingetretene faſt allgemeine Anarchie nur einigermaßen zu beſchränken, in das Gefängniß geworfen werden. Dieſen Zeitpunkt benützte Frankreich; Mürat erſchien mit franzöſiſchen Truppen in Madrid, und rettete den Friedensfürſten dadurch, daß er erklärte, er müſſe ſich desſelben verſichern, damit nicht das Volk zu gerechter Rache gereizt würde. Als Bonaparte zu Bayonne mit aller Schlauheit die königliche Familie zur Thronentſagung brachte, wurde Mürat zum Generallieutenant von Spanien, und zum Präſidenten der Regierungs-Junta zu Madrid ernannt, und erhielt in dieſen Eigenſchaften vorläufig bis zu den weitern Beſtimmungen über die künftige Regie-

rungsform die Verwaltung des Reiches. Er hatte es jedoch mit einer Nation zu thun, die ihre Rechte eifrig zu verfechten wußte, an allen Orten glimmte Aufruhr und Widerſtand, und die willkürlichſten Mittel der Gewalt, die er aufbot, gaben kein beruhigendes Reſultat. Als Bonaparte in Spanien ſelbſt an die Spitze der Truppen trat, ging Mürat, angeblich wegen Kränklichkeit, nach Paris zurück. Für ſeine Bemühungen wurde das Großherzogthum Cleve und Berg mit den Gebieten von Münſter, Lingen und Tecklenburg vergrößert.

Mürat erwarb ſich nun immer mehr und mehr Napoleons Liebe und Achtung, ſo zwar, daß er im Jahre 1808, da Napoleons Bruder Joſeph auf den ſpaniſchen Thron überſetzt ward, als Joachim Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt wurde. Die Beherrſchung Siciliens wurde ihm zwar nicht zu Theil, in Neapel aber, deſſen Regierung er wirklich antrat, traf er bald mehrere wichtige neue Einrichtungen. Ein neues Conſcriptions-Syſtem wurde eingeführt, die Stimmung des Volks durch verſchiedene, wohlberechnete Mittel gewonnen. Hierauf folgten große Veränderungen im Miniſterium und in der politiſchen Verfaſſung. Dieſe innere Ruhe wurde aber im Jahre 1809 durch mehrere Angriffe und Landungen engliſch-ſicilianiſcher Truppen unterbrochen. In Calabrien entſtand ein Aufruhr,

welcher aber bald verſchwinden mußte, weil die Engländer erklärten, daß ſie nicht geſonnen ſeyen, Räuberbanden zu unterſtützen. Sie verließen bald darauf Neapel, und die Ruhe wurde ſo hergeſtellt, daß König Joachim noch in dieſem Jahre einem Rufe Napoleons nach Paris Folge leiſten konnte. Nach ſeiner Rückkunft unternahm er im Mai 1810 mit Aufbietung vieler Kräfte eine Expedition gegen Sicilien, die aber der Seetaktik der Engländer, welche dieſe Inſel unter dem Oberbefehlshaber, General Stuart, und dem Admiral Martin klug und tapfer vertheidigten, ſo unterlag, daß König Joachim ſich genöthigt fand, die ganze Expedition im September des nämlichen Jahres durch einen an ſeine Soldaten erlaſſenen Tagsbefehl für verſchoben zu erklären — und aufzugeben.

Indeß dachte der König darauf, die unvollkommene neapolitaniſche Marine in einen beſſern Stand zu ſetzen, und auch einige Zweige der Landes-Adminiſtration und des Erziehungsweſens zu veredeln. Das erſtere war um ſo nöthiger, als Neapel ſchon im nächſtfolgenden Jahre (1811) durch Streifzüge der brittiſchen Seemacht, welche ſich auf das befeſtigte nahe Sicilien ſtützte, neuerdings ſehr beunruhigt wurde, und Joachim nur durch die äußerſte Thätigkeit ſein neues Reich zu beſchützen vermochte. Auch im folgenden Jahre 1812 machten die Engländer

verſchiedene, aber fruchtloſe Landungsverſuche. Auch mehrere Seetreffen zwiſchen ihnen und den Neapolitanern wurden geliefert. Dieſer kriegeriſchen Geſchäfte ungeachtet, verwandte der König viele Sorgfalt auf heilſame Einrichtungen im Innern des Reiches. Die Univerſität zu Neapel wurde neu organiſirt, eine neue politechniſch=militäriſche Schule eröffnet, eine große Bibliothek errichtet. Beim Ausbruch des ruſſiſchen Feldzuges übertrug Joachim die Regentſchaft von Neapel ſeiner Gemahlin, und begab ſich über Berlin zur großen franzöſiſchen Armee. Er befehligte auch hier die Kavallerie, und mehrere Armeekorps ſtanden unter ſeinem Oberkommando am Niemen. Er lieferte mit einigen ruſſiſchen Korps glückliche Gefechte. Beim Vorrücken der franzöſiſchen Armee gegen Moskau bildete er mit einem Korps das Centrum. Der Schlacht, welche am 7. Sept. an der Moskwa geliefert wurde, gab er durch einen Kavallerie=Angriff den entſcheidendſten Ausſchlag, kam aber dabei in Gefahr, in feindliche Gefangenſchaft zu gerathen. Am 14. September rückte er mit der Avantgarde in Moskau ein und bemächtigte ſich des Kremls. Als bald darauf das geſchlagene franzöſiſche Heer den fürchterlichen Rückzug aus Rußland antrat, verließ Napoleon die Armee, und übertrug dem König von Neapel das Oberkommando. Auch bei den nachher in Sachſen vorgefallenen

Schlachten war Joachim gegenwärtig. Von Dresden aber begab er ſich nach Italien, und ſeine Truppen folgten ihm. Er ließ ſich jedoch in dieſem Lande in keine Schlachten ein, ſondern nahm nur Stellungen, beſetzte einige italieniſche Staaten, und ſchloß einen Freundſchafts-Traktat mit den Alliirten, kraft deſſen er gegen den Vicekönig von Italien nachdrücklich zu operiren begann. Als aber bald hierauf der Friede mit Frankreich geſchloſſen ward, begab ſich Joachim nach Neapel zurück.

Seit dieſer Zeit ſetzte er das Einvernehmen mit dem öſterreichiſchen Kabinette fort, und gab ſich den Anſchein, als ob er an daſſelbe ſein eigenes Intereſſe ganz anſchließen wollte. Indeſſen entwarf er in der Stille weitausſehende Plane für die Zukunft, und bereitete alles zu einer militäriſchen und politiſchen Revolution vor. Als endlich die Laſt der militäriſchen Anſtrengungen zu drückend wurde, forderte er in der Hälfte Februars 1815 von Öſterreich den freien Durchzug durch Mittel- und Ober-Italien für ſeine Armee, die nach Frankreich gehen würde; dieſes Verlangen wurde zurückgewieſen, und Mürat hielt mit einer weiteren Erklärung noch zurück. Ja, als am 5. März die Nachricht von der Entweichung Bonaparte's aus Elba, nach Neapel gelangte, ließ er dem öſterreichiſchen und engliſchen Kabinette die Verſicherung erneuern, daß er dem

Syſteme der Allianz treu ſeyn und bleiben werde. Sonderbar contraſtirte hiermit, daß er zugleich ſeinen Adjutanten nach Frankreich an Bonaparte ſandte.

Als endlich die Nachricht von dem Einrücken Bonaparte's in Lyon nach Neapel gelangt war, ließ Mürat dem römiſchen Hofe beſtimmt erklären, daß er die Sache Napoleons wie die ſeinige betrachte, und demſelben nun beweiſen werde, daß ſie ihm nie fremd geweſen ſey. Zugleich verlangte er den Durchzug durch das römiſche Gebiet. Der Papſt proteſtirte dagegen; demungeachtet rückte Mürat am 22. März mit ſeiner Hauptmacht aus den Marken in die Legationen vor, und fing die Feindſeligkeiten am 30. März damit an, daß er die öſterreichiſchen Truppen bei Ceſena angriff.

Unläugbar iſt es, daß Mürat durch Talent und Tapferkeit ſich von jeher ausgezeichnet hat; ſein Muth, ſeine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit in den gefährlichſten Augenblicken hat das Glück der Waffen oft auf die Seite der franzöſiſchen Armee gewendet, ja durch ihn wurde manche heiße Schlacht entſchieden. Als General der Kavallerie hat er den allgemeinſten Ruhm. Was jedoch ſeine Politik betrifft, ſo iſt dieſe mit jener Bonaparte's zu innig verſchwiſtert, als daß ſie nicht ganz das Gepräge derſelben tragen ſollte. Mürats Herz wird nirgends

empfohlen; ſeit er zuerſt ſelbſt wirkend auftrat, haben nur Härte und Selbſtſucht ihn geleitet, das Plünderungsſyſtem war faſt immer Maxime ſeines Korps. Zu der Stufe, auf welcher er ſteht, hat er ſich wirklich durch Auszeichnung den Grund gelegt, aber Liſt und Trug ſind die Mittel, durch welche er Ausdehnung ſeiner Macht ſucht, und kein Mittel iſt ihm zu niedrig, wenn es zum Zwecke führt. Italien und Spanien haben ihn ſchmerzlich kennen gelernt; ſein Andenken wird ſich daſelbſt in traurigen Erinnerungen erhalten.

Prinz Eugen Beauharnais,

ein franzöſiſcher General.

Geboren 1782.

Eugen Beauharnais, General-Oberſt, Kommandant en Chef der Jäger zu Pferde bei der franzöſiſchen Garde, Großoffizier und Mitglied des großen Rathes der Ehrenlegion, wurde 1782 auf der franzöſiſchen Inſel Martinique geboren. Sein Vater Alexander de Beauharnais, ein warmer hochherziger Mann, ebenfalls zu Martinique geboren, hatte ſich dort 1781 mit Joſephinen, Tochter de la Pagerie, vermählt, welche aus einer ſehr reichen Familie ihm nebſt vielen Gütern des Glückes auch viele andere ſchätzbare Eigenſchaften mitbrachte, und welche das Geſchick in der Folge auf den franzöſiſchen Kaiſerthron rief.

Alexander ward durch die Revoluzion nach Frankreich gerufen, und ohne irgend einer Partei zu huldigen, beſtrebte er ſich für alle zu wirken. Als Frankreich 1792 den Krieg erklärt hatte, erhielt Beauharnais den Oberbefehl im Lager zu Soiſſons, und nachher das Kommando der Rhein-

armee. Er machte vortreffliche Anſtalten, ſeine Heere zu organiſiren, aber in Frankreich hatte die Schreckensepoche begonnen, und alles Bedeutendere fiel unter ihrem blutigen Schwerte. So auch Beauharnais. Ein gemeiner, elender Kerl, Varlet, klagte ihn an, er ſey ein Feind des Volkes, habe mit den Feinden des Staates Verſtändniſſe unterhalten u. ſ. w. Auf dieſe unbeſtimmten Anklagen wurde Beauharnais verurtheilt, und ſtarb mit Gelaſſenheit und Faſſung unter der Guillotine. Vier Tage darauf wurde die Schreckensregierung geſtürzt.

Ganz Paris bedauerte Beauharnais Gemahlin, Joſephinen, aber ſie vermählte ſich 1795 zum zweiten Male mit dem General Napoleon Bonaparte, und der Weg zu ihrer künftigen Erhöhung war gebahnt. Jetzt trat auch Eugen bedeutender ins Leben vor, und entwickelte ſeine Anlagen, die ſich ſchon frühe bei ihm gezeigt hatten. Bald ward auch Bonaparte's Aufmerkſamkeit für ihn ſichtbar. Eugen focht beinahe immer an ſeiner Seite, und gab überall Proben ſeines Muthes; auch wohnte er der Expedizion nach Egypten und der Schlacht bei Marengo bei.

So wurde er Adjutant des erſten Konſuls, Eskadronchef bei der Reiterei der Konſulargarde, und als ſich Bonaparte die Kaiſerkrone Galliens aufſetzte, im Jänner 1805 Erzſtaatskanzler von

Frankreich. Italien erhielt eine neue Verfaſſung, und Beauharnais wurde im Juni 1805 zu deſſen Vizekönige ernannt, und mit dem Großkreuze des italieniſchen Ordens von der eiſernen Krone geziert. Endlich, nachdem er ſich mit Auguſten von Baiern vermählt hatte, wurde er am 22. Jänner 1806 von Napoleon an Kindesſtatt angenommen, und zum Nachfolger in Italien beſtimmt.

Im Kriege gegen Öſterreich im Jahre 1809 kommandirte er in Italien, und verlor Anfangs zwei große Schlachten gegen den Erzherzog Johann von Öſterreich; endlich aber gelang es ihm, ſich mit Napoleons Armee zu verbinden.

Im Jahre 1810 wurde er von dem franzöſiſchen Kaiſer zum Erbgroßherzog von Frankfurt ernannt.

Dem unglücklichen Feldzuge gegen Rußland vom Jahre 1812 wohnte er zwar bei, das Oberkommando übernahm er aber erſt, nachdem der König von Neapel die Armee auf ihrem Rückzuge verlaſſen hatte. In dem Kriege gegen die alliirten Mächte kommandirte er die franzöſiſche Armee in Italien einige Zeit mit Klugheit und Beharrlichkeit, ohne jedoch gegen das tapfere Heer der Öſterreicher, zuerſt von dem Feldzeugmeiſter Freiherrn von Hiller, nachher von dem Feldmarſchall Grafen von Bellegarde befehliget, bedeutende Vortheile erringen zu können. Als Frankreichs alte Herrſcher-

Dynaſtie den Thron wieder beſtieg, folgte er dem an ihn ergangenen Rufe, entließ ſein Heer und begab ſich nach Paris, wo er von Ludwig XVIII. mit Huld aufgenommen wurde.

Seine Schweſter, Hortenſia Beauharnais, iſt die Gemahlin Ludwigs, des ehemaligen Königs von Holland, eines Bruders Napoleons.

Inhalt
des vierten Bandes.

Seite

Koſmus von Medizis, Herzog zu Florenz .	3
Sixtus V., römiſcher Papſt	5
Philipp II., Köing von Spanien	9
Stephan Bathori, König von Pohlen . .	14
Michael Montaigne, ein franzöſiſcher Philoſoph	17
Don Juan von Oeſterreich, ein berühmter ſpaniſcher Held	20
Michael Cervantes, ein ſpaniſcher Schriftſteller	22
Sully, Freund und Miniſter Heinrichs IV. von Frankreich	28
Tilly, ein öſterreichiſcher Feldherr . . .	34
Gallilei, ein berühmter Aſtronom	35
Moritz von Naſſau, ein Staatsmann und Feldherr	38
Kepler, ein berühmter Aſtronom	40
Rubens, ein berühmter Mahler	45
Guſtav Adolph, König von Schweden . . .	49
Aurengzeb, Regent der Mongolen	54

Seite

Ruyter, ein holländiſcher Seeheld 56
Ninon de Lenklos, eine ſchöne und geiſtreiche Franzöſin 60
Colbert, franzöſiſcher Staatsminiſter . . . 64
Conde, ein großer franzöſiſcher Feldherr . . 67
Algernon Sidney, ein engliſcher Staatsmann 73
Johann Sobiesky, König von Pohlen . . 79
Fenelon, ein berühmter franzöſiſcher Biſchof . 80
Johann Wenzel Fürſt von Lichtenſtein, ein berühmter öſterreichiſcher General . . . 89
Van Swieten, ein berühmter Arzt 89
Linne, ein berühmter ſchwediſcher Naturforſcher 91
Kien-Long, Kaiſer von China 94
Andreas Graf von Haddik, öſterreichiſcher Feldmarſchall 97
Wenzel Anton Fürſt von Kaunitz, öſterreichiſcher Staatsminiſter 99
Gluk, ein berühmter Komponiſt 101
Winkelmann, ein berühmter Kunſtkenner . . . 105
Maria Thereſia, deutſche Kaiſerin 110
Pius VI., römiſcher Papſt 114
Herzberg, preußiſcher Staatsminiſter . . . 118
James Cook, Weltumſegler 121
Katharina II., Kaiſerin von Rußland . . . 124
Denis, ein berühmter öſterreichiſcher Gelehrter 127
Leſſing, ein berühmter deutſcher Gelehrter . 131
Suwarow, ruſſiſcher Feldherr 134

Seite

Washington, General und Präſident des Kongreſſes in Amerika 241
Karl Graf von Clerfayt, kaiſerlicher General-Feldzeugmeiſter 146
Sieyes, ein berühmter franzöſiſcher Staatsmann 149
Fox, ein engliſcher Parlamentsredner und Miniſter 159
Kleber, ein franzöſiſcher General 168
Fürſt Alexander Berthier, franzöſ. General . 177
Maſſena, ein berühmter franzöſiſcher General 184
Lord Nelſon, ein engliſcher Seeheld . . . 190
Friedrich von Schiller, ein Dichter und Geſchichtſchreiber 199
Deſaix, ein berühmter franzöſiſcher General . 209
Joachim Mürat, König von Neapel . . . 212
Prinz Eugen Beauharnais, franzöſiſcher General 247

Wien, gedruckt bei Carl Gerold.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

SEP 24 1924

Digitized by Google